



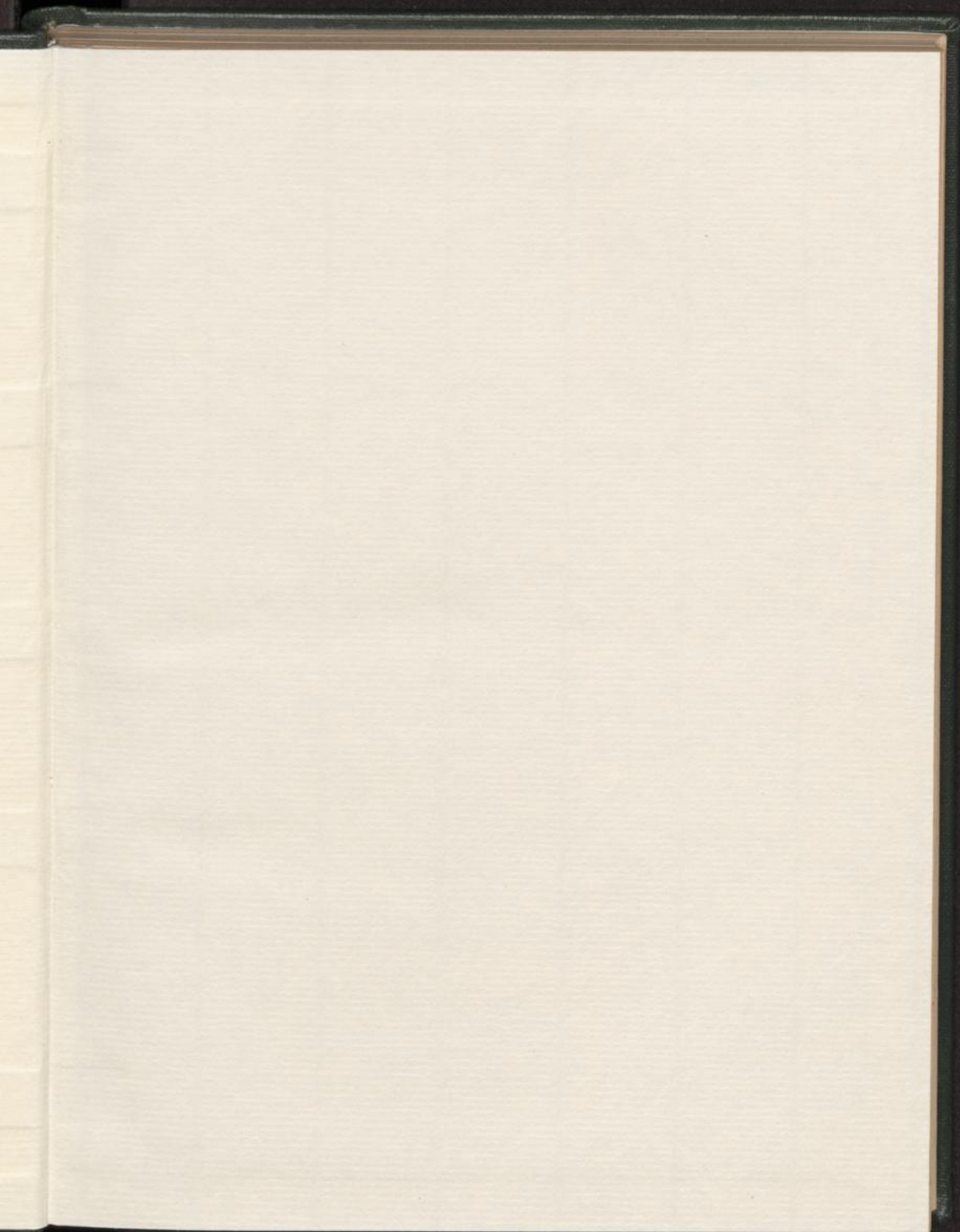
Deutsche
Jugend
I

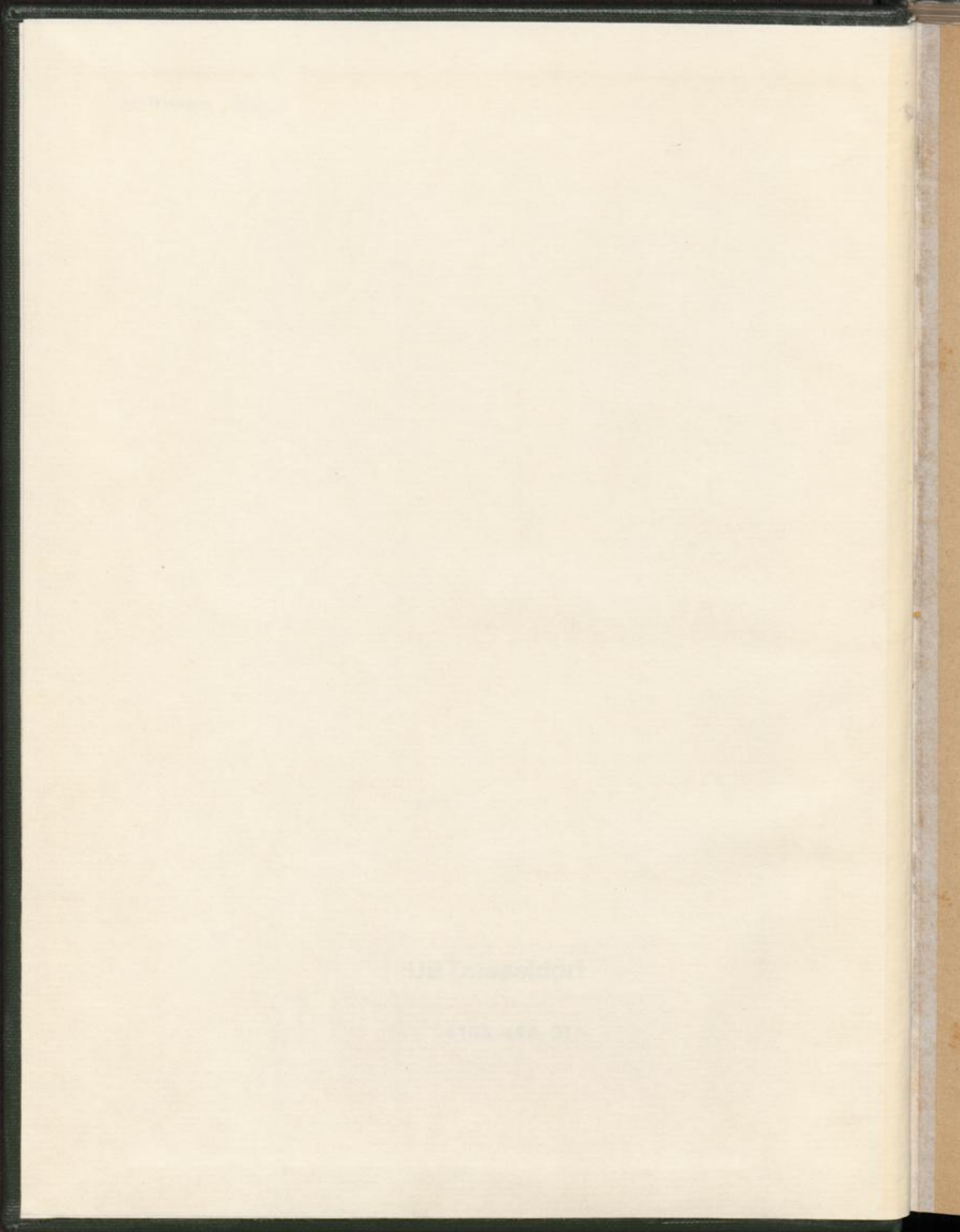
lit.
72

Rimann 164

UB Düsseldorf

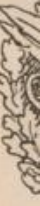
+4103 498 01





J. Brockhaus

86/12730





Deutsche
Jugend.

Erster Band

Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

© 1900
F. J. Schuch
© 1900

© 1900

© 1900



Illustrierte Monatshefte.

Unter Mitwirkung von

Friedr. Bodenstedt, Franz Bonn, Th. Colshorn, Carl Enslin, Emanuel Geibel, Carl Gerok, Klaus Groth, A. W. Grube, Fr. Gull, C. Heigel, Gustav Jaeger, Gust. Zahn, Hermann Kletke, Friedrich Körner, Hermann Kurz, Rudolf Löwenstein, B. Löwike, Herm. Masius, Joh. Meyer, Ed. Mörike, Friedr. Oldenberg, Wilh. Osterwald, Gust. Pfarrnus, Ad. Pichler, A. Reichenau, Carl Reinhold, C. Rohrbach, Otto Roquette, Georg Scherer, Theodor Storm, Julius Sturm, Albert Traeger, Heinr. Viehoff, Villamaria, Otilie Wildermuth, Heinrich Zeise u. A.

herausgegeben von

Julius Lohmeyer.

Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von

H. Bürkner, Ludwig Burger, Fedor Flinzer, Joseph Ritter v. Fühlich, W. Georgy, Th. Große, G. Hammer, Albert Hendschel, Oscar Pletsch, Friedrich Preller, Ludwig Richter, Ferd. Rothbart, Gustav Spangenberg, Paul Thumann, A. v. Werner, A. v. Zahn u. A.

Unter künstlerischer Leitung von

Oscar Pletsch.

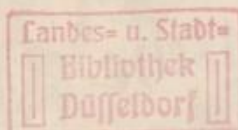
Erster Band.

Verlag von Alphonse Dürr in Leipzig.

1873.

D. Lit. 1272

²
m



Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt, auf Grund des Bundesgesetzes Nr. 19 vom 11. Juni 1870.

1103 498 01

07. 1978



Zum Eingang

Dir, Deutsche Jugend, gilt mein erster Gruß;
 Ich ruf' ihn jubelnd über Thal und Fluß,
 Ich ruf' ihn weit hinaus durch Deutschlands
 Gauen!

Dir gilt mein Gruß, wildfrohe Knaben-
 schaar,

Mit freier Stirn und goldgelocktem Haar,
 Mit herz'gem Treublick unter trug'gen Brauen!

Euch wackern Buben, hold in Kraft erblüht,
 Für alles Edle ritterlich erglüht,
 Das Herz voll Muth und kühnem Thatverlangen!
 Euch, die als Schwert ihr kühn die Gerte schwangt
 Und stolz das Lied vom Deutschen Rheine sangt,
 Als blutigheiß die Väter um ihn rangen!

Euch schmucken Dienlein gilt er, frisch und rund,
 Mit Schelmengrüßchen um den Rosenmund,
 Hausmütterlein mit liederfroher Kehle!
 Und Euch, Ihr Mägdelein, schlank und blüthenzart,
 Im Flechtenschmuck von sittig Deutscher Art,
 Voll Märchendunst und Feierklang die Seele!

Deutsche Jugend. I.

Euch allen gilt mein Grüßen, Groß und Klein,
 In jedes Haus ruf' ich den Gruß hinein
 Vom Strand der Düne bis zur Alpenfirne.
 Vernehmt, ein Bote zieht durch's Deutsche Land,
 Ein Spielmann ist's im festlichen Gewand,
 Von Eichlaub rauscht ein Kranz um seine Stirne.

Er klopft an hochehrlicher Sängers Thür,
Verneigt sich tief und spricht: „O reichet mir
Für Deutschlands Jugend goldne Liebergaben!“
Er tritt an edler Künstler Staffelei:
„Gebt mir ein Bild, o Meister, gebt mir zwei,
Ein schmuckes Blatt für meine wackern Knaben!“

Und seht, die Meister lächeln in den Bart
Und sprechen mild: „Da nimm! und Glück zur Fahrt!“
Und schaum dem Spielmann nach mit heitern Blicken.
Und überall erfährt er gleiche Gunst,
Mit Dichtergaben, Gaben Deutscher Kunst
Den Lebensmorgen lieblich euch zu schmücken.

Und reich beschenkt zieht er von Ort zu Ort;
Dort lehrt man ihn ein neckisch Räthselwort
Und hier die Waldfee Märchen ihn und Lieder;
Dort bricht er selbst ein Sträußlein Edelweiß,
Und Alles birgt und ordnet er mit Fleiß,
Und schäufesfroh steigt er in's Thal hernieder.

Die Kunde fliegt erfreut von Mund zu Mund:
„Der Spielmann naht!“ — Bald folgt im Wiesengrund
Ein Kinderschwarm mit Jubel seinen Wegen.
Am Kirchlein grüßt ihn Alles, Klein und Groß,
Und selbst das Büblein auf der Mutter Schooß,
Es jauchzt dem lieben Bildermann entgegen.

Und um die Linde fröhlich lauscht der Chor
Mit klugen Blicken und gespanntem Ohr,
Als nun des Spielmanns Saiten hell erklingen.
Von Thaten singt er, reich an Ruhm und Glanz,
Singt von der Herrlichkeit des Vaterlands
Und von der Ferne wunderreichen Dingen;

Von grauer Vorzeit, Heldenfahrt und Schlacht,
Von Zauberinseln voll von Märchenpracht,
Singt von der Allmacht ew'gem Liebeswalten;
Des Schöpfers Wundern singt er Ruhm und Preis —
Und wie gebannt und lautlos lauscht der Kreis
Und freundlich rings und stillbewegt die Alten.

Und dann — dann sieht er nieder auf der Bank,
Um ihn die Schaar — Gelächter schallt und Sang —
Voll Lust entrollt er seiner Bilder Prangen.
Und zieht er fort — so schweigen Spiel und Tanz,
Doch ist es stets, als blieb' ein stiller Glanz
Um Baum und Strauch und in den Herzen hangen. —

Der Spielmann naht zum ersten Male heut,
Und immer wenn der Mond die Bahn erneut
Wird er auf's neu' mit neuen Schätzen kommen.
O Deutsche Mütter, die Ihr treu am Herd
Der Sitt' und Anmuth heilig Feuer nährt,
Am Deutschen Herde heißt ihn froh willkommen!

Die Ihr des Hauses Hüterinnen seid,
Das stolze Erbe dieser großen Zeit
Vertraut die Zukunft Eurem Liebeswerke.
Am Deutschen Herde haltet nun die Wacht!
Hier wachsen still die Wurzeln unsrer Macht,
Hier quillt der Born, der Urquell unsrer Stärke!

Last sie erwachsen in des Hauses Zucht,
Die Deutsche Jugend, die dereinst die Frucht
Der Siege pflückt im neuen Friedensreiche!
Last sie erblühen in Kraft und Ernst zumal,
Erblühen und wachsen in der Schönheit Strahl,
Dem Rösslein gleich im Schirm der mächt'gen
Eiche!

Julius Lohmeyer.





Der Krystallsucher.

Ein Märchen

von

Julius Sturm.

Holzschnitte nach Original-
Zeichnungen

von

Paul Thumann.

roben hoch im Gebirg lag am Ufer eines schönen blauen See's vor langen Jahren ein ärmlich aussehendes Häuslein. Es hatte nur zwei kleine Fenster, und das mit dürrem Schilf belegte Dach war mit mächtigen Steinen beschwert. Ueberall traf hier das Auge auf mächtige Bergriesen, die ihre mit ewigem Schnee bedeckten Häupter hoch in den blauen Aether erhoben; senkte sich aber der Blick auf den wie Krystall durchsichtigen See, so schienen die blendend weißen Berggipfel in eine unergründliche Tiefe hinabzutauhen. Auf der Wiese, die den See umgab, blühten zahllose lieblich duftende Blumen, die, je kleiner sie waren, um so farbenprächtiger prangten. Hier blinkten mitten in dem frischen Grün die blauen Sterne der Gentiane; dort erhob das zierliche Alpenprimelchen sein rosiges Haupt, während dicht daneben eine weiße Anemone, einer frisch gefallenen Schneeflocke gleich, auf zierlichem Halme zu ruhen schien. Um die Berge zog sich, wie ein purpurner Saum, das blühende Gebüsch der Alpenrosen. Weit und breit herrschte eine tiefe Stille, die nur dann und wann durch den unheimlichen Schrei eines beutegierigen Geiers oder durch den schrillen Pfiff eines auf Wache stehenden Murmelthieres unterbrochen wurde.

In dem kleinen, einsam gelegenen Hause lebte ein Mann mit seinem Weibe und einem Häuslein ärmlich gekleideter aber blühender, munterer Kinder. Der Mann

sah wunderbarlich aus, wenn er am Morgen aus seinem Häuslein trat. Er war groß und stark gebaut, hatte einen langen grauen Bart, trug einen runden Hut mit einer mächtigen Adlerfeder und einem Eulenflügel geschmückt, und um die Schultern hing ihm ein Gemsenfell; an den Füßen trug er plumpe mit Nägeln beschlagene Schuhe; an seiner Seite hing eine braune Ledertasche und ein gewaltiger Hammer, und in der rechten Hand führte er einen langen Stab mit einer Spitze aus Eisen versehen. Langsamem Schrittes wanderte er bergan, tief in das Gebirge hinein. Der Mann war ein Krystallsucher. Wenn er am Abend nach Hause kam, dann war sein Täschlein oft mit funkelnden Bergkrystallen gefüllt, die er in tiefen Höhlen gesucht und gar oft mit Gefahr seines Lebens gewonnen hatte. Diese Steine verkaufte dann sein Weib, und von dem Erlös nährte sich die zahlreiche Familie kümmerlich genug. Eines Tages, als der Mann lange vergeblich gesucht hatte und höher und immer höher gestiegen war, fesselte ein Felspalt seine Aufmerksamkeit. Er spähte in die dunkle Nacht hinein, fuhr aber gleich darauf erschrocken zurück, denn aus der tiefen Klust wanderte ihm ein Licht entgegen. Ehe er sich noch recht besonnen hatte, stand ein Bergmännlein vor ihm, das ein Grubenlicht in der Hand trug. Der Kleine war ganz wie der Krystallsucher gekleidet, hatte sich gleichfalls den grauen Bart lang wachsen lassen und zeigte ein seltsam verwitertes Gesicht, in dem unter buschigen Augenbrauen kleine tiefstliegende Augen listig hervorblickten. Der Krystallsucher wußte nicht, was er denken sollte, und sah das Männlein mit großen Augen verwundert an. Das Männlein aber rief mit einem feinen gellenden Stimmchen: „Was giebt es da zu glozen, du großer Kummel! Suchst du mich doch an, wie die Kuh das neue Thor!“ „Nur nicht so grob, du Knirps“ sagte der Lange, „ich glaube gar, du willst mir in's Handwerk pfluschen.“ „Hi!“ lachte der Kleine, „wie wär's, wenn ich der Meister wäre und du wärst der Pfluscher? Laß doch sehen, was du gefunden hast.“ — „So viel wie du sicherlich“, war die Antwort, die verbrießlich genug klang. „O du Großhans“, rief der Kleine, „sieh her!“ und das Männlein machte sein Täschlein auf, das bis oben an mit so prächtig blitzenden Steinen gefüllt war, wie sie der Krystallsucher nie gesehen hatte. Da bekam der Mann einen gewaltigen Respect vor dem Kleinen und fragte: „Wo hast du diese kostbaren Steine gefunden?“ „Hi! Hi!“ lachte das Bergmännchen, „so fragt man Narren aus!“ Der Große aber fing an zu bitten und gab so lange gute Worte, bis der Kleine sagte: „Wenn

du Muth genug hast, kannst du heut einmal mit mir gehen.“ Als der Krystallsucher sich einen Augenblick besann, ob er es wagen dürfe, rief das Männlein höhrend: „Da siehst man, wie klein bei dem langen Kerl die Courage ist; wagt's nicht einmal mit mir auf die Suche zu gehen!“ Der Krystallsucher, dem es allerdings in der Nähe des Bergmännleins unheimlich zu Muth war, raffte trotzig seinen Muth zusammen und rief: „Was du wagst, wage ich wohl auch noch!“ Nun wanderten beide noch tiefer in das Gebirge hinein, und endlich stand der Kleine vor einer Höhle still und brannte sein kleines Lämpchen an. „Da hinein geht der Weg!“



rief er und husch! war er in der Höhle. [Der Lange mußte sich bücken und auf Händen und Füßen nachkriechen, und der Kleine verhöhnte ihn dabei und rief: „Das hast du von deiner Länge; wärst du klein, wie ich, könntest du's leichter haben. Aber komm nur, wir sind gleich am Ziele.“ Nach und nach wurde die Höhle größer und endlich erweiterte sie sich zu einer mächtigen Grotte. Der Kleine leuchtete an den Wänden umher und rief: „Sieh nur! sieh!“ Da stand der Mann ganz erstaunt. Denn die wunderbarsten Felsengebilde traten ihm entgegen, und wohin das kleine Bergmännlein das Licht fallen ließ, blitzte und funkelte es in allen Regenbogenfarben, als hätten sich alle Krystalle der Welt hier zusammengefunden. Dem Krystallsucher zuckte es fieberhaft in den Fingern; schon hielt er den Hammer krampfhaft fest, um sich seine Lebertasche hier zu füllen, als der Kleine gebieterisch rief: „Einen! nicht mehr, und diesen einen nur damit du morgen nicht denkst, du hättest nur geträumt.“ Davon wollte allerdings der Lange nichts wissen, das

Männlein aber sprach drohend: „Gehorchst du nicht, so lösche ich das Grubenlicht aus, und du magst zu sehen, wie du aus dem Berge kommst.“ Der Lange sah sich ängstlich nach dem Lichte um und legte sich auf's Bitten, aber das Bergmännlein blieb dabei: „Einen! nicht mehr!“ „So leuchte mir“, bat der Krystallsucher, „damit ich mir wenigstens den schönsten aussuchen kann.“ Diese Bitte wurde ihm erfüllt, aber es dauerte lange, ehe der Mann eine Wahl getroffen hatte. Endlich! ja dies war sicher der größte und reinste Krystall! Ein kurzer Schlag mit dem Hammer, und der Stein sprang klingend ab. „Nun hast du dein Theil“, sagte das Bergmännlein, „jetzt wollen wir uns auf den Rückweg machen!“ Nach diesen Worten wanderte er wieder mit seinem Lämpchen voran und mühsam kroch der Krystallsucher ins Freie. „Sieh! solcher Höhlen weiß ich viele“, sagte der Zwerg, „und ich weiß Höhlen, in denen noch ganz andere Steine wachsen.“ Er griff nachlässig in sein Täschlein und hielt gleich darauf dem erstaunten Krystallsucher eine Hand voll funkelnder Edelsteine entgegen und sagte, dabei listig mit seinen Augenlein blinkend: „Soll ich dich in die Lehre nehmen?“ Da lachte dem armen Krystallsucher das Herz und er rief: „Ja, du bist der Meister! laß mich dein Lehrjunge sein.“

„Groß genug bist du dazu“, lachte das Männlein, „aber was zahlst du mir an Lehrgeld?“ „Ach!“ lautete die Antwort, „ich bin ja ein blutarmer Mann, ich will dir ein ganzes Jahr umsonst dienen.“ „Ist nicht nöthig“, sicherte das Männlein, „damit wäre mir wenig gedient, ich habe der Gesellen genug; sollen wir einig werden, so mußt du mir dein jüngstes Töchterlein zur Frau geben. Die Kleine soll's gut bei mir haben, denn du mußt wissen, daß ich der König der Bergmännchen bin; tief im Berge steht mein Schloß. Das solltest du sehen! Alle Fenster sind aus funkelnden Edelsteinen geschliffen, und Jahr ein Jahr aus brennen in meinem Schlosse hunderttausend Irrlichter als Lampen. Da soll dein Töchterlein wohnen und Königin sein.“

Der Krystallsucher schüttelte traurig mit dem Kopfe und sagte: „Nein, das thu ich nimmermehr! die jüngste ist mein Liebling, und was würde meine Frau dazu sagen?“ „Wie du willst“, sagte der Kleine, „aber du wirst dich schon eines Besseren besinnen. Willst du mir dein Mägdelein geben damit es meine Frau Königin werde, so komme mit ihr nur an den Berg, den du da drüben siehst, und klopfe mit deinem Hammer an. Das Weitere wird sich finden. Damit du aber nicht leer nach Haus kommst, will ich dir ein Geschenk für mein kleines

Liebes mitgeben.“ Mit diesen Worten langte das Bergmännlein in seine Tasche und holte ein Kettchen, ein feines goldnes Kettchen hervor und sagte: „Das wird deinem Töchterlein gut stehen! und nun lebe wohl, und sei nicht so dumm als du lang bist.“ Kaum hatte das Männlein dies gesagt, so war's auch schon verschwunden, und der Krystallsucher stand mitten in einem dichten Nebel und fand nur mit großer Mühe den Weg nach Hause. Als er nach Haus kam, gab es einen großen Jubel, aber der Mann hatte kein freundlich Wort für seine Kinder. Er mußte nur immer an die Höhle mit den Krystallen denken und an die Edelsteine, die der Kleine in seiner Tasche trug. Die Frau wußte nicht, was sie von ihrem Manne denken sollte, sie bekam auf all' ihre freundlichen Fragen keine Antwort. Ehe der nächste Tag graute, wanderte der Krystallsucher wieder in die Verge, die Höhle lag ihm im Sinn. Aber wie er auch suchen mochte, die Höhle war nicht zu finden, und er brachte am Abend nichts mit nach Haus, als einen Strauß Edelweiß. — Das Brod war ausgegangen. Die Noth wuchs. Was sollte nun werden? — Der geängstigte Mann blickte verstohlen nach seinem jüngsten Töchterlein und dachte: „Sollte es nicht besser sein, wenn ich sie dem Bergmännlein zum Weibe gebe, als wenn wir alle verhungern? Aber freilich die Mutter! — Nein, es darf nicht sein! Wer wüßte denn auch, was aus des Kindes armer Seele würde. Morgen will ich noch einmal in's Gebirg und meine Frau kann einstweilen den Krystall verkaufen, den ich noch in meiner Tasche habe. Die Kette freilich darf ich nicht sehen lassen, die Leute würden denken, ich hätte sie gestohlen!“ So gab er nun seinem Weibe den Auftrag, den Krystall, den er aus der Tasche nahm, am nächsten Morgen recht bei Zeiten in die weitentfernte Stadt zu tragen, um einen Käufer für den seltenen Stein zu suchen und für den Erlös Brod zu kaufen. Dann legte er sich auf sein Lager, konnte aber nicht schlafen, weil er immer an das Bergmännlein, an sein liebes jüngstes Kind, an seine große Armuth und an den Reichthum denken mußte, den er besitzen könnte, wenn er sein Töchterlein zum Opfer brächte. — In der Nacht stand er mehrmals auf und trat vor das Bettchen seiner Kleinsten und seufzte: „Ach du liebes armes Kind!“ Das hörte sein Weib und fragte, was er nur habe? aber er antwortete nur: „Die Sorgen lassen mich nicht schlafen, ich bin leer heimgekommen und werde noch oft leer heimkommen; ich kann mich im Gebirg nicht mehr zurecht finden, und das Steigen wird mir so schwer, als ob ich Blei an den Füßen hätte.“

Die Frau suchte ihn zu trösten; aber er seufzte nur: „So kann's nicht länger gehen. Wir müssen sonst alle verhungern. Ach, mein liebes, liebes armes Kind!“ Da merkte die Frau, daß mit ihm nichts anzufangen sei, und machte sich schon vor Tags, als die Kinder noch fest schliefen, auf den Weg und dachte: „Bring' ich nur erst wieder Brod nach Haus, wird er schon vernünftig werden. Er ist ja sonst immer ein braver, frommer Mann gewesen, der mich oft genug, wenn mich schwere Sorgen drückten, auf den lieben Gott getröstet hat.“ — Kaum hatte die Frau das Haus verlassen, so stand der Mann wieder vor dem Bett seines Töchterleins. Es lag so lieblich vor ihm, daß er leise, leise das Kind küßte und bei sich sprach: „Nein, du sollst bei uns bleiben, es mag nun gehen, wie es wolle!“ Plötzlich dachte er an die goldene Kette. „Ei“, rief er, „die hätte ich beinahe vergessen! Ich muß doch einmal sehen, wie sie sich an dem weißen Hälschen annimmt!“ Er holte die Kette und legte sie sanft um den Hals der kleinen Schläferin. Kaum aber hatte er das gethan, so erschrak er bis zum Tode. Eine Todtenblässe hatte sich auf das Gesicht des Kindes gelagert, das Herz schlug hörbar, und ein schmerzliches Zucken spielte um die bleichen Lippen. Nach und nach nahm das kleine Gesicht ganz fremdartige Züge an. Da faßte den Vater eine namenlose Angst, er wollte die Kette abziehen, es war vergeblich; über seinen Bemühungen erwachte das Kind, griff mit seinen Händchen an den Hals und sah mit seinen Augen den Vater wie klagend an. Er wollte es beruhigen, aber das Kind fing heftig zu weinen an, und die Züge desselben verwandelten sich immer mehr, so daß es zuletzt dem geängstigten Manne vorkam, als habe er das Gesicht des Bergmännleins vor sich in der Wiege liegen. Er verwünschte den tückischen Zwerg und schrie dann verzweifelt: „So darf mein braves Weib das Kind nicht sehen! Es muß fort, fort aus dem Haus, der Zwerg hat mir's verhext; er hat mit seiner Tücke gesiegt, so soll er denn auch das Kind haben, aber der Preis soll darin bestehen, daß er mich zu den Höhlen führt, in denen die Edelsteine wachsen. Reich will ich werden, so reich, daß der König gegen mich ein Bettelmann sein soll!“

Er nahm das schreiende Kind aus der Wiege, wickelte es in sein Gemsenfell, wie es auch zappeln mochte, kleidete sich an, band sich das Kind auf den Rücken und lief, wie von bösen Geistern gejagt, in das Gebirg hinein. Die Sterne schimmerten wunderbar hell, und als er droben auf dem Berge in der schweigenden Einsamkeit stand, das wimmernde

Kind auf dem Rücken, da war's ihm zu Muth, als ob ihm die Sterne feurige Pfeile in's Herz schössen; dann aber dachte er wieder an seine Armuth, und es kam ihm vor, als hinge der ganze Himmel voll blinkender Edelsteine und als dürfte er die Hand nach allen ausstrecken und als wären alle sein, um den Preis seines Kindes. Er stürmte wieder vorwärts, der Weg ging über mächtige Gletscher. Plötzlich wich der Boden unter seinen Füßen, und er stürzte in eine tiefe Gletscherspalte. Als er zur Besinnung kam, sah er die Sterne hoch über sich leuchten, und hinter ihm und vor ihm war Eis, kaltes Eis. Doch er hatte Boden unter seinen Füßen und merkte, daß er auf einem Eisblock stand, der sich in die Spalte eingeklemmt hatte. Ein wimmerndes Stimmchen traf sein Ohr. Das Bündel war aufgegangen. Vor ihm lag sein Kind, er sah's deutlich, denn schon fing es leise zu dämmern an. Er hob das Kind empor; es schlang seinen kleinen Arm um den Hals des Vaters und wimmerte: „Ach, mich friert!“ Er drückte es an sein Herz und blickte seufzend zum Himmel. Dann legte er es wieder auf den Eisblock, hüllte es in das Gemsefell und versuchte an der Wand emporzuklettern. Das war eine vergebliche Mühe. Da dachte er an den Hammer, den er bei sich trug, und fing an Stufen in die Wand zu hauen, und während er pochte, pochte sein Herz und pochte sein Gewissen nach, und er dachte an die Sünde, die er hatte thun wollen, und seine Sünde stand blutroth vor ihm. Eine tiefe Reue ergriff ihn, und während er mit dem Hammer arbeitete, betete er zu Gott um Erbarmen! Es gelang dem Manne endlich nach harten Mühen aus der Spalte zu steigen; eilend stieg er wieder hinab und band sich das Kind auf den Rücken und kletterte behutsam wieder empor. Als er glücklich oben angekommen war, warf er sich betend auf seine Kniee. Es war Tag geworden. Weit umher glühten die Bergspitzen im Morgenroth und die Herrlichkeit des Herrn leuchtete ihm tief in das Herz hinein. Er wollte sehen, ob das Kind unverletzt sei; er nahm es vom Rücken und — o



Wonne! vor ihm lag wieder sein liebes blühendes Töchterlein. Die Kette war gesprungen und lag unten auf dem Eisblock in der Spalte. Da jubelte der Mann laut auf, herzte und küßte sein Kind und eilte seinem Hause zu, und dachte weder an Armuth noch an Reichthum, wohl aber an den barmherzigen Gott, der ihn vor einer großen Sünde bewahrt hatte. Als er nach Haus kam, schliefen die übrigen Kinder noch fest in ihrer dunklen Kammer, weil sie Niemand geweckt hatte. Er legte sein Töchterlein in's warme Bett, und bald war es eingeschlafen. Als es aufwachte, wußte es nichts mehr von dem, was in der Nacht mit ihm vorgegangen war, und auch die übrigen Kinder hatten die Abwesenheit ihres

Vaters und ihres Schwesterleins nicht bemerkt. Am Abend kehrte die Mutter tief gebeugt aus der Stadt zurück, sie hatte mit dem schönsten Krystalle ein ihr unerklärliches Mißgeschick gehabt. Als sie nämlich den kostbaren Stein aus der Ledertasche heraus genommen hatte, um ihn einem Händler anzubieten, war ihr derselbe plötzlich in der Hand in unzählige kleine, gänzlich werthlose Stücke zerprungen. So hatte sie ohne Brod den Heimweg antreten müssen. Unter Thränen erzählte sie dies ihrem Manne, der mit fröhlichem Gesicht sein jüngstes Töchterchen wiegte. Sie fürchtete, er würde

zürnen oder noch kleinmüthiger werden; dagegen reichte er ihr freundlich die Hand, sprach ihr Trost zu und verwies sie auf Hülfe von oben. Sie freute sich innig über die Wandlung, die mit ihrem Manne vorgegangen war, konnte sich aber nicht denken, wie es dahin gekommen sein möchte, daß er plötzlich wieder so guten Muthes war.

Als der Krystallsucher am nächsten Morgen in die Berge zog, schritt er so rüstig bergan, als sei er um zehn Jahr jünger geworden. Mit gefalteten Händen stand die Frau vor der Thür und blickte dem Davoneilenden freundlich und kopfschüttelnd nach, um dann an ihre Arbeit zu gehen. Als es zu dämmern begann, schaute sie oft nach den Bergen hinauf; endlich erblickte sie den Ersehnten, der ihr

schon von fern mit dem Hute froh zuwinkte und dann so lustig auffoderte, daß das Häuflein Kinder aus der Hütte gelaufen kam, um dem Vater entgegen zu eilen. Als dieser näher kam, hielt er die Tasche hoch empor; die Noth hatte ein Ende genommen, er kehrte mit einer reichen Tracht funkelnder Krystalle zurück. Sein Weg hatte ihn hoch in das Gebirge hinaufgeführt, und plötzlich war ihm zu Muthe gewesen, als stünde er an derselben Stelle, an der er mit dem Bergmännlein einst gestanden hatte. Aufmerksam suchte er umher, und siehe da! hinter einem Felsblock versteckt bemerkte er eine Höhle. Er kroch auf Händen und Füßen hinein. Nachdem er eine kleine Strecke zurückgelegt hatte, konnte er sich aufrichten. Nun nahm er ein Grubenlicht aus seiner Tasche und zündete es an. Noch war er nicht am Ziele. Muthig wanderte er weiter, als ihm plötzlich aus einer Felsspalte beim Schein seines

Pichtes die schönsten Krystalle entgegenleuchteten. Er suchte nicht weiter, sondern füllte sich seine Taschen; die Freude über den glücklichen Fund trieb ihn eilends heimwärts zu Weib und Kindern. An diesem Abend gab es einen großen Jubel in der kleinen Hütte; der Fröhlichste aber in dem frohen Kreise war der Vater, der sein kleines Töchterchen auf den Arm genommen und dem Kinde den schönsten Krystall in die Hand gegeben hatte.

Mit der Zeit wuchs der Wohlstand im kleinen Hause, und eines Tags brachte der Krystallsucher ein feines goldenes Kettlein mit heim, das er in der Stadt eingekauft hatte; an dem Kettlein hing ein Kreuz aus Bergkrystall; es war ein Geschenk für sein jüngstes Töchterlein, das frisch wie ein eben aufgeblühtes Röslein vor ihm stand, und dem er mit einem frommen Segenswunsch das Kettlein mit dem Kreuz um den Hals hing.



Die Krauzwinderin

von

Hermann Kletke.

Holzchnitt nach Original-Zeichnung von Ludwig Richter.

O Frühlingstag so schön und hold,
Himmel und Erd' im Morgengold,
Von jedem Baum, von jedem Strauch
Ein Frühlingswehn, ein Frühlingshauch.

Das Mägdlein steht, das Mägdlein sinnt,
Wie hell zum Krug das Brännlein rinnt;
Da haucht die Rose: Lieb Schwesterlein,
Willst Du mich pflücken, ich schmücke Dich fein.

Es steckte das Mägdlein die Ros' in's Haar,
Da wurde sie schön nun ganz und gar,
Trotz nacktem Fuß und ärmlichem Kleid —
O tu frohe, glückselige Jugendzeit!





Bei Höchstädt.

Ballade
von
Emanuel Geibel.
Illustriert von Ludwig Burger.

arlbrough zieht aus zum Kriege,
Die Fahnen läßt er wehn;
Da reicht zu Kampf und Siege
Die Hand ihm Prinz Eugen.

Sie mustern ihre Truppen
Bei Höchstädt auf dem Plan:
„Gut sehn im Brett die Puppen,
Frisch auf, wir greifen an!“

Jetzt ist kein Zaudern nütze,
Jetzt heißt es: dran und drauf!
Schon spielen die Geschütze
Tallard's zum Kampf uns auf.“

Da packt den Feind ein Grausen,
Da weicht er fern und nah,
Und hinter ihm mit Brausen
Erschallt's: Victoria!

Und wie sie mit den Haufen
Dem Feind entgegenziehn,
Da kommt gejagt mit Schnausen
Ein Hofcourier aus Wien.

Er wirft sich auf die Franzen,
Marlbrough bleibt nicht zurück;
Bei Höchstädt an den Schanzen
Das ward ihr Meisterstück.

Und wie des Kaisers Reiter
Nachrasseln Stoß auf Stoß,
Da frommt kein Haltruf weiter,
Geworfen ist das Loos.

Er springt in buntem Staate
Vom Ross und neigt sich tief:
„Vom hohen Kriegshofrath,
Durchlaucht'ger, hier ein Brief!“

Wohlkracht's von Wall und Thurme,
Wohl sinken Ross und Mann,
Doch vorwärts geht's im Sturme,
Die Feldherrn hoch voran.

Ersiegte Fahnen prangen
Zweihundert an der Zahl,
Man bringt daher gefangen
Tallard, den General.

Der kleine Kapuziner*)
Schiebt in die Brust ihn sacht:
„Der Herren ergebner Diener,
Das les' ich nach der Schlacht.

Im dichten Regnetregen,
Den Degen in der Hand,
Erklimmen sie verweg'n
Des Lagers steilen Rand.

Doch Abends, als die Flaschen
Im Kreis um's Feuer geh'n,
Da zieht aus seiner Taschen
Sein Brieflein Prinz Eugen,

*) So ward Prinz Eugen von seinen Soldaten genannt.

Studirt's und reich't's dem Britten;
 Der blickt hinein und lacht:
 „Barbleu! Die Herrn verbitten
 In Wien sich jede Schlacht.

Nur kluge Retirade
 Saurir' uns, meint der Wisch;
 Erlesner Senf! Nur Schade,
 Für diesmal Senf nach Tisch!“



(Anmerkung.) Laßt mich zum Verständniß der Thatsachen, auf welche der Dichter, einer der ersten und edelsten unsres Vaterlandes, in diesen prächtigen Strophen Bezug nimmt, noch Folgendes hinzusetzen. — In dem sogenannten Spanischen Erbfolgekriege, der daraus entsprungen war, daß zwei regierende Herrscherfamilien, die der Habsburger in Oesterreich und die der Bourbonen in Frankreich, jede ein näheres Anrecht auf die herrenlos gewordene Krone Spaniens behaupteten, war die Schlacht bei Hochstädt in Baiern am 13. August 1704 eine der blutigsten und erfolgreichsten. Zwei der berühmtesten Feldherren des 18. Jahrhunderts, der Herzog von Marlborough und der Prinz Eugen von Savoyen, erschloßen hier gemeinschaftlich einen glänzenden Sieg über die vereinigten Streitkräfte der Baiern und der Franzosen. Marlborough führte die englischen Feldtruppen, Eugen die Truppen Oesterreichs. Marshall Tallard, der französische Heerführer, fiel in die Hände der Gegner, und mit ihm mußten sich 13,000 Mann, die Blüthe des französischen Heeres, zu Kriegsgefangenen ergeben. An dem Kampfe nahm auch ein ansehnliches Corps preussischer Fußtruppen unter dem tapfern Fürsten Leopold von Dessau Theil, welches nach dem Zeugniß Eugens selbst die Entscheidung wesentlich herbeiführte.

Der Wiener Hofkriegsrath, dessen der Dichter hier so launig gedenkt, hat sich in der Geschichte der von Oesterreich geführten Kriege einen nicht weniger als glänzenden Ruf erworben. Jedenfalls bedurfte Prinz Eugen, der scharfsichtige und hochbegabte Feldherr, der „kleine Kapuziner“, wie die Soldaten ihren Liebling scherzhaft nannten, um Schlachten zu gewinnen keine Rathschläge der Herren vom grünen Tische, die mit ihrer Weisheit stets zu spät kamen. Jene komische Bezeichnung im Soldatenmunde bezog sich auf den ehemaligen geistlichen Stand Eugens, der, als der jüngste von seinen Geschwistern in der Kindheit dazu bestimmt, bereits im Alter von sieben Jahren zum Abt mehrerer Abteien ernannt worden war. Allein der geistliche Beruf wollte ihm nicht behagen. Viel lieber hörte er den Wirbelschlag der Trommeln und das Geschmetter der Trompeten. Diese kriegerische Reizung wuchs mit den Jahren. Zuletzt — Eugen war Franzose von Geburt — war er es überdrüssig, sich von König Ludwig XIV. scherzweise nur immer den kleinen Abbe nennen zu lassen, er schlug alle Würden, die ihm der König anbot, aus und wollte dafür in das Heer eintreten. Doch sein Gesuch ward nicht gewährt, angeblich, weil sein Körper für die Beschwerden eines Feldzuges zu schwach sei. In Folge dessen verließ der zwanzigjährige Eugen sein Vaterland, trat 1683 in österreichische Dienste und war zehn Jahre später, nach mancher glänzenden Waffenthat gegen die Türken, General-Feldmarschall. Vergebens suchte Ludwig XIV. den einst Verschmähten, den tapfern und genialen Kriegsführer Frankreich wieder zu gewinnen — es war eben zu spät! —

Die schmerzliche Thatsache, daß sich hier zwei Deutsche Brudersämme im Kampf gegenüberstanden, wiederholte sich leider im Lauf unserer Geschichte noch vielfach. Sie war die Folge der unglückseligen Zerspaltung unsres Volkes, die durch Jahrhunderte seine Kraft lähmte und es allem Spott und allen Känken des Auslandes Preis gab. Das ist anders geworden! Dem Ewigen sei es gedankt! Deutschland hat der Welt gezeigt, was für ein Riese es ist, wenn alle seine tapfern Stämme in fester Eintracht zusammenstehn. Der Norden und der Süden des Vaterlandes haben sich auf den Schlachtfeldern Frankreichs zusammengefunden um sich nie wieder zu trennen, und die Schöpfung des mächtigen Deutschen Kaiserreichs hat dieser Einigkeit der Stämme und der Herzen endgültige und unzerstörbare Form gegeben. Erst später, wenn Ihr mit der Leidensgeschichte eures großen Volkes vertrauter sein werdet, könnt Ihr es ganz erfassen, in welche gewaltige und herrliche Zeit Euer Lebensmorgen fiel. Was seit Jahrhunderten die Besten und Edelsten in Nord und Süd, in Schmerz und Trauer ersehnten, ward Euch nun als Erfüllung bescheert: ein einiges, starkes Vaterland. Noch in fernster Zukunft werden unsre Nachkommen mit stolzer Begeisterung auf jene Tage, die Ihr miterlebt, zurückblicken, als auf die großen Wendetage unsrer Geschichte, und werden voll Ehrung und Dankbarkeit der Männer gedenken, die in dieser unsrer Zeit für die Wiederaufrichtung des Reiches gewirkt und gesonnen, gebildet und den Heldentod erlitten haben. Das bedenkst wohl und sei ein Jeder unter Euch würdig der großen Zeit, die mit zu erleben Euch vergönnt ward.

Der Herausgeber.

Die Heimath.

Erzählung

von

Villamaria.

Holzschritte nach Original-Zeichnungen von Hugo Birkner.



lühend
lag die
Mittags-
sonne
über dem
Gebirge
und über
den
Wipfeln
des
Buchen-
waldes,
dessen
Rand die

Grenze bildete zwischen zwei kleinen Ländern Mittel-Deutschlands. Aus dem Hohlweg, der zwischen den beiden Bergen — den letzten Ausläufern des Gebirges — sich hinzog, kam ein leichtes Gefährt und näherte sich in langsamem Schritt dem Waldrand, wo es stillhielt.

„Nun, Kinderchen,“ sagte der eine Insasse, ein mild blickender geistlicher Herr, „hier trennen sich unsre Wege. Folgt nun dem Pfade links am Waldrand neben dem Bächlein hin, den ich Euch so oft und deutlich beschrieben, daß Ihr kaum fehlen könnt, und schreitet tapfer darauf zu — denn der Wald ist groß, sehr groß — damit Ihr noch vor Abend nach Friedenthal und zu Euren Angehörigen kommt. Dein Schwesterchen Dir anzuempfehlen, Hans, habe ich nicht nöthig — ich weiß Du bist ein treuer Bruder; und nun Gott befohlen!“

Hans, ein Knabe von ungefähr 14 Jahren, mit einem hübschen, offenen Angesicht, legte stumm seine Rechte in die dargebotene Hand des Pfarrers, kletterte dann sink vom Wagen und streckte die Arme aus, Lisbeth, sein zwei Jahr jüngeres Schwesterchen sorgsam herunterzuheben. Nun standen die Kinder am Boden; aber der Abschied schien ihnen nicht leicht zu werden, denn Hans trat noch einmal an das Gefährt und streckte die Hand hinein.

„Schönen Dank, Herr Pfarrer,“ sagte er mit halber Stimme, denn er wollte die Thränen nicht hervorbrechen lassen, „schönen Dank und Gott vergelt's Ihnen.“

Der Pfarrer schaute einen Augenblick nachdenklich in des Knaben Angesicht: „Wenn's nicht Deiner seligen Mutter letzter und ausdrücklicher Wille wäre, würde ich Euch nicht gehen lassen! Daran denke, mein Kind, und wenn sie Euch dort unten in der Ebene nicht haben wollen, dann kommt Ihr wieder zurück in unsre Berge. Wir werden schon Rath schaffen — das bin ich und meine Gemeinde Euren lieben seligen Vater schuldig.“

Noch ein herzlicher Händedruck, dann trat Hans zurück und das kleine Gefährt rollte weiter. Einige Augenblicke schauten die Geschwister ihm nach, dann ergriff der Knabe die Hand seines Schwesterchens und trat mit ihr in den Wald, dessen Schatten den Kindern nach der langen Fahrt in der Sonnengluth noch einmal so erfrischend dünkte. — —

In Friedenthal, dem stattlichen, wohlhabenden Dörflein an dem anderen Ende des Waldes, läutete die Mittagsglocke, aber heute nur des Herkommens wegen; denn aus keinem der Kamine stieg das bläuliche Rauchwölkchen, noch lehrte einer der Knechte des Dorfes müdgearbeitet mit seinem Gespann vom Felde heim zum Mittagmahl — heut war Feiertag im Dorfe für Arm und Reich, für Jung und Alt. Der Schulze von Friedenthal feierte heut das 25jährige Jubiläum seiner, ihm nie bestrittenen und nie mißgönnten Amtswürde und Thätigkeit. Der Schulze war nicht nur der reichste Mann des Ortes, sondern auch der klügste und geachtetste — drei Eigenschaften, die sich überall selten zusammensinden. Er handelte ohne Ansehen der Person, und deshalb wurde er von den Armen begreiflicherweise noch mehr geehrt als von den Reichen.

Heut hatte er das ganze Dorf zu Gast geladen. Für die Hofbauern war in den Staatszimmern gedeckt, und die Tafel zeigte einen Reichthum an Linnen und Silber, wie ihn manche reiche städtische Tafel nicht aufweisen kann; für das Dorfgesinde und die Tagelöhner standen Tische und Bänke unter den Linden, die den großen Platz vor dem stattlichen Hause beschatteten.

Draußen wie drinnen herrschte Ueberfluß in Speisen und Getränken, und fröhlicher Sang und munteres Lachen ertönte überall.

Der Schulze, ein schöner Greis mit einem geistvolleren Ausdruck, als ihn das Gesicht des Landmanns gewöhnlich zeigt, ging an den Tischen umher, zu sehen, ob nirgends etwas fehle und jedem sein Recht geschehe; überall schallten ihm Worte frohen Dankes entgegen und Blicke der Hochachtung folgten ihm.

Ja, der Schulze von Friedenthal war beneidenswerth. Reich, gesund, geehrt und im Besitze einer braven, noch immer rüstigen Frau — war er da nicht wirklich glücklich zu nennen? Er schritt lächelnd über den Vorplatz, trat in sein Haus und ging über den steingepflasterten Flur nach der Hofthür, um zu sehen, ob auch in der allgemeinen Freude nicht die nothwendige Wartung des Viehes vernachlässigt werde.

Nein, es war nichts vergessen!

Friß, der treue Grobknecht, hatte ungeheißer die Tafel verlassen und hantirte nun im Stall; er schüttete den Pferden Hafer in die Krippe und steckte die Barren der Küche voll duftigen Heus. Der Schulze sah es von der Hofthür aus durch die offenen Stallthüren, warf dann noch einen Blick über den sauber gehaltenen Hof und die massiven Scheuern, in denen fast noch der ganze Kornvorrath des vergangenen Jahres aufgespeichert lag, während die heurige Ernte schon wieder nahte — und sein Herz durfte wohl fröhlich sein, denn er besaß auch das, was in unsrer Zeit immer feltner wird — treues Gefinde.

Warum denn blickte sein Auge so düster, als er sich jetzt umwandte, und warum lag eine tiefe Falte des Grams auf der sonst noch glatten Stirn?

Vielleicht konnte es die stattliche Frau sagen, die eben aus dem Zimmer trat und um deren festgeschlossenen Mund es wie ein Zug verhaltenen Weinens schwebte, nicht jetzt nur — immer, immer! aber sie hatte wohl gelernt sich zu beherrschen, und nur als sie im Vorbeisichren in das düstere Angesicht ihres Gatten blickte, schien es einen Augenblick, als wollten die Thränen hervorbrennen; aber sie strich hastig mit der Hand über ihr Gesicht und trat dann ruhig hinaus zu den Gästen. — — —

Das Mahl war vorüber, in fröhlichster Stimmung hatten sich die Gäste entfernt, die Mägde hatten die Tische abgeräumt und es war Alles wieder zu der gewöhnlichen Ordnung des Tages zurückgekehrt. Im Hofe und in den Ställen rührte sich das Gefinde still und fröhlich wie immer; in der Stube dagegen war es still; nur der Pendel der

großen Wanduhr tickte einformig, und hin und wieder schlug die Nachtigall in dem kleinen Bauer am Fenster einige Töne an, als wolle sie erproben, ob auch ihre Stimme zu dem baldigen Abendliede noch frisch sei; durch das geöffnete Fenster kam ein leises Sommerlüftchen und spielte mit den Blättern der Guirlanden über der Thür.

Am Tisch aber saß der Schulz und hielt das neue Amtsblatt in der Hand, das der Landbote so eben zum Fenster hincingereicht; schwerlich aber gewahrte er etwas von seinem Inhalt, denn seine Augen starrten wieder düster vor sich hin und die Furchen in der Stirn schienen noch tiefer.

„Wo Lisbeth nur bleibt?“ sagte er endlich halb laut, warf das Blatt auf den Tisch und trat zum Fenster.

Da sah er seine Frau am Tisch unter der großen Linde stehen und vor ihr ein armes Weib mit zwei Kindern an der Hand; sie mußte der Schulzin wohl etwas Trauriges erzählen, denn diese wischte mitunter hastig eine Thräne vom Gesicht, während sie der Frau den Tragkorb mit den Resten des Mahles in überreicher Weise füllte; dann reichte sie ihr die Hand und wandte sich dem Hause zu, während die Bettlerin mit ihren Kindern fröhlich weiter wanderte.

Der Schulz saß schon wieder am Tische, als seine Gattin eintrat und schweigend ihren Platz am Fenster einnahm; er schaute wieder in das Amtsblatt, die Frau beugte das Haupt tief auf die Nähsterei in ihren Händen und die Nachtigall schwieg, nur der einformige Schlag des Pendels durchtönte den stillen Raum.

Plötzlich kam ein leises Schluchzen vom Fenster her. Die Schulzin hatte die Arbeit sinken lassen, ihr Gesicht in die Schürze verhüllt und weinte und schluchzte nun, als müsse ihr das Herz brechen.

Der Schulze blickte auf, ein Schatten flog über sein Gesicht; aber er bezwang sich sogleich und fragte in ruhigem Tone, warum sie weine.

Die Frau ließ langsam die Hände sinken.

„Was fragst Du darnach, Hans?“ sagte sie leise, und ihre Augen schauten gramgefüllt ihn an, „weißt Du's doch ebenso gut als ich. Seh' ich doch, daß Du's grad so fühlst und nur zu starr bist, es auszusprechen. Sah' ich's nicht vorhin in Deinen Augen, als Du draußen standest und wie Ehren und aller Reichthum Dein Herz nicht froh machen konnten!“

„Frau!“ entgegnete der Schulze finster, „vergift Du Dein Versprechen, niemals, niemals ein Wort über diese Sache zu reden?“

„Und hab' ich's nicht gehalten bis heut?“ sagte die Frau heftiger schluchzend; „aber jeder Mensch hat nur ein bestimmtes Maß von Kraft und die meine ist zu Ende! War ich nicht gehorsam und habe geschwiegen bis heut, ob mir darüber das Herz auch fast gebrochen! Aber es wird von Tag zu Tag schwerer, und als ich vorhin das arme Weib dort draußen sah, die auch von ihrem Vater verstoßen ist, weil sie ihrem Herzen folgte und einem armen aber braven Burschen treu blieb, da meint' ich, ich könnt's nimmer tragen. Jene Frau will sich jetzt mit ihren beiden Waislein bis zur Heimath durchbetteln und sich dann ihrem Vater zu Füßen werfen. — Unse Martha thut das nicht. Sie hat Deinen starren Sinn geerbt, so lieb und brav sie sonst auch war. Als Du sie damals an jenem letzten Morgen aus dem Hause triebst und ihr sagtest, sie habe keine Heimath und keine Eltern mehr, da sagte sie: „Ich will's nimmer vergessen, und denk' fortan an Martha wie an eine Tote, denn das Grab ist barmherziger als meines Vaters Herz.“

„Warum war sie ungehorsam und ließ nicht von dem Burschen!“ murmelte der Schulze.

„Warum?“ fragte die Frau vorwurfsvoll, „weil sie ihn liebte, wie ich Dich geliebt habe. Sollte ich nicht auch des reichen Müllers Jacob nehmen und nicht Dich, den armen Hans, und versprach ich Dir nicht auch, nimmer von Dir zu lassen bis in den Tod? und als mich die Eltern so hart hielten, sagtest Du da nicht auch: „Lisbeth, laß uns mitsammen in die weite Welt gehen; meine Arme sind stark und mögen leichtlich das Brod für uns beide schaffen, aber ich könnt's nimmer ertragen, wenn ich Dich lassen müßt!“ Und weil Dein Kind ebenso fühlte und sich sträubte, von dem armen aber braven Burschen zu lassen, hast Du sie verstoßen!“

„Lisbeth, ich konnte nicht anders, ich hatte es ihr vorher gesagt. Es mußte so sein. Ich hatte es einmal mit heiligem Schwur gelobt. Sie wollte es nicht anders haben. Warum wühlst Du nun in den alten Wunden?“ sagte der Schulze und wand sich unruhig in seinem Sessel.

„Warum?“ fragte sie wieder im Tone tiefsten Seelenschmerzes; „weil ich die Wunde nicht länger dulden will. Ich will mein Kind, meine Martha endlich wieder sehen und weil ich zu Grunde gehe, wenn ich nicht zu ihnen kommen und Gedanken. Immer sehe ich die Tochter, wie sie in Jammer und Elend durch die Welt wandert, hungernd, frierend, bettelnd, und wir haben hier Ueberfluß. Nein, Hans, länger trag' ich's nicht! Treib mich nicht zum Aeußersten! Denk' an

das Elend, das ich Jahre lang Dir zu Lieb stumm getragen! Nun kann ich's nimmer! Morgen, wenn Du nicht mit willst, geh ich allein hinaus, mein armes, Verstoßenes Kind wieder zu suchen, und ich kehre nicht heim, bis ich es gefunden.“

Es wurde wieder still in der Stube, der Schulze schwieg, es schwieg die Nachtigall; nur die Uhr tickte nach wie vor und der Abendwind spielte leise mit den Kränzen über der Thür. —

Im Walde aber saßen die Kinder.

Sie waren dem Rathe des freundlichen Geistlichen treulich gefolgt: munter waren sie durch den Wald geschritten. Die schönsten Blumen blühten am Wege, hie und da lugte eine Erdbeere unter dem Grün ihrer Blätter hervor, und schön gezeichnete Falter gaukelten über ihren Pfad; aber die Kinder ließen sich nicht verlocken.

Stunden lang mochten sie schon gewandert sein, die Sonnenstrahlen fielen jetzt schräg durch die Baumkronen — da endlich wurde Lisbeth müde, ihre Schritte wurden kleiner und kleiner und endlich begann sie leise zu klagen:

„Ach, Hans, laß uns ein wenig ausruhen, ich kann nicht mehr! meine Füße brennen und schmerzen so sehr!“

Hans war sogleich bereit.

„Gewiß, Lisbeth, sagte er besorgt, sieh dort am Bach unter der Buche ist ein mospiges Plätzchen; da setzen wir uns und halten unser Mittagsmahl von den Vorräthen der guten Frau Pfarrerin, die sie mir heut früh in mein Ränzlein packte; und Du ziehst die Schuhe aus und steckst Deine Füße in das kühle Wasser. Nachher geht's um so frischer!“

Damit leitete er die müde Kleine zu dem Moosfisch, zog ihr die schweren Schuhe aus, und während sie dann die Füßchen behaglich in das klare Wasser tauchte, öffnete er sein Ränzlein und reichte ihr das Beste von den Gaben der freundlichen Pfarrfrau.

Als sie sich dann erquickt und die klaren Wellen genügend die müden Füßchen gekühlt und erfrischt hatten, standen sie auf, um ihren Weg von Neuem anzutreten.

„Binde die Schuhe in Dein Tüchlein, Lisbeth,“ rieth Hans, „sieh, ich thu's auch; der Pfad ist weich und mospig, und hier habe ich uns beiden einen Stoc geschnitten, darauf stügest Du Dich! So! — siehst Du, wie prächtig es nun geht? Und nun komm!“

Wieder schritten die Kinder durch den stillen Wald.

„Ach, Hans,“ hob endlich Lisbeth an, „es ist mir doch recht bang zu Sinne. Wir kennen unsre

Großeltern noch gar nicht, und sie haben sich nie um uns gekümmert — werden sie uns nun auch aufnehmen wollen?"

„Gewiß, Schwesterchen,“ tröstete Hans, „ganz gewiß! Unsrer seligen Mutter war ja ihr einzig Kind, und die Großeltern sollen die bravsten Leute weit und breit gewesen sein. Nur einmal war der Großvater zornig und schickte die liebe Mutter fort — warum? weiß ich nicht, Mütterlein sagte, ich verstehe es noch nicht — aber sie hat noch in ihren letzten Tagen Alles in den großen Brief geschrieben, den ich hier bei mir trage, und dabei hat sie viel

sangen ihr Abendlied, die Stimmen des Waldes erloschen eine nach der andern, und selbst das Vöcklein neben ihrem Wege murmelte nur noch wie im Traum — da war es auch mit Lisbeth's Kraft zu Ende; sie ließ den Kopf auf die Brust sinken, Bündlein und Stab fielen ihr fast aus der Hand und todmüde sagte sie wieder: „Ach, lieber Bruder, ich kann nicht mehr!“

„Noch ein Weilchen halte aus, Schwesterchen,“ bat der gute Hans, „sieh' nur, dort schimmert es mit einem Male hell — dort ist der Wald zu Ende! Und horch, was ist das? — Ja, das ist wahrlich



geweint, und an dem letzten Abend, als Du schon schliefst, rief sie mich an ihr Bett und ich mußte ihr in die Hand versprechen, gleich nach ihrem Begräbniß mit Dir nach Friedenthal zu wandern, den Großeltern den Brief zu bringen und ihnen zu sagen, ihre Martha wäre gern selbst zu ihnen gekommen, aber der Tod hätte sie daran gehindert.“

Lisbeth schwieg und schritt weiter. Der Bruder hatte ihre Hand gefaßt und plauderte nun mit ihr von den seligen Eltern und ihrer Kinderheimath, und dann malte er ihr die neue Heimath so schön, wie er sie selbst träumte und hoffte.

So gingen sie weiter und weiter, aber immer noch wollte das Ende nicht kommen. Die Böglein

der Ton der Abendglocke und so hell und nahe, daß Friedenthal keine hundert Schritt mehr fern sein kann! Strengte Dich nur noch ein wenig an, dann sind wir dort!“

Und unter freundlichen Bitten und ermunternden Worten zog er das müde Schwesterlein mit sich fort. Noch wenige Schritte — da sah sie sich der Wald, vor ihnen lag, beglänzt von dem Abendstrahl, das Dörfchen, und konnte kaum ihren Arm aus und deutete jauchzend auf das kleine Haus am Eingang des Dorfes, das ihm die Mutter so oft beschrieben. „Siehst Du, Lisbeth, dort ist es und nun komm!“

Im Wohnzimmer dieses stattlichen Hauses aber war es noch so still und düster wie vorher. Die Nachtigall hatte ihr Abendlied längst beendet und schlummerte nun, den Kopf unter die Flügel gesteckt, faust wie Alle, die das Leid und die Neue nicht kennen; der Schulze ruhte noch in seinem Lehnstuhl am Tische und hielt wieder die Zeitung in der Hand, aber seine Gedanken weilten fern von ihrem Inhalt. Seine Gattin saß auch noch auf ihrem Plaze am Fenster und hielt das Nähzeug in der Hand; aber bei den stillen Thränen, die zahlreich auf die Leinwand tropften, vermochte sie nicht mehr den Faden zu unterscheiden.

Kein Wort war mehr gesprochen worden seit den traurigen Worten am Nachmittag — es war schlummerstill in dem großen Gemach — da pochte es an die Thür, schüchtern wie eine Kindeshand, und ohne die Einladung abzuwarten, wurde von außen geöffnet und auf der Schwelle standen die Kinder aus dem Walde.

Die Frau am Fenster hob das müdgeweinte Auge; aber als sie in das Antlitz des kleinen Mädchens blickte, schrie sie laut auf, streckte die Arme aus und bebend in Schmerz und Freude rief sie: „Martha, meine Martha!“

Der Ton traf des Mädchens Herz, eilig trat sie über die Schwelle, und schritt zum Fenster, wo die Frau, wie gelähmt von Schreck und Freude, noch immer regungslos saß.

„Martha hieß meine liebe, selige Mutter,“ sagte sie leise, „ich aber heiße Lisbeth, wie meine Großmutter.“

Die Schulzin sprach nichts; schweigend zog sie die Tochter ihrer Tochter in ihre Arme, und die

Thränen und Küsse, die des Kindes müdes Angesicht bedeckten, sagten ihm besser als Worte, daß sie, die arme Waise, nun wieder an einem Mutterherzen ruhe.

Der Knabe war indeß zu dem Greise an den Tisch getreten — so standen sie sich lautlos gegenüber. Es waren dieselben ernsten Augen, dieselbe hohe Stirn und der entschlossene Zug um den Mund im Angesicht des Greises wie des Knaben — die Stimme des Blutes redete wortlos zu dem Herzen des Schulzen und er ließ das Blatt fallen und bewegte die Hand zitternd hinüber zu dem Knaben. Da nahm dieser den Brief seiner Mutter hervor und reichte ihn dem alten Manne.

„Meine selige Mutter läßt Euch noch viel tausend Mal grüßen, sagte er; sie wollte selber kommen und Euch um Vergebung bitten, aber sie ist gestorben.“

Die Hand des Greises schwanke, als er das Papier nahm; einige Minuten starrte er in das Schreiben, dann legte er es auf den Tisch und seine Stimme war fast tonlos, als er sagte:

„Lisbeth, die Kinder sind unsrer Martha Vermächtniß, es sind unsre Enkel.“

Im nächsten Augenblicke ruhte der Knabe am Herzen seines Großvaters, und die einsame Thräne, die langsam über die Wange des Greises schlich und auf die gefalteten Hände des Knaben tropfte, kündete auch ihm beredter als Worte, daß seine Hoffnungen ihn nicht getäuscht, daß das letzte Gebet seiner seligen Mutter erfüllt sei, und er und sein Schwesterchen nun wieder Elternherzen und eine schöne, sonnenhelle Heimath hätten.

Die treuen Brüder.

Ballade von Franz Bonn.

Es standen zwei Brüder beisammen
Als treue Soldaten im Feld,
Sie hielten in Feuer und Flammen,
Ein Jeder von ihnen ein Held.

So schritten sie enggeschlossen
Zusammen in einem Glied,
Sie kämpften als treue Genossen
Und keiner vom Andern schied.

Das waren von Taube die Grafen,
Zwei Helden aus Schwabenland —
Und nennt man die Bravsten der Braven,
So sei'n auch die Beiden genannt.

Da traf eine Kugel den Einen,
Er sinket in brennendem Schmerz;
Der Andere, ohne zu weinen,
Drückt schweigend den Bruder an's Herz.

Doch wie er sich neiget zu Boden,
Da trifft ihn das tödtliche Blei —
Der Lebende sinkt mit dem Todten —
So lagen und starben die Zwei!



Stiefmütterchen.

Gedicht

von

Friedrich Oldenberg.

Original-Zeichnung von Oskar Pleisch.

Stiefmütterchen, guck' in die Höh',
 Daß ich dir in die blauen Augen seh!
 Du liebes Rosenangeficht,
 Wo ist dein fröhlich Augentlicht?
 Das Messer schneidet, das Messer sticht.
 Merk auf, daß die Schüssel nicht zer-
 bricht!
 Stiefmütterchen, hörst du denn nicht?

Vom Himmel weht der Morgen-
 wind
 Und grüßt das herzige Menschenkind.
 Stiefmütterchen, ich will bei dir
 bleiben,
 Will lustig dir die Zeit vertreiben,
 Im Garten mit dir Versteckens spielen
 Und dir die rothen Wangen kühlen.
 — Hörst du denn nicht?

Da setzt sich auf die Bank der Spatz
 Und zwitschert: Dieses ist mein Plaz!
 Mein Magen ist leer!
 Stiefmütterchen, mich hungert sehr.
 Ich bitt dich, gib mein Frühstück
 her!
 — Hörst du denn nicht?

Die Taube kollert vor Korn und spricht:
 Marsch fort, du Wicht!
 Du Bettelspaz, du Prasser!
 Stiefmütterlein,
 Ich bitt dich fein,
 Gib mir nur einen Schluck Wasser!
 — Hörst du denn nicht?

Aber der Kater sitzt in Gedanken
 Und kneift die Augen zu, die blanken.
 Bellt ihm der Magen,
 Geh't euch an den Kragen!
 Stiefmütterchen, guck' in die Höh,
 Daß deinen Vögeln kein Leid gescheh!
 — Hörst du denn nicht?

Stiefmütterchen aber lächelt und spricht:
 Mein Messer schneidet, mein Messer sticht.
 Seid nur so ungeduldig nicht!
 Erst muß ich ein Gericht
 Apfelsinn machen
 Für die siebenundsiebzig Gäste
 Zu meinem Hochzeitsfeste.
 Wenn sie alle zusammen sind,
 Dann spielt zum Tanz der Morgenwind.
 Ihr lieben Vögelein
 Sollt meine Brautjungfern sein,
 Und der Kater
 Ist der Brautwater.

Bei dem Bienenvater.

Von

Carl Reinhold.

Holzschritte nach Original-Zeichnungen von Fedor Kliner und Oskar Plessch.



A. Bienenkönigin. B. Drohne.
C. Arbeitbiene.

Aut weinend kam mein Töchterlein aus dem Garten gelaufen; eine Biene hatte die Kleine in die Hand gestochen. Ich drückte den Stachel heraus und kühlte die geschwollene Hand mit frischem Wasser. Das Kind schalt auf die bösen Bienen und ereiferte sich darüber, daß ihnen der Schöpfer eine so schmerzende Waffe in dem kleinen Stachel verliehen habe. Da nahm ich die Gelegenheit wahr, dem Töchterlein solch thörichten Zorn ernstlich zu verweisen, und erzählte ihm dann mancherlei von dem wunderbaren Völkchen der Bienen. Als ich aber der Kleinen Aussicht auf einen Ausflug zu einem weit und breit bekannten Bienenvater machte, wollte sie erst nichts davon wissen; da ich ihr aber versprach, daß sicher kein Bienlein sie stechen sollte, regte sich die Wißbegier, und ich setzte den ersten schönen Tag für den Ausflug fest. An einem hellen, sonnigen Morgen brachen wir denn auch auf und wanderten dem benach-

barten Dorfe zu, in welchem unser erfahrener Imker wohnte. Es war ein alter Auszügler, der allein im Leben stand, und seine ganze Liebe und mit ihr die treueste Pflege auf seine zahlreichen Bienenstöcke verwandte. Es war

nicht der Gewinn allein, der ihn lockte, es war mehr die Freude an dem Leben seiner Bienen, die ihn halbe Tage, ja ganze Tage lang bei dem Bienenstande festhielt. Der Imker oder Bienenvater war ein stattlicher Greis mit schneeweißem Haar; in seinem Munde hing eine kurze Pfeife, die von früh bis Abends dampfte; auf seinem vom Wetter gebräunten Gesicht ruhte ein tiefer Friede. Seine Bewegungen hatten etwas Festes und zugleich Gemessenes; man merkte es dem Manne wohl an, daß ihn nicht so leicht ein unvorhergesehener Umstand aus der Ruhe bringen konnte. — Wir fanden ihn eifrig bei seinen Bienen beschäftigt. Da sich mein Töchterlein scheute näher zu treten, rief ich ihm aus der Ferne einen Gruß zu. „Nur näher!“ war die Antwort, „heut sticht sicher keine!“ Ich winkte ihm und wies auf mein Kind. Er verstand mich, trat lächelnd zu uns und schüttelte mir als altem Freund grüßend die Hand.

„Hast gewiß Appetit nach einem Honigbrod,“ sagte er, mein Töchterlein streichelnd; „das sollst du haben, und zwar so groß du es haben willst.“ Vor der Hand, antwortete ich an Stelle der schüchternen Kleinen, haben wir einen weniger süßen Wunsch; wir möchten uns einmal eure Bienenstöcke gründlich betrachten und uns in die Lehre nehmen lassen. Da aber diese da es kürzlich empfunden hat, daß ein Bienenstich schmerzt, möchte ich um eine Bienenkappe für sie bitten!“ — Da lachte der Imker, und rief: „Die Bienenkappe fehlte noch! Komm nur getrost mein Kind, halte dich fein ruhig und schlage nach keiner Biene, wenn sie dir um dein blondes Köpfschen summt; ich verspreche dir feierlich, daß dich heut keine stechen soll; ich kenne mein Völkchen. Hätten wir einen schwülen Gewittertag, dann möchte ich freilich für nichts stehen!“ Mit diesen Worten nahm er das noch immer ängstliche Kind bei der Hand und führte es zu seinem Bienenstande. Ich folgte und freute mich an dem lieblichen Anblick, Winter und Frühling gingen vor mir Hand in Hand. Wir traten nun den Stöcken behutsam nahe. „Vor Allem, mein Töchterlein,“ sagte der Imker freundlich, „betrachte dir einmal die Wohnungen meiner fleißigen Unterthanen, denn das sind sie; sie haben zwar

eine Königin, aber ihr rechtmäßiger Herr bin ich, denn mir müssen sie jährlich Tribut zahlen, süßen, duftenden Tribut, goldfarbigen Honig. — Als Material zu Bienenwohnungen wählt man leichtes Holz und Stroh, also ein Material, das im Winter vor der Kälte und im Sommer vor allzu großer Hitze Schutz giebt. Betrachte dir zuerst den ältesten meiner Stöcke. Was mag er früher gewesen sein? — „Ein Baumstamm,“ antwortete die Kleine, „das kann man ja noch ganz deutlich sehen.“ — „Du hast Recht,“ entgegnete der Bienenvater, „es ist ein ausgehöhlter Baumstamm. Diese Gestalt mögen früher alle Bienenstöcke gehabt haben; wilde Bienen wohnen ja noch heut in hohlen Bäumen. Dieser Stock hat aber viele Schattenseiten. Eine bessere Bienenwohnung bietet schon diese liegende aus Stroh geflochtene Walze dar; derartige Walzen liefern oft viel Honig; in einigen bienenreichen Gegenden liebt man dagegen Stöcke, wie du hier einen siehst, die einem kurzen und dicken Regal ähnlich sind und Strohfüßler genannt werden. Außer diesen giebt es noch mancherlei andre Formen, aber alle leiden an dem Uebelstand, daß man die Bienen in ihnen nicht genau genug beobachten kann. Die Krone aller Bienenstöcke siehst du hier; diesen Stock verdanken wir einem der größten Bienenzüchter, dem Pfarrer Dierzon. — Hier steht ein noch unbewohnter, und an ihm will ich dir die treffliche Einrichtung dieser Bienenwohnung klar machen.“ — Der Bienenvater öffnete den Stock, indem er das hintere Brettchen herausnahm. — „Du siehst,“ sagte er zu der aufmerksamen Kleinen, „daß dieser aus leichtem Holz gebaute Stock aus zwei Theilen besteht. Der untere ist von dem obern durch ein Brett abgeschlossen; dieser untere Theil bildet den Brut- und Lagerraum; hier werden die Bienen groß gezogen, und der Honig und Blumenstaub, der hier aufgesammelt wird, dient den Bienen zur Nahrung. Der obere Theil ist nur für Honig bestimmt, und hier hole ich mir meinen Miethzins. Wenn der untere Raum gefüllt ist, öffne ich an der Hinterwand über dem Flugloch einen engen Eingang, so eng, daß die Königin nicht hindurchschlüpfen kann, damit sie mir in diesem Räume nicht auch Eierchen in die Zellen legt und dagegen die Arbeitsbienen die Zellen mit Honig füllen. — Hier in der Mitte bemerkst du übrigens noch ein rundes Loch; in dieses stecke ich, wenn ich im Winter die Bienen füttern muß, eine Flasche, die mit Honig gefüllt ist, den ich in warmem Wasser aufgelöst habe; über die Oeffnung binde ich ein Leinwandläppchen, und an diesem saugen die Bienen.“ —

Deutsche Jugend. I.

„Wozu dienen denn diese vielen kleinen Rähmchen?“ fragte die Kleine. „Diese Rähmchen sind eine feine Erfindung und erleichtern ungemein die Pflege der Biene. In diese Rähmchen hinein bauen die Bienen ihre Zellen, und da ich jedes herausnehmen kann, so kann ich den ganzen Bienenstock zerlegen.“ — „Aber dann stechen dich doch die Bienen?“ fragte mein Töchterlein ängstlich. „Ohne Stich geht es freilich nicht immer ab, aber ich bin an das Gestochenwerden so gewöhnt, daß ein Bienenstich mich nur wenig schmerzt. Ich habe weit über tausend Stiche erhalten, und meine Natur hat sich an das Bienengift gewöhnt. Nur sehr selten ruft ein Stich bei mir noch eine Geschwulst hervor. Uebrigens helfe ich mir auch mit meiner Tabakspfeife, vor der die Bienen einen gewaltigen Respekt haben. — Doch nun komm und tritt einmal hier an die Seite dieses Stockes, und hab' auf das emsige Volk wohl Acht.“ — Nicht ohne Scheu trat die Kleine an den bezeichneten Ort, merkte aber bald zu ihrer Freude, daß die Bienen sie nicht beachteten. „Siehst du, wie schwer beladen sie heimkommen? Weißt du auch, was sie tragen?“ „Ja!“ rief die Kleine, „ich sehe, daß sie mit rothen und gelben Höschchen geflogen kommen, das ist Blumenstaub; der Vater hat mir auf dem Wege hieher erzählt, daß sie den Blumenstaub an ihren kleinen Beinchen eintragen.“ „Richtig bemerkt,“ sagte der Imker freundlich, „was die einen betrifft; die andern dagegen bringen Honig getragen.“ — Lange sah mein Töchterlein dem munteren Treiben zu, endlich aber sagte der Imker: „Es wird Zeit, daß ich dir nun auch einen bevölkerten Stock zeige. Jetzt sollst du sehen, was du weit und breit auf keinem Bienenstande zu sehen bekommst. Das ist eine Rarität, mit der ich mir selbst ein Extravergnügen gemacht habe. Er hob von einem Stocke eine hölzerne Umhüllung ab, und unserm erstaunten Blicke zeigte sich ein ganz aus Glas gebauter stark bevölkerteter Bienenstock; Wabe hing neben Wabe, und zwischen den Waben trieb sich das fleißige Völkchen umher. —

„Vater! sieh nur, welche Menge Bienen! das müssen ja Tausende sein,“ rief die Kleine. Der Imker hatte seine stille Freude an der Ueberraschung, die er uns bereitet hatte, und sagte lächelnd: „In diesem Stocke lebt nur ein schwaches Volk, aber Tausende zählt es freilich. In einem vollreichen Stocke können sich gegen fünfzigtausend Bienen befinden.“ Der Bienenvater stülpte die Holzbedeckung wieder über den Glaskasten und sagte: „Jetzt sollst ihr noch eine zweite Rarität zu sehen bekommen, einen Miniaturhonigstock.“ Mit diesen Worten hob er

vom nächsten Stocke ein kleines Holzkästchen ab, und unwillkürlich riefen wir beide: Ah! denn ein wunderbar lieblicher Anblick bot sich uns dar. Unser alter Freund hatte hier vor längerer Zeit eine Glaskugel aufgesetzt, und in diese hatten die Bienen in Form eines Sternes blendend weiße Waben gebaut, aus denen uns der Honig entgegen funkelte. „Das giebt ein Hochzeitsgeschenk“, sagte der Imker zu mir gewandt; „es soll dem jungen Paare während der Honigmonate nicht an Honig fehlen. In

einigen Tagen werden meine Bienen ihr Kunstwerk vollendet haben.

Ich hoffe, daß sich die Glaskugel auf der Hochzeitstafel gut ausnehmen soll. Uebrigens macht eine derartige Spielerei viel Mühe und gelingt nicht immer so gut, wie sie mir hier gelungen ist.“

Er verdeckte hierauf die Glaskugel wieder und sagte dann zu meinem Töchterlein: „Jetzt soll es an das

Hauptwerk gehen. Als ihr kamt, wollte ich eben einen Stock aus einander

nehmen, um nach der Königin zu sehen; nun will ich es vor euren Augen thun. Damit ich dir aber mein Wort halte und kein Bienlein dich sticht, mein liebes Kind, will ich dir erst meine alte abgedankte Bienenhaube holen; dein Vater mag sich mit seiner Cigarre behelfen.“ Er ging in sein Stübchen und brachte gleich darauf eine Bienenhaube getragen, die er der Kleinen über den Kopf zog; das Kind sah lustig genug unter der großen Bienenhaube aus, die der Bienenwatter sorgsam unter dem Halschen fest band. „So;“ sagte er, „jetzt kannst du getrost mitten unter einen Bienenschwarm treten, nur das Kleidchen

wollen wir noch um die Handschuh festbinden, damit dir kein stechlustiges Bienchen auf den Arm kriechen kann. — Und nun an's Werk!“ — Wir traten zu einem seiner Stöcke; er setzte eine Lade, Wabenlade genannt, neben sich, öffnete den Stock und nahm ein eigenthümlich geformtes Instrument, das er Wabengabel nannte, in die Hand. Mit diesem Instrument hob er behutsam eine Wabe aus dem Stocke und zeigte sie uns.

„Seht euch die Zellen genau an. In dieser Wabe sind alle Zellen einander gleich; sie sind, wie ihr bemerkt, sechseckig. Es sind Zellen für die Arbeitsbienen. Hier sind sie mit Honig gefüllt, doch nur zum Theil, die Bienen sind mit ihrer Arbeit noch nicht fertig. — Alle Bienen, die ihr hier seht, sind Arbeitsbienen.“ — Wir betrachteten die Wabe aufmerksam; die Bienen blieben ruhig sitzen, und der Bienenwatter hing die Wabe in die Lade. Der ersten Wabe folgte die zweite,

der zweiten die dritte. „Achtet hier auf diese größeren Zellen,“ sagte er, „diese sind für die Bienenmännchen, für die Drohnen gebaut. Seht euch hier diese dickköpfige wohlbeleibte Biene an, ihr könnt sie leicht von den andern unterscheiden; es ist eine Drohne.“ — Bei der folgenden Wabe schien sich das Auge des Alten in die auf der Wabe wimmelnden Bienen hineinzubohren. Plötzlich rief er: „Hier ist sie! seht ihr sie! Es ist ein schmuckes, schlantes Ding. Das ist eine Königin, die Mutter des ganzen Stockes. Und seht nur! hier hat mein Völkchen auch eine neue Weiselwiege, eine Wiege für eine junge Königin gebaut. Diese Zelle ist größer



als alle übrigen, und gleicht einer Eichel. Der Stock hat Lust zu schwärmen, er will ein neues Reich gründen.“ — Wir waren seinen Winken gefolgt und der Bienenwatter sagte: „Nun, mein Töchterlein, hast du das Hauptsächlichste gesehen. Diese kleinen und großen Zellen sind die Wiegen für die Larven und Nymphen der Bienen. In den kleinern werden Arbeitsbienen, in den größern Drohnen groß gezogen. Alle diese Zellen dienen aber auch als Gefäße für Honig; in einige stampfen die Bienen auch Blumenstaub ein. Wenn die Zellen mit Honig gefüllt sind, dann verschließen sie die Bienen mit einem dünnen Wachsbekel. — Uebrigens dient die Wiege den Bienen gar oft auch als Grab; wenn ein Volk im Winter stirbt, findet man oft die kleinen Bienenleichen in den leeren Zellen liegen.“ — Der Bienenwatter setzte hierauf wieder mit seiner Wabengabel Wabe um Wabe ein, schloß den Stock und sagte: „Hörst du, wie sie da drinnen so fröhlich summen? Sie freuen sich, daß sie wieder bei ihrer Königin sind. Doch du wirst wohl noch manche Frage auf dem Herzen haben. Wir wollen jetzt auf mein Stübchen gehen, dort will ich dir, während du ein Honigbrod verspeisest, noch mancherlei von meinen Lieblingen erzählen, was dich und sicher auch deinen lieben Vater interessiren wird.“ —

Wir stiegen eine schmale Stiege hinauf und traten in ein helles und äußerst rein gehaltenes Stübchen ein. Unser Freund ging in die Kammer und kam mit einem gewaltig großen Honigbrod zurück. „Das ist für dich, mein Kind,“ sagte er; „deinem Vater darf ich keins anbieten, der lobt sich seine Cigarre, aber ein Glas von meinem Honigwein verschmäht er sicher nicht.“ Mit diesen Worten füllte er aus einer Flasche zwei Gläser voll. Wir stießen an, ich trank und fand den Wein trefflich und einem feinen Spanischen Traubenwein sehr ähnlich. — Der Alte lachte und sagte: „Sie sehen, lieber Herr, ich kann einen Weinberg entbehren; meine Untertanen versorgen mich reichlich mit Wein. Doch nun soll das Schulmeistern angehen. Dort auf dem kleinen Regal stehen meine Lehrherrn: Dzierzon, von Berlepsch, Vogel und einige andere. Gute Dienste hat mir auch die Bienenzeitung geleistet, die ich mir halte. — „Seht aufgemerkt, meine kleine Schülerin! In einem Bienenstocke giebt es dreierlei Bienen, die man leicht von einander unterscheiden kann, wie du bereits gesehen hast. Die wichtigste Biene im Stocke ist natürlich die Königin, sie ist länger und auch glätter gebaut, als alle übrigen Bienen, und hat einen gekrümmten Stachel, von dem sie aber nur selten Gebrauch macht; ihr

ähnlich, doch kleiner von Gestalt, sind die Arbeitsbienen, deren Stachel gerade ist; die Drohne, die männliche Biene, ist dicker als die übrigen und stachellos, sie hat ihren Namen von ihrem dröhnenden Fluge erhalten. — Das einzige ausgebildete Weibchen im Stocke ist die Königin. An ihr sieht man, was eine gute Erziehung thut; du mußt nämlich wissen, daß die Bienen aus jedem Ei einer Arbeitsbiene eine Königin erziehen können.“ „Wie? aus jedem Ei einer Arbeitsbiene kann eine Königin werden?“ fragte erstaunt mein Töchterlein. „Gewiß!“ antwortete der Imker, „es ist bei uns auch nicht anders; man kann jedes kleine Bettelkind zu einer feinen vornehmen Dame erziehen.“ „Aber wie fangen es die Bienen an, wenn sie sich eine Königin erziehen wollen?“ fragte die Kleine weiter. „Das ist leicht gesagt,“ war die Antwort, „sie bauen eine Königszelle und die Königin legt ein Ei hinein; in dieser Wiege kriecht die kleine Larve aus und wird wie jede andere mit Futterjaft von den Arbeitsbienen gefüttert; während aber die übrigen Larven bald mit Honig und Pollen fürlieb nehmen müssen, wird die junge Königin nur mit königlichem Futterjaft gefüttert. — Kann die Larve in der Zelle sich aufrichten, so wird von den Arbeitsbienen ein Deckelchen aus Wachs über die Zelle gebaut. Nun spinnt sich die Larve oder Made ein und heißt Nymphe. — In diesem Zustande bleibt die Königin nur acht Tage, während das andere Volk der Arbeitsbienen zwölf und die Drohnen sogar vierzehn Tage Nymphen bleiben müssen. — So wird es der Königin schon in der Wiege gesungen, daß sie zu hohen Dingen bestimmt ist. Um aus einem Ei eine flügge Königin zu werden, braucht die Königin nur vierzehn Tage. Die Königin verläßt jetzt den Stock, nur um sich hoch in der Luft eine Drohne zum Gemahl zu wählen. Sie kehrt aber stets ohne denselben in den Stock zurück und lebt nun als Wittwe, aber nicht als trauernde Wittwe, denn jetzt beginnt ihre Thätigkeit.“ „Was hat denn die Königin im Stocke zu thun?“ fragte die kleine Wißbegierige. Der Bienenwatter antwortete lächelnd: „Ihre ganze Arbeit besteht darin, daß sie Eier legt; aber im Eierlegen ist sie um so fleißiger, denn sie legt oft zwölf hundert an einem Tage, und denke dir, sie legt immer in die kleinern Zellen nur Eier, aus denen Arbeitsbienen, in die größern nur Eier, aus denen Drohnen werden. So ist demnach die Königin die Mutter ihres zahlreichen Volkes. Sie wird von den Arbeitsbienen, wie auch die faulen Drohnen, mit Speisefaft gefüttert, den Honig dagegen entnimmt sie selbst den Zellen.“ „Giebt es denn in einem Stocke

nur eine Königin?“ fragte mein Töchterlein. „In der Regel,“ lautete die Antwort — „befindet sich nur eine Königin im Stöcke. Wollen die Bienen aber schwärmen, dann erziehen sie sich eine junge Königin. Ist diese erwachsen, so verläßt in den meisten Fällen die alte Königin mit einem Schwarm ihrer treuesten Unterthanen den Stock und gründet ein neues Reich, wobei wir ihr gern zu Hülfe kommen, indem wir den Schwarm einfangen und ihm eine leer stehende Wohnung anweisen.“ „Was machen die vielen andern Bienen im Stöcke, tragen sie alle nur Honig und Pollen ein?“ „Nein, kleine Wißbegier,“ sagte freundlich der Alte, „das kleine Völkchen hat gar mancherlei zu thun. Die größte Zahl machen die Arbeitsbienen aus. Von diesen sind einige beschäftigt Zellen aus dem Wachs zu bauen, das sie zwischen ihren Ringen ausschwitzen; andere tragen Honig oder Pollen ein; noch andere haben mit der Fütterung der Larven zu thun; einige kehren wohl auch mit Wasser zurück, und eine kleine Zahl bildet die Leibgarde der Königin.“ Ich konnte mich nicht enthalten auch nach der Bestimmung der Drohnen zu fragen, und der Imker antwortete: „Die Drohnen sind, wenn die Königin sich aus ihnen einen Gemahl gewählt hat, nur noch faulenzende Kostgänger im Stöcke; deswegen entledigen sich die Arbeitsbienen derselben, so wie es ihnen an Tracht zu mangeln anfängt; sie werden aus dem Stöcke hinausgetrieben und müssen jämmerlich umkommen. Diesen Vorgang nennt man die Drohnenschlacht. Hier heißt es, wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.“ Der Bienenvater schwieg einige Augenblicke, dann aber fuhr er fort: „Die Bienenzucht wäre die erfreulichste Beschäftigung, wenn die Bienen nicht mancherlei Krankheiten ausgefetzt wären und von argen Feinden verfolgt würden. Hat man nicht immer die Augen offen, kann man gar leicht um einen Bienenstock kommen. Der Bienenvater muß immer auch ein Bienendoctor sein. — Auch vor ihren Feinden sind die Bienen schwer zu schützen.“ — Die Kleine sah den Imker fragend an,

und derselbe sagte: „Ich merke schon, du möchtest nun gern auch die Feinde der Bienen kennen lernen. Sieh, mein Kind, der süße Honig verleidet gar manches Thierlein zum Naschen, auch giebt es ärgere Bienenfeinde, die nach den Bienen selbst lüftern sind. Zu den letztern gehören Wiesel, Schlangen, Eidechsen, Frösche und Kröten; selbst in der Luft sind sie nicht sicher, gar manches Bienehen wird von Fliegenschnäppern, Rothschwänzchen und Sperlingen weggeschnappt, und selbst der große Hans Klapperbein verschmäht es nicht, dem fleißigen Volke nachzustellen. Desters dringen auch Wespen und Hornissen in den Stock ein und nähren sich vom leichten Honigraub. Der ärgste Feind aber ist eine einsam lebende Wespe; sie führt daher auch den Namen „Bienenwolf“. Diese pakt die Bienen, die auf Blumen sitzen, lähmt sie durch einen Stich und trägt sie in ihren Bau. — Doch dein Vater sieht nach der Uhr; der Unterricht scheint ihm zu lange gedauert zu haben, und in deinem Köpfehen wird es wohl auch wie in einem Bienenschwarme summen. Ehe du aber gehst, will ich dir noch ein kleines Andenken für dein Mütterlein mitgeben.“ — Der Bienenvater ging wieder in seine Kammer und brachte in einem Körbchen eine mächtig große Wabe. „Nur keine Umstände gemacht,“ sagte er, als die Kleine zögerte das Geschenk anzunehmen, „es giebt dieses Jahr eine reiche Tracht.“ — Mit herzlichem Danke schieden wir von dem freundlichen Greise. Unterwegs bat mich mein Töchterlein, ich möchte mir doch auch einen Bienenstock anschaffen. Wer weiß, was geschieht. Der Bienenvater hat mir längst einen kräftigen Stock in den Garten stellen wollen, und ich kann es nicht leugnen, er versteht es trefflich, für seine Lieblinge zu begeistern; ich merkte auch gar wohl, daß Vieles, was er mittheilte, mehr für mich, als für mein Töchterlein berechnet war. — In meinem Innern aber war das Wort des Psalmisten lebendig geworden: Groß sind die Werke des Herrn, und wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran. —

Sprüche

von Carl Enslin.

Wer Andre richtet allzuscharf,
Das Gleiche nur erwarten darf.

Macht dir die Armutz bittere Schmerzen —
Sei nur nicht arm im Geist und Herzen.

Wohlthaten kannst du doppelt spenden,
Wenn du sie giebst mit zarten Händen.

Von Andern Dank erwarten — weile!
Selbst Dank zu sagen aber — eile!

Die jungen Sammler

von

Gustav Jaeger.

Initial-Bignette von Fedor Hlizer.

I.



u Max!
gestern war ich
im Naturalien-
kabinet und da
zeigte man gerade
einigen Herrn —
's war ein Pro-
fessor dabei —
die Schmetter-
lingsammlung, die
ich schon lang
gerne einmal ge-
sehen hätte, aber
sie ist immer ein-
gesperrt. Jetzt
hab ich's gesehen!
Ich sag dir! es
sind wenigstens

fünzig große Kästen voll, und wie die Schmetterlinge schön sind! alle ganz gleich aufgespannt und gar nichts verwischt und zerrissen daran, wie's bei unsern ist. Hinter jedem steckt ein Blättchen Papier mit einer ganz kleinen Nadel und da steht darauf, wie der Schmetterling heißt und wo er her ist, aber alles lateinisch. Ja, und dann wie das geschieht ist! Auch der Boden des Kastens ist von Glas und sind nur Streifen aufgeleimt, auf denen die Schmetterlinge stecken; wenn man dann den Kasten umdreht, so sieht man sie auch von unten!"

Und so ging's fort mit Erzählen, denn der Franz war mit seinem Schmetterlingsnetz zum Max gekommen, um ihn abzuholen; das hatten sie den Vormittag zuvor in der Schule ausgemacht, weil der Max von seinem Vater auch ein Schmetterlingsnetz bekommen hatte und ein ganzes Papier voll Nadeln.

Auf der Wiese am Fluß unten ging's jetzt lebhaft zu, die beiden Knaben hatten da und dort einem Schmetterling nachzuspringen — es war ein Glück, daß

die Wiesen frisch gemäht waren — und bald hatte jeder über ein halb Duzend davon auf seiner rothen Kappe stecken.

„Du, sieh mal, wer dort kommt!“ rief der Max! Ein Mann in hohen Stiefeln, einen Korb um den Leib gebunden mit einer fürchterlich langen Peitsche in der Hand, ging eben an den Weidenbüschen herauf und trat an einer offenen Stelle zum Wasser.

„Der wird wahrscheinlich Fische fangen, die lange Peitsche ist eine Angelruthe; in dem neuen Bilderbuch, das ich vorige Weihnachten bekommen habe, ist so einer gemalt.“

„Komm, da gehen wir hin, das möchte ich doch einmal sehen.“

Anfangs getrauten sie sich nicht recht, es sah so gefährlich aus, wie der Mann alle Augenblicke die Peitsche hoch über dem Kopfe schwang, daß es pfliff, und mit der Schnur in's Wasser sizte. Mit einem Male ging aber die Schnur nicht mehr heraus aus dem Wasser, der Mann bewegte seine Ruthe die sich ganz herabzog, so sonderbar.

„Er hat einen!“ rief der Franz, der etwas älter und klüger war, und nun hielt sie's nicht mehr, sie liefen dicht hinzu und sahen, wie's im Wasser hin und her schoß, und der Mann bald die Schnur länger ließ, daß der Fisch fast in die Mitte hineinschwamm, und wie er ihn dann wieder hereinhaspelte, denn die Schnur war unten an der Ruthe auf einem Rad aufgewickelt.

Jetzt sah der Mann die beiden Buben mit ihren Schmetterlingsnetzchen.

„Jungens, da kommt her und geb mir einer fein Netzchen! aber rasch!“

Er hatte eben die Schnur so kurz als möglich eingezogen und man sah deutlich einen großen Fisch, wie er sich wälzte und hin und her geschleppt wurde. Der Mann zog ihn, die Ruthe in der Linken, ganz nahe herbei und schob das Schmetterlingsnetz, das

er in der Rechten hielt, vorsichtig unter den Fisch, was ihm freilich nicht auf das erste Mal gelang, da der sich noch ein paar Mal wehrte. Jetzt war er drin — er ging freilich kaum hinein — und fast wäre das schwache Netzchen gebrochen, wenn der Mann es nicht vorsichtig herausgeschleift hätte. Aber die Freude von den Buben, als der schöne große Fisch — er war so lang als dem kleinen Max sein Arm — auf der Wiese zappelte! Der Mann faßte ihn im Genick, löste das kleine scharfe Eisen, das ihm in der Lippe saß, und schlug ihn ein paar Mal heftig mit dem Kopf gegen einen Weidenstamm, bis er nicht mehr zappelte.

„So, Buben, jetzt könnt ihr ihn euch ansehen; das ist ein Schuppfisch.“ Der Franz nahm ihn gleich in die Hand, besah sich das große Maul, die schönen rothangelaufenen Flossen und den glatten großgeschuppten Leib, und konnte nicht begreifen, daß der schwere Fisch von dem dünnen glänzenden Fädchen nicht mehr losgekommen war.

„Wenn ihr mir den Fisch nachtragen wollt — er geht nicht in den Korb hinein — könnt ihr ein wenig zusehen, wie man's macht; wollt ihr?“

„Ja freilich“, sagte der Franz, und sein ganzes Gesicht leuchtete, als er zu dem Manne hinauf sah; er staunte aber nicht wenig: das war der Professor, den er gestern im Naturalienkabinet gesehen und der den Andern so viel von den Schmetterlingen, die er zeigte, gesagt hatte.

Stolz schritt er mit seinem Fisch, den der Professor in einen Netzbeutel gesteckt hatte, hinterdrein, der Max aber etwas betrübt: sein Netz war ganz voller Schmutz und als er näher darnach sah, hatte es auch ein Loch bekommen.

„Da wird die Mama schön zanken,“ dachte er bei sich, „wenn ich mein neues Netz gleich das erste Mal so ruinire.“ Zu sagen getraute er sich freilich nichts und er vergaß es dann bald, als das Fischen wieder anging. Der Professor zog eine Blechschachtel aus der Tasche, drehte den Deckel so, daß ein Loch in letzterem und ein anderes im untern Schachtelstück auf einander zu stehen kamen, und hatte eine Heuschrecke, die den Kopf herausstreckte, um ihr eine ganz kleine Angel so in den Leib zu schieben, daß die Spitze nur hinten noch ein ganz klein wenig vorsah.

„Aber Herr Professor, reißt denn das dünne Kopshaar da nicht?“ fragte Franz, der schon zutraulich geworden war.

„Woher kennst du mich denn, Kleiner?“ war des Professors Gegenrede, dem es auch schon vorgekommen, als müßte er ihn irgendwo gesehen haben.

„Ich war gestern im Naturalienkabinet, wo Sie die schöne Schmetterlingsammlung den Andern wiesen.“

„Richtig ja! hat dir's gefallen? hast wohl selbst eine Sammlung?“

„Ja, aber mir gefällt meine gar nicht mehr, seit ich gestern die gesehen hab; so schön sind meine Schmetterlinge nicht aufgespannt.“

Eben flog die Heuschrecke an der Angel wieder auf's Wasser so leicht und täuschend, als fiel sie von ungefähr aus der Luft, und ein Schwall im Wasser verrieth, daß sofort ein Fisch darnach gesprungen war — ein Ruck und hoch im Bogen flog der Fisch durch die Luft und plumpste hinten in's Gras.

„Du hast vorhin gefragt, ob dieses dünne Kopshaar da nicht reiße?“ hub der Professor wieder an, als er den Fisch ablöste. Das ist kein Kopshaar sondern Seide, aber keine gesponnene. Die reifen Seidenwürmer zerreißen man in lauwarmem Wasser und zieht den Seidenstoff, der wie ein zäher Schleim ist, aber herausgenommen rasch erhärtet, unter Wasser zu diesem glasigen Faden aus, den der Fischer „Poil“ heißt; der ist sehr fest und der Fisch sieht ihn nicht.“

Bald biß einer um den andern. Freilich waren sie nicht so groß wie der erste, aber die Menge macht es auch, und der Korb, in den der Professor die kleineren Fische steckte, wurde immer schwerer; auch ging es jetzt schon dem Abend zu.

„Lassen wir's gut sein, Buben, wir haben für heute genug“, sagte der Professor, löste die Angel von der Schnur, rollte letztere auf, zerlegte die Ruthe in vier Stücke, die er in einem Futteral barg, und so ging's heimwärts.

„So, so, ihr seid also junge Schmetterlingsjämmler!“ und dabei deutete der Professor auf ihre Mützen, wo die gefangenen Schmetterlinge staken. „Das müßt ihr aber nicht thun: wenn ihr die Dinger so da oben herum steckt, da bläst der Wind die Flügel hin und her, daß sie sich zerschinden, und wenn euch ein Zweig streift, so reißt er sie gar entzwei! Habt ihr zu Hause keine Botaniscapfeln?“

„O freilich!“ war die Antwort.

„Vielleicht so eine, die überdieß noch eine besondere Abtheilung hat?“

„Ja wohl!“

„Nun also! Da macht man auf dem Boden der kleinen Abtheilung eine Kork- oder Torfplatte fest. Wenn die Schmetterlinge da drin stecken, kann ihnen nichts mehr passieren. Die große Abtheilung ist dann gut um die Raupen und ihr Futter hineinzuthun und das was man sonst zum Fangen braucht. Ihr

müßt allemal die Botanisirbüchse mitnehmen, sonst bringt ihr nichts Gescheidtes heim. Dann dürft ihr auch die Nadel nicht nur so hineinstecken, wie's gerade kommt, die muß schön mitten durch den Buckel, und den Schmetterling schiebt man bis mitten auf die Nadel herauf. Soll ich euch einmal mitnehmen, wenn ich Schmetterlinge fange?"

Da lachten die Beiden still vergnügt in sich hinein, machten aber große Augen, wie es hieß, sie sollten noch heute Abend zu ihm kommen, er wolle auf den Nachtfang gehen; denn das hatten sie nicht gewußt, daß man auch bei Nacht Schmetterlinge fangen könne.

Nicht weit von des Professors Wohnung — man steigt in zehn Minuten hinauf — am Rande des Waldes steht eine einzelne Linde mit Bänken darunter, ein beliebter Aussichtspunkt. Die sandte jetzt Wolken von Wohlgerüchen aus, denn sie war über und über mit Blüten bedeckt. Drunten lag die Stadt in bläulichen Dufte gehüllt, von grün-schimmernden Rebhügeln und Obstgärten umkränzt. Im Gold der Abendsonne erglänzten die Landhäuser an den Gehängen drüben. Thalwärts schweifte der Blick in die grünende Landschaft und auf ferne Waldbekrönte Höhenzüge, die immer mehr mit dem Horizont in Eins verschmolzen, je weiter am Himmel das Abendroth verglastete. Laue Lüfte stiegen am Gehänge empor, das laute Getriebe der Stadt sandte gerade noch seine letzten Wellen herauf, sie glichen dem Gesumme der geschäftigen Bienen und Hummeln in den Wipfeln der Linde.

So war's, als sich die Knaben und der Professor dort zusammensanden, letzterer mit einer Laterne in der Hand, einem großen Tuche unter dem Arm und dem Netz.

„So fangt jetzt nur an! So lang's noch hell ist, könnt ihr am besten ein Paar Pistolenvögel fangen; da schwirrt schon einer an dem Blütenbüschel.“

Franz hatte ihn auch gleich, aber wie er den Falter todtdrücken wollte, nahm ihm der Professor das Netz aus der Hand.

„Die Nachtschmetterlinge darf man nicht zerdücken, sonst werden sie jedesmal verschunden.“ Dabei zog er eine Flasche mit Schwefeläther aus der Tasche, sah gegen das Licht, wo der Schmetterling im Netz steckte, beschüttete ihn durch dasselbe hindurch rasch mit ein Paar Tropfen davon und schüttelte ihn

dann behutsam auf die Hand. Der Falter war tropfnaß, als ihn aber der Professor an der Nadel eine Weile von hinten nach vorn angeblasen hatte, war alles verflüchtigt, der Haarpelz am Leibe hob sich wieder und Franz strahlte vor Freude — so schön hatte er noch keinen aus dem Netz heraus bekommen.

Bald ging's nicht mehr ohne Laterne. Mit der wurden die unteren Zweige beleuchtet und alle Augenblicke sah man eine Schmetterlingsseule vor einem Blüthenschafte schwirrend gaukeln, und der Professor hatte seine Freude daran, wie schnell die luchsäugigen Buben die Dinger sahen. Und die? — ganz närrisch waren sie. Da gab's Schmetterlinge über Schmetterlinge und alle möglichen, die sie noch gar nicht gesehen hatten. Der Max fing einen Tannenpfeil und einen Weinschwärmer, der Franz einen herrlichen großen gelben Hollunderspanner, und die Namen von den vielen Eulenarten, die ihnen der Professor nannte, die konnten sie sich gar nicht alle merken.

„Getraust du dich auf den Baum hinauf zu steigen?“ fragte der Professor den älteren Knaben, und als der gleich ansaßte und im Nu oben war, breitete der Professor sein großes weißes Tuch unter einen der Aeste und rief dem Franz, er solle auf denselben heraus steigen und schütteln. — Wie die Maikäfer plumpten da die Eulen herunter und blieben betäubt liegen, so daß man gar kein Netz brauchte. Rasch ein Paar Tropfen Aether drauf geschüttet, waren sie todt.

So ging's von Ast zu Ast, und wenn man rund herum war, so konnte man wieder von vorn anfassen. Die ganze Schachtel, die der Professor mitgebracht hatte, war voll — wohl fünfzig Stück und darüber!

„Buben, wißt ihr auch, daß es bald zehn Uhr ist? Wir könnten freilich noch bis Nachts zwölf Uhr fortfangen und später kommen immer wieder andere Arten, aber ihr müßt jetzt heim, sonst sorgen sich eure Eltern. Die Schmetterlinge will ich nur alle selbst mitnehmen. Morgen nach Tisch könnt ihr eure Sachen bei mir abholen, dann zeig ich euch auch gleich, wie man die Falter richtig aufspannt.“

Die Schmetterlinge hätte der Franz freilich gern gleich mitgenommen und daheim gezeigt, aber es ging nicht, weil keiner von ihnen eine Schachtel bei sich hatte.

(Ende des ersten Artikels.)

Zwei Kinderlieder

von

Julius Sturm.

Der Knabe und das Murmelthier.

Mein Lodenköpfchen komm zu mir!
Was siehst du heut so fern?
Vom Murmelthier erzähl' ich dir,
Ich weiß, du hörst es gern.

Wo hoch der Schnee auf Alpen thront
Im freien Schweizerland,
Dort liegt das Haus, darin es wohnt,
An steiler Felsenwand.

Gar munter huscht es ein und aus,
Macht Männchen oft dabei,
Sucht Gras und Wurzeln sich zum Schmaus,
Ein kleiner Sorgenfrei.

Doch wenn es einen Jäger sieht,
Dann warnt es Weib und Kind
Mit lautem, gellem Pfiff und flieht
Ins Hänslein wie der Wind.

Im Winter aber schläft es still
In seinem warmen Haus,
Und wer das Thierlein fangen will,
Der gräbt den Schläfer aus.

Sein zornig Pfauchen hilft ihm nicht;
Schon geht das Tanzen an,
Und tanzen muß der arme Wicht,
So gut er's immer kann.

Ein kleiner Knabe trägt es fort
Weit in ein fremdes Land,
Und läßt es sehn von Ort zu Ort,
Sein Hüttlein in der Hand.

Den Armen trieb die bitter Noth
Aus seiner Heimath Schooß;
Denn auf den Alpen reißt kein Brod,
Dort wächst nur Gras und Moos.

Nun zieht er durch die weite Welt,
Und nimmt, was man ihm giebt,
Und hat sein Herz auf Gott gestellt
Und weiß, daß Gott ihn liebt.

Doch ob die Städte blank und schön
Und blühend ihr Revier,
Er sehnt sich nach den Alpenhöhn,
Der Knabe wie sein Thier.

Das Vogelnest.

Tritt leise Kind, daß ich das Nest dir zeige,
Die kleine Wiege ruht auf schwankem Zweige.
Still, reg' dich nicht und bleibe ruhig stehn!
Ich hebe dich empor; du sollst es sehn.

Bei Seite heb' ich sacht der Zweige Spizen;
Siehst du nicht dort zwei schwarze Neuglein blißen?
Sie blicken nach uns beiden unverwandt;
Das Böglein dort sitzt auf sein Nest gebannt.

Jetzt regt es sich; husch! ist's davon geflogen,
Doch fliegt's um uns in immer kleinern Bogen
Und klagt und mahnt, wir sollen wieder gehn.
Hast du die Eierchen im Nest gefehn?

Kaum sind wir fort, so fliegt das Böglein wieder
Auf's Nest und breitet sorgsam sein Gefieder,
Und sitzt auf seinen Eiern unbewegt,
Bis sich geheimnißvoll das Leben regt.

Es pikt und pikt, — und wenn ein Ei zerbrochen,
So kommt ein Böglein an das Licht gekrochen.
Ein winzig Ding; die Mutter deckt es zu,
Denn nackt kam's auf die Welt, wie einst auch du.

Bald hecht ein ganzes Hänslein in der Wiege.
Der Vater bringt ein Würmlein, eine Fliege,
Ein Käuplein, das am grünen Blatt genascht,
Ein Mücklein, das er flink im Flug erhascht.

So nährt er sie; bald folgt ihm hin und wieder
Die Mutter auch, fliegt suchend auf und nieder
Und hilft mit sorgen für die kleine Schaar,
Bis jedem wuchs ein Kleid und Flügelpaar.

Dann geht es husch! und husch! bis sich die Zungen
Mit flüggen Flügeln aus dem Nest geschwungen;
Im Wald zerstreut sich flink das kleine Heer
Und in dem Busche bleibt das Nestchen leer.

Und hängt es leer auf seinen schwanken Zweigen,
Dann holen wir's und dann will ich dir zeigen,
Wie voller Kunst, wie zierlich, weich und fest
Ein Böglein baut für seine Brut das Nest.



Ein falscher Wildbraten.

Geschichtliches Bild von Gustav Zahn.



anach einer unter unseren jungen Lesern wird bereits wissen, ohne daß er ein Kochbuch studirt hat, um welches Geheimniß es sich in der Ueberschrift handelt; denn bei den theuern Preisen eines wirklichen Rehbratens pflegt die Frau Mutter dann und wann zur Abwechslung mit einer wildgemachten

Hammelkeule zu traktiren. Die Kunst ist übrigens uralte; denn bekanntlich sprach schon Rebekka, die Tochter Bethuels, als der greise Erzvater Isaak Appetit auf ein Wildpret bekam, zu ihrem Sohne Jakob: „Gehe hin, mein Sohn, zu der Heerde und hole mir zwei gute Böcklein, daß ich deinem Vater ein Essen davon mache, wie er es gerne hat.“ Doch wohl gemerkt, so wichtig für die Geschichte Israels die Folgen dieses Gerichtetes auch waren, möchten wir die Methode selbst doch keineswegs empfehlen, vielmehr unseren jungen Freunden bringend anrathen, unter allen Umständen bei der Wahrheit zu bleiben; — sie haben dann auch gewiß keine so traurigen Folgen zu gewärtigen, als jene Stammutter des jüdischen Volkes, welcher die Lüge so schlecht bekommen ist, daß sie ihren Lieblingssohn in ein fernes Land schicken mußte und ihn mit ihren leiblichen Augen nie wieder zu sehen bekommen hat. Zum Glück ist auch das Recept, dessen sich Rebekka bediente, verloren gegangen. Dagegen möchte ich heute von einem anderen, geschichtlich merkwürdigen falschen Wildbraten berichten, der der ganzen Besatzung einer Festung das Leben gerettet, ja die Kroninsignien des heiligen römischen Reiches dem rechtmäßigen Inhaber erhalten hat. Und was die werthen Hausfrauen, welchen dieser Aufsatz vor die Augen kommt, da sie als gute Mütter die Speisung ihrer Kinder nach Leib und Seele überwachen, besonders interessiren wird: ich bin zugleich in der Lage, die Weise der Zubereitung, welche meines Wissens noch in keinem Kochbuche der Welt verzeichnet steht, zum Besten geben zu können.

Im Lande Böhmen, dem seit dem Kriege von 1866 so viel durchwanderten, liegt unfern der Haupt-

stadt Prag, im wildromantischen Thale des Veraunflusses, auf steilem Felskegel, rings von hohen Bergen umgeben, die alte Burg Karlsstein. Sie darf unbestritten den Ruhm in Anspruch nehmen, die großartigste im burgenreichen Lande Böhmen zu sein, und galt lange Jahre hindurch als Schutzheiligthum des Königreichs, denn ihre gewaltigen Mauern konnten aller Belagerungskunst des Mittelalters spotten. Kaiser Karl IV., der Sohn König Johannis von Böhmen, hatte die stolze Feste Anno 1348 zu erbauen begonnen, um hier die Kleinodien, Schätze und wichtigsten Dokumente des Reichs für seine Nachkommen aus dem Luxemburger Hause sicher zu bewahren.

Auf einem einzigen, in die Felsen ausgehauenen Wege gelangt man, den Berg umkreisend, durch zwei Thore in den Vorhof oder Zwinger, der die Wohnungen des ehemaligen Burggrafen und der Ritter enthielt. Ein drittes Thor führt zur eigentlichen Burg, einem mächtigen Gebäude von fünf Geschossen. Im mittelsten befand sich die Wohnung des Kaisers. Das Empfangszimmer hat noch heute sein ursprüngliches Holzgetäfel. Hart neben der Burg erhebt sich die kühngewölbte Schloßkirche, ein Wunder der damaligen Zeit, deren Wände, soweit sie nicht die kostbarsten Gemälde bedeckten, gänzlich mit böhmischen Edelsteinen mosaikartig ausgelegt waren. Das meiste von all den früheren Herrlichkeiten in Burg und Kirche hat freilich unter den nachfolgenden Habsburgern längst nach anderen kaiserlichen Schlössern auswandern müssen, aber der vorhandene Rest zeugt noch immer von der wahrhaft großartigen Pracht der ganzen ehemaligen Ausstattung.

Der stattlichste, höchste und festeste Theil der Burg ist der 121 Fuß hohe viereckige Thurm, dessen Mauern eine Dicke von 13 Fuß haben. Im dritten Stockwerke desselben, also in gleicher Flucht mit den kaiserlichen Zimmern, liegt die Kreuz-Capelle, der eigentliche Aufbewahrungsort der Kroninsignien, Schätze und Dokumente. Vier schwere, mit Eisen beschlagene Thüren mußte man passiren, zehn kunstvolle Einfallschlöffer und neun dergleichen zum Vorhängen, lauter Meisterwerke der damaligen Schlosserkunst, mußten geöffnet werden, um in diesen Raum zu gelangen. Ueber der ersten Thür ist noch heute in böhmischer Sprache die Inschrift zu lesen: „Christus, der mächtigste Herr, möge selbst diese Kleinodien

behüten bis an den jüngsten Tag. Amen.“ Wie ist das alles seitdem so anders geworden auf dem Karlsstein! Man soll eben die Erdenherrlichkeit nicht bis an den jüngsten Tag festhalten wollen, sonst fällt der Prunk leicht vor der Zeit ab, wie taube Blätter. Das lehrt uns das mächtige Haus der Luxemburger und das hat uns die jüngste Geschichte abermals an einem uralten mächtigen Herrscherhause gezeigt. Das Gewölbe der Kapelle stellte das Firmament vor. Sonne, Mond und Sterne waren aus ebelem Metalle gebildet. In 14 schmalen Truhen wurden die Schätze des Reiches und in 3 breiten die wichtigsten Urkunden verwahrt. Die Truhen sind sämmtlich bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben und werden jedem Besucher gezeigt. Der alte Kastellan öffnet sie sogar gewissenhaft jedem Fremden, damit Niemand dem schlimmen Verdachte Raum gebe, das Haus Oesterreich halte hier noch immer ungeheure Staatschätze heimlich verborgen. Die Leute würden das wohl auch ohne besondere Versicherung dem ehrlichen Graubarte glauben, aber er fühlt sich verpflichtet, beim Oeffnen stets ein bedeutungsvolles Zeichen mit der Hand zu machen und jedesmal achselzuckend hinzuzusetzen: „Nix mehr drin!“

Unter den Nachfolgern Karls gings wild her im deutschen Reiche. Sein ältester Sohn Wenzel überkam das Königreich Böhmen und die Kaiserkrone. Die Regierung dieses bis zur Berrücktheit jähzornigen Wüthrichs war ein Unglück für das Reich und ließ das Kaiserthum zum Spotte werden. Er trieb's so toll, daß er zuletzt von den deutschen Fürsten der Krone verlustig erklärt wurde. Dazumal, nämlich zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, begab sich das Unerhörte, daß drei Kaiser und drei Päpste zugleich die höchste weltliche und die höchste geistliche Würde in Anspruch nahmen, sich gegenseitig bekriegten und in den Bann thaten. Wenzel wollte seine Absetzung nicht gelten lassen — eine Partei im Reiche hatte Sigismund, Wenzels Bruder, den König von Ungarn und Kurfürsten von Brandenburg gewählt — die andern den Markgrafen Jobst von Mähren. Zum Glück für Sigismund starb Jobst bald und so kam dieser denn endlich in den unbestrittenen Besitz der Kaiserkrone.

In dieser Zeit der wildesten Unordnung und Rechtlosigkeit, wo auch im Lande Böhmen niemand mehr wußte, wer Koch und wer Kellner war, hatte der Karlsstein eine erbitterte Belagerung zu bestehen. Die Prager hatten sich nämlich auf eigene Faust einen Prinzen Sigmund Korybut zum Könige von Böhmen gewählt und wollten nun mit Gewalt die von den Anhängern Sigismunds tapfer verteidigten

Kroninsignien erobern, um ihren König damit zu krönen. Mit Sturmlaufen, das wußten sie recht gut, war hier nichts anderes auszurichten, als sich die Köpfe einzurennen. Es gab nur zwei Wege, die Feste zur Uebergabe zu bringen, Verrath oder Hunger. Das erste Mittel scheiterte an der Treue der Besatzung; so blieb nichts anderes übrig als der Versuch des Aushungerns. Die drinnen hatten aber guten Vorrath und die Sache zog sich daher sehr in die Länge.

So lange die Tage schön und die Nächte warm waren, blieben auch die Belagerer bei gutem Muth; aber als das Laub erst von den Bäumen fiel und die Novemberstürme ihnen die kalten Regenschauer ungehindert ins Gesicht peitschen konnten, da fing das gemeine Volk an zu murren und die Führer hatten genug zu trösten: Jetzt könne es unmöglich mehr lange dauern; auch habe man sichere Kundschafft, daß denen drinnen der Vorrath zu Ende gehe.

Und schlimm stand's allerdings drinnen in der Burg. Fast alles Eßbare war aufgezehrt und die Besatzung konnte sich, wenn nicht unerwarteter Entsatz kam, höchstens noch einige Tage halten. Aber wer sollte die Burg entsetzen? Kaiser Sigismund hatte andere Dinge zu thun, als sich mit den Pragern herumzuschlagen! Das wußte der tapfere Burggraf, der seinem Herrn die Krone nicht rauben lassen wollte, recht wohl und in schweren Gedanken wandelte er durch die weiltäufigen Zimmerreihen, Tag und Nacht auf Mittel der Rettung sinnend, oder stieg auf den Burgzinnen umher, mit bangem Blick in die Ferne schauend.

In der ganzen Burg befand sich schon längst kein vierbeiniges, eßbares Thier mehr am Leben. Nur ein stattlicher Ziegenbock, der Liebling des Schloßhauptmanns, war bisher noch immer geschont worden. Der langbärtige Patron hatte sich bei der allgemeinen Noth schier fettgefressen, denn er hatte mit niemand zu theilen und in den ausgedehnten Höfen wuchs des Grases die Fülle zwischen dem Gestein. So kam er denn mit muntern Säßen seinem Herrn entgegen, als dieser bekümmerten Blicks eines Morgens in den Hof trat und ihn an sich lockte. Der burggräfliche Küchenmeister hatte nämlich so eben gemeldet, daß für des Herren Tisch weder Fleisch noch Schmalz mehr vorhanden sei, und hatte dabei das ernstliche Begehren gestellt, den Bock endlich an's Messer bringen zu dürfen.

„Was hilfst's mir, armes Thier,“ sagte der Schloßhauptmann nachdenklich, indem er den Bock zum letzten Male streichelte, „wenn ich dich schlachten lasse? Wie lange wird dein Fleisch vorhalten, dann

sind wir so weit als jetzt. Ja, wenn ich meinen Herrn und Gebieter im Anzuge wüßte, oder wenn sonst" — da fuhr ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Er legte die Hand an die Stirn, sann einige Augenblicke nach und sprach dann erleichterten Herzens: „So soll es sein! Du mein Böcklein sollst einen ehrlichen Soldatentod sterben, daß jeder in der Burg mit dir tauschen möchte und dein Fleisch soll, wills Gott, unserm Kaiser und Herrn Krone und Reich erretten.“



Flugs ließ er einen erprobten Ritter vor sich bescheiden, dem er seine Kriegslust anvertrauen konnte, und schickte denselben als Parlamentär ins feindliche Lager, daß er mit höflichen Worten für morgen um einen vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand nachsuchen möge, weil am folgenden Tage er, der Kommandant, eine stattliche Hochzeit ausrichten zu lassen gedanke, bei welcher die Braut ihm gar lieb und werth sei. Der feindliche Anführer war zuerst nicht wenig verwundert, daß sein Gegner noch mit Hochzeit ausrichten sich befasse, während er doch nicht anders gemeint hatte, als man wolle wegen Uebergabe der Burg und freien Abzug der Besatzung mit ihm verhandeln. Augenscheinlich mußte man drinnen noch bei gutem Mundvorrathe sein, und das war ihm gar nicht lieb. Bald aber zuckte ein schadenfrohes Lachen über sein Gesicht, gleich als dächte er, das sei ja Wasser auf seine Mühle; denn je höher es bei einer solchen Gelegenheit hergehen werde, um so schneller müßten auch die Vorräthe zusammenschmelzen,

und so willigte er denn ohne weiteres in die begehrte Waffenruhe.

Drinnen in der Burg war das nun am folgenden Tage ein sonderbares Leben und Treiben. Die ganze Besatzung war vom frühen Morgen an auf den Beinen. Man spielte zum Tanze auf, trommelte und sang, stieß mit Trinkhörnern und Kelchgläsern an einander, lärmte und schrie, obgleich man keine Braut und keinen Bräutigam, kein Brot und keinen Wein hatte. Den Belagerern draußen lief beim bloßen Zuhören das Wasser im Munde zusammen. Sie konnten unten alles deutlich vernehmen, was droben in der Burg vorging und die geschäftige Phantasie that das Ihrige, um das Pauken- und Cymbelgetöse mit den bei einer Hochzeit üblichen Genüssen für Mund und Magen zu umkleiden. Als die Sonne im Mittag stand, schien sich droben ein Festzug in Bewegung zu setzen, der einen feierlichen Umgang durch den innern Burghof bis vor die Kirche hielt. Die schlauen Prager hatten recht geschlossen, aber niemand von ihnen konnte freilich eine Ahnung davon haben, daß statt einer festgeschmückten minniglichen Braut ein langbärtiger Ziegenbock an der Seite des Burggrafen einherschritt und daß der Zug nicht zur Kirche sondern vor das daneben liegende Schlachthaus ging, wo statt des Priesters ein handfester Landsknecht mit aufgestreiften Hemdsärmeln und blankgeschliffenem Messer die Hauptaction des Tages verrichten sollte. In wenigen Augenblicken war die halsbrechende Ceremonie abgethan und der Bock lag still und steif da, und ließ, ohne ein Glied zu rühren, alles mit sich geschehen, um sein ehrliches Bockfleisch zu einem augenscheinlichen Wildpret zuzurichten. Das Verfahren war aber das folgende. Er wurde weidmännisch zerlegt und dann ein alter Reitsattel herbeigebracht, der mit natürlichen Rehhaaren ausgepolstert war. Der mußte von seinem Inhalte abgeben und Riemen und Keulen wurden mit so viel Rehhaaren bestreut, als für gewöhnlich auf denselben kleben bleiben, wenn einem wirklichen Reh oder Hirsch die Haut über die Ohren gezogen wird, so daß auch ein gelernter Jäger bei der etwaigen Todtenschau nicht anders konnte, als das Fleisch für natürliches Rehfleisch zu erklären.

Derweil dies in der Burg geschah, ging es draußen bei den Belagerern nicht minder stürmisch her. Das Kriegsvolk war, wie ich vorhin bereits berichtet habe, von vorn herein nicht in der besten Stimmung. Als nun das Jubeln und Singen, das Trommeln und Trompeten gar kein Ende nehmen wollte, sank die gute Laune immer tiefer und tiefer, und als jetzt die kurze Pause eintrat, während welcher,

wie man meinte, das Brautpaar drinnen zusammengegeben wurde, war sie bis auf den Gefrierpunkt gekommen und Unmuth und Murren brachen laut und unverholen los. „Jene sind lustig und guter Dinge,“ rief der Eine, „haben Ueberfluß an allem Guten und sitzen dazu noch im Trocknen, während wir Hunger und Frost leiden müssen.“ „„Jetzt sieht man's deutlich,““ schrieb ein Anderer, „„wie der Hase läuft. Was wir lange insgeheim befürchteten, liegt nun für einen Blinden offen zu Tage. Die Burg hat einen geheimen Ausgang, durch welchen die drinnen mit allem versorgt werden, was Mund und Magen begehren.““ „Da können wir hier

außen liegen bis an den jüngsten Tag, ehe wir die drinnen aushungern!“ schrieen wieder Andere. „„Wir haben weder Lust, uns die Köpfe an dem Gestein einzurennen, noch für nichts und wieder nichts uns die Knochen zu erfrieren,““ ging ein allgemeines Murren

durch das ganze Lager. „Zurück nach Prag! Wir haben mehr denn zu lange vor dem verdammten Neste gelegen!“ riefen die Dreiftesten.

Da gab mitten in dem Wirrwarr plötzlich vom äußeren Thorthurme her ein Horn Signal zum Aufmerken. Ein weißes Tuch wurde geschwenkt, das Fallgatter rasselte nieder, die schweren Thorflügel ächzten in ihren Angeln und heraus schritt derselbe Ritter, welcher Tags zuvor die Waffenruhe erbeten — diesmal gefolgt von zwei Troßbuben, die einen mit weißen Laken bedeckten Korb trugen. Der Parlamentär wurde auf sein Begehren vor den feindlichen Anführer gebracht. Ein großer Haufe müßigen Kriegsvolks gab ihm das Geleite und als nun der Hauptmann neugierigen Blickes aus seinem Zelte ihm entgegentrat, da verneigte sich der Schalk sittiglich vor ihm und sprach ihm in wohlgesetzten Worten den

Dank seines Herrn, des Burggrafen, für die erwiesene Vergünstigung aus. „Wie sehr aber mein Herr und Gebieter solche Gesinnung zu schätzen weiß,“ fuhr er fort, „deß zum Zeugniß sendet er Euch von unserem hochzeitlichen Freudenmahle diesen feinsten Rehrücken und Eurer Dienerschaft die beiden Keulen, und bittet Euer Gestrengen, den Braten sich wohlschmecken zu lassen und unsere geringe Gabe, der holden Braut zu Ehren, nicht zu verschmähen.“ Damit deckte er das Laken von dem Korbe, überreichte die drei Hauptnachlaßstücke des Meister Bod, verneigte sich abermals und schritt zurück, von wannen er gekommen war.

Das Gesicht des Prager Hauptmanns war über der Rede lang und immer länger geworden, und gleich nachdem die Gesandtschaft hinter den Thorflügeln verschwunden war, berief er einen Kriegsrath in sein Zelt. Jetzt meinten Alle, es sei



sonnenklar erwiesen, daß die Besatzung einen geheimen, sichern Ausgang haben müsse; denn sonst könnte man unmöglich da oben dermaßen Ueberfluß an frischem Wildpret haben, daß man seinen Feinden aus purer Höflichkeit davon abzugeben im Stande sei. Unter solchen Umständen kam's dem Hauptmann ganz gelegen, daß die Hochzeitsgäste drinnen die ganze Nacht fertlärnten und bankettirten, so daß sie von dem Lärmen draußen nichts vernehmen konnten — denn am folgenden Morgen war das Lager abgebrochen und der Feind mit Mann und Maus abgezogen.

So wurden die Kleinodien und Schätze dem Reich erhalten und der stolze Karlsstein blieb unbezwungen, — aber sein glücklichster Vertheidiger ist ein Ziegenbock gewesen.

Kleines Kunstwerk aus Wald und Flur.

Für Mädchen.

Erstes.

Die soll nicht meine Freundin sein,
Die nicht die Blumen liebt!

singt ein berühmter deutscher Dichter. — Wer sollte aber auch nicht die Blumen lieben? Ich habe ein kleines Töchterchen, das lehrt von keinem Spaziergang ohne einen Strauß bunter Blumen zurück. Dem habe ich manche kleine Kunstwerke darzustellen gelehrt, die auch euch zu lernen Freude machen wird. Hier das erste. Freilich muß es zu seiner Herstellung in eurer Nähe Lärchenbäume geben, denn die Hauptsache ist für uns, einen schönen halboffenen Zapfen dieses Baumes anzufinden. In die kleinen Oeffnungen des Zapfens stecken wir nun zarte Blumen, die wir uns auf Rainen und im Felde suchen, und zwischen diese noch feinere Gräser, vornehmlich sogenannte Fliedertücher. Wenn unser Sträußlein nun fertig ist, legen wir den Zapfen mit den Blumen recht behutsam in ein kleines mit Wasser gefülltes Schüßelchen. Nach einer Stunde hat sich der Zapfen so fest geschlossen, daß die Blumen in seinen Schuppen fest haften, als wären sie hier von Anfang an eingewachsen gewesen. Das giebt dann ein gar zierliches Blüthengeschenk.

Ein zweites.

Die Klette kennt ihr. Leider treibt ihr auch oft manche Unart mit ihr, werft sie euch neckend an die Kleider, wohl gar in die Haare. Ihr könnt einen bessern Gebrauch von ihr machen, liebe Kinder. Pflückt euch ein Schürzchen voll; legt dann auf einem Tisch immer ein Klettentöpfchen an das andere, so daß eins an dem andern fest haftet, und bildet auf diese Weise eine kleine Scheibe aus Kletten. Diese macht zum Boden eines Körbchens. Nun baut ihr ringsherum den Rand auf; wenn dieß geschehen ist, macht ihr ebenfalls aus Kletten den Henkel. Das niedlichste Körbchen steht jetzt vor euch, und ihr könnt es nun mit Blumen oder Beeren füllen und ein zierliches Blüthenkörbchen vom Feld mit heimbringen.

Ein drittes.

Mein Töchterchen brachte kürzlich eine prächtige Blume aus dem Feld nach Hause. Schelmisch lächelnd hielt sie uns die große blaue Dolde entgegen. So mochte die herrlich „blaue Blume“ ausgesehen haben, von der die Dichter fabeln. Staunend gieng die schöne Blumenkrone von Hand zu Hand. Keines der Knaben und Mädchen hatte je dieses seltsame Gewächs gesehen. „Es ist ein Kornblumenkönig!“ rief mein Töchterchen ihnen triumphirend zu; nur zu mir lachte der Schelm verstoßen hinter der Schürze hinüber. Hatte ich doch selbst ihr die Herstellung dieses kleinen Blumenwunders bei einem Gang durch das Lehrenfeld gelehrt.

Als aber auch die kluge Mutter verwundert den seltenen Fund betrachtete, konnte sich unser Schall seines Kicherns nicht mehr erwehren. Lustig sprang er hinzu und löste lachend die mit ihren hohlen Stielen aufstehenden Kornblumentöpfchen von dem grünen Schirmgestell einer großen Dolde. Es war der Blüthenstengel einer Dilldolde, von welchem das Kind die kleinen Blüthenbüschchen entfernt und den es dafür mit den blauen Köpfchen der Kornblume besteckt hatte. Da lag das blaue Räthsel zerpflückt. Die Angeführten lachten herzlich. Mutter drohte lachend dem Ausbund mit dem Finger, und dieser hielt dem sich sonst so klug dünkenden Herrn Bruder Tertianer den duftigen Dillstengel spöttisch unter die Nase.

Versucht den lustigen Blumenscherz nun auch einmal.

Ein viertes.

In meinem Ort lebt ein gebrechliches armes Mädchen. Es wollte sich gern beschäftigen und etwas verdienen, aber wie sollte dieß bei der Gebrechlichkeit des armen Kindes geschehen?

Da ging ich einst in einer großen Stadt über den Blumenmarkt; es war im Monat Mai, in dem auch die dunkle Tanne ein lichtgrünes Frühlingskleid anzieht. Auf dem Tisch eines Gärtners standen Körbchen aus Tannenzweigen; vom Rand der Körbchen hing das zarte grüne Tannen-Mai wie Franzen herab. — Die Körbchen waren mit Moos gefüllt und im feuchten Moose standen duftende Frühlingsblumen. Mein armes Mädchen kam mir in den Sinn und ich handelte zwei von den Körbchen ein. Zu Haus angekommen, zerlegte ich das eine und fand, nachdem ich die Tannenzweige entfernt hatte, ein Gestell von dünnem Draht, das die Form des Körbchens und den Henkel bildete. Um dieses Gestell waren die Tannenzweige so zierlich gebunden, und zwar immer in der Weise, daß die festen Theile den Boden des Körbchens bildeten, die zarten grünen Spitzen dagegen an den Rand kamen. Ich wußte mir solchen biegsamen Draht zu verschaffen, und bald war ein Gestell und bald auch das Tannen-Körbchen fertig. Nun nahm ich das Mädchen in die Lehre, und nach kurzer Zeit konnte es mit seinen selbstgeschaffenen Blumenkörbchen ausziehen und fand Abnahme genug. Im Spätsommer mußte dann der Ephen den Tannen-Mai ersetzen; Rand und Henkel der Körbchen wurden nun mit Ephenranken zart geschmückt. — Wer nicht Geschick genug besitzt das Drahtgestell selbst anzufertigen, wird es sich mit geringen Kosten herstellen lassen können. Man kann ein solches Gestell lange Zeit hindurch benützen und braucht nur immer und immer wieder das grüne Geßlecht, Moos und Blumen zu erneuern. Kaum kann man sich einen lieblicheren Frühlingschmuck im Zimmer als diese Körbchen denken.

Carl Reinhold.



Von

Robert Löwike.

Die erste.

Auf dem Schulzenhose in Fürstenaau machten die Hunde einen Höllenlärm. Sie sprangen und bellten wie toll vor Freude; denn eben kam auf der Trift ein Wagen herangerollt, und sie merkten es wohl, daß der Herr jetzt aus der Stadt zurückkam. Johann hatte auch schon lange mit seiner Peitsche geknallt nach Herzenslust, nicht etwa um die Braunen noch mehr anzutreiben; denn die liefen schon so, was sie nur laufen konnten; sondern um denen daheim anzuzeigen, daß sie jetzt alle nach Hause kämen, er und der Herr und die Braunen auch. Franz, des Schulzen Erstgeborner, hatte in der Hausthür gestanden und sprang dem Vater, als der Wagen auf den Hof fuhr, jubelnd entgegen. Er war jetzt eigentlich nur Gast im Hause. Seit einem Jahre besuchte er das Gymnasium in E., und gestern war er mit Nr. 1. in der Tasche nach Hause gekommen, um die Herbstferien bei Vater und Mutter zuzubringen und sich zu überzeugen, wie dieses Jahr die Aepfel und die Pflaumen in Fürstenaau gerathen wären.

Als der Vater mit Franz in die Stube getreten war, sah er ihn seltsam schmunzelnd an und sagte: „Zunge, ich habe dir etwas mitgebracht, eine Knackmandel mit doppelter Schale, und neugierig bin ich, ob du sie wirst knacken können. Du weißt doch, was ich heut' zu Markt gehabt habe. He?“ „Ja, Vater, Gänse und Enten, denk' ich.“

„Ganz recht, Zunge, Gänse und Enten, zusammen 20 Stück, und 20 blanke Thaler habe ich dafür eingenommen. Wenn ich dir nun sage, daß ich für jede Ente 23 Silbergr. und für jede Gans 20 Silbergr. mehr als für jede Ente bekommen habe, so sollst du mir ausrechnen, wie viel Gänse und wie viel Enten ich verkauft habe. Wird die Ruß zu hart sein, Herr Gymnasiast. He?“ Franz lächelte einen Augenblick still vor sich hin, schaute dann zum Vater auf, nickte ihm zu und ging dann an einen Tisch, worauf er anfing mit dem Finger gar seltsame Hieroglyphen zu schreiben.

(Schluß und Auslösung im nächsten Heft.)

Die zweite.

Anne, Susse und Liese waren die flinksten Mägde im Städtchen. Flink mit der Hand, aber auch flink mit der Zunge. Wie sie jetzt so mit ihren Milchkannen die Straße hinunter gingen, Arm in Arm, da hatten sie sich so viel zu erzählen, mehr als die Enten auf dem Hofe und die Spatzen auf dem Dache. Sie waren noch lange nicht fertig mit ihren Geschichten, als sie an der Thüre von Frau Marthe, die die beste Milch im Städtchen zu verkaufen hatte, anlangten. Hier traten sie nun alle drei

ein und verlangten zusammen 15 Liter Milch, jede 5 Liter. Frau Marthe hatte heute keinen großen Vorrath mehr; sie hatte jedoch noch genau 15 Liter und konnte also ihre drei Kunden noch gerade befriedigen, aber — aber — sie guckte unter alle Tische und Bänke, in alle Ecken und Winkel — sie fand heute ihr Litermaß nicht. Was sollte sie nun thun? Einen Augenblick war sie wirklich sehr in Verlegenheit. Auf ihrem Milchregal standen 4 Schüsseln, 3 von diesen waren leer; die 4te voll, und diese enthielt gerade die 15 Liter, welche Frau Marthe überhaupt noch vorrätig hatte. Von den 3 leeren hielt die eine 7, die beiden andern jede 4 Liter. Da nahm Frau Marthe schnell die volle Schüssel, goß die Milch aus derselben in die andern, dann wieder aus einer andern in eine andere und immer so fort, bis sie zuletzt jeder der Mägde genau 5 Liter geben konnte.

Anne, Susse und Liese standen verwundert da und warteten begierig ab, wie das seltsame Hantieren der klugen Frau Marthe wohl enden würde, und waren nicht wenig erstaunt, als jede wirklich nachher ihre 5 Liter erhielt.

Wie hat es Frau Marthe nun gemacht, daß sie durch das Umgießen der Milch aus einer Schüssel in die andere für jede Magd 5 Liter besonders herausbekam?

(Schluß und Auslösung im nächsten Heft.)

Noch fünf.

Seht euch einmal folgende vier Wörtchen an, und achtet recht darauf, wie sie hier unter einander stehen:

I G E L
G a b e
E b b e
L e e r

Gewiß werdet ihr gleich finden, daß die senkrechten Reihen dieselben Wörter geben wie die wagerechten. Das oberste Wort enthält die Anfangsbuchstaben für die drei andern, das zweite giebt die zweiten Buchstaben für das dritte und vierte u. s. w.

Habt ihr also von vier solchen Wörtchen das erste gerathen, so schreibt es euch gleich in wagerechter und auch in senkrechter Reihe mit großen Buchstaben hin. Ebenso macht es mit dem zweiten Worte. Auch dieses wird zuerst in wagerechter und dann in senkrechter Reihe hingeschrieben, wie ihr es hier seht:

I G E L
G a b e
E b
L e

Dann findet ihr leicht auch das dritte und vierte Wort.

I.

Rathet nun vier solche Wörtchen, von denen also jedes vier Buchstaben haben muß, wenn ich sage, daß das erste von ihnen eine Universitätsstadt in Thüringen ist, das zweite eine Stadt in Böhmen, berühmt durch den Tod eines großen Feldherrn, welcher dort durch Mörderhand fiel, das dritte ein schöner Strom in Rußland und das vierte eine Mittelstadt Ungarns.

II.

Rathet vier andere derartige Wörtchen. Das erste nennt euch eine Stadt in Holland, das zweite einen großen Fluß in Asien, welcher in den stillen Ocean mündet, das dritte einen Saal, den auch viele von euch öfter betreten, das vierte einen Titel oder Stand.

III.

Von vier andern Wörtchen dieser Art bedeutet das erste einen Körperteil, welcher mit seinem Zwillingbruder uns durch das Leben trägt, das zweite jemand, der

Geld und Gut erhält, nicht als Geschenk und auch ohne daß er es erworben oder verdient hat, das dritte einen Vogel, welchen die alten Aegyptier heilig hielten, das vierte ein Häuschen, welches nur ein Zimmer und noch dazu ohne Hausgeräth, aber doch recht lustige Bewohner hat.

IV.

Von vier andern Wörtern dieser Art nennt uns das erste eine große Stadt an der Moldau, das zweite eine Blume, des Gartens schönste Zierde, das dritte einen Zufluchtsort, den man Verfolgten anbietet, und das vierte etwas, das zwar reich aber nicht glücklich macht.

V.

Von vier andern Wörtchen dieser Art enthält das erste alles was Gott geschaffen hat, das zweite giebt uns einen Namen aus dem alten Testament, das dritte nennt uns des Waldes Schmutz, und das vierte ist ein musikalisches Blech-Instrument.

Auszug auf's Land.



Ade du altes, dumpfes Haus!
Wer mag hier ewig leben?
Wir ziehen auf das Land hinaus
Und wohnen unter Nebel.

Du nimmst die Kaffeemühle hier
Und reitest auf dem Besen;
Ich, als der Stärkere, habe mir
Die Staffelei erlesen.

Dem Jüngsten stülpen wir den Topf
Herab bis auf den Kragen,
Daneben mag der kleine Tropf
Den Stiefelknecht noch tragen.

Bald springen wir durch Feld und Hain,
Und giebt's zerrissne Hosen,
So wird sich unser Mütterlein
Darüber nicht erbosen.

Ist doch des Vaters Kunst dabei
Ein lustig Bild entsprungen,
Er malt vor seiner Staffelei
Sich seine wilden Zungen.

Auch ein Löwe.



Wenn du im Sommer über eine sandige Ebene wanderst, kannst du ein geflügeltes Insekt bemerken, das ungefähr einen Zoll lang ist. Es hat vier glänzende Flügel, die dünn wie Flor-Grund und durchsichtig wie Glas sind. Auf diesen Flügeln bemerkst du kleine braune Punkte. An den Seiten des Kopfes stehen zwei große Augen; an seiner Stirn trägt das Thier keulenförmige Fühlhörner. Die Farbe des Leibes ist grau. Dieses Thier führt den Namen Apterjungfer. Seine kleinen Eier legt es in den Sand und bekümmert sich nicht wieder um dieselben; die Sonne brütet sie aus. Jedes Ei wird ein Löwe, freilich ein winzig kleiner, aber ein räuberischer und gefräßiger, so grausam, daß er sogar seines Gleichen auffrisst. — Du brauchst dich aber nicht vor ihm zu fürchten und kannst ihn getrost fangen.

Wenn du auf sandigen Ebenen, auch an sandigen Waldrändern kleine Trichter in Sandboden bemerkst, so fahre mit deiner Hand so tief du kannst unter einen solchen Trichter, laß dann den Sand recht vorsichtig durch die Finger laufen und — du hast einen Löwen gefangen. Der Löwe sieht freilich mehr einer kleinen Spinne ähnlich, aber es ist dennoch ein Löwe. Dieses kleine behaarte Thier hat einen sehr beweglichen Hals, den es einziehen und ausstrecken kann, und der ihm treffliche Dienste leistet. Das Thier hat zwei hornartige Fresszangen, mit denen es seinen Raub packt und ansaugt. Wie aber gelangt es zu seinem Raube, da es sich nur sehr langsam bewegen kann? — Es baut Fallen. Jeder kleine Sandtrichter ist eine Falle. In der Mitte des Trichters befindet sich ein kleines Loch; unter diesem lauert der Löwe. Der Bau des Trichters kostet unserm Löwen viele Mühe. Um den Sand heraus-

zuschaffen, muß er seinen breiten Kopf damit beladen und mit dem beweglichen Halse den Sand hinauschnellen. Den Sand ladet er immer nur mit einem Fuße auf den Kopf; wenn ein Fuß müde ist, kommt der andere an die Reihe. — Auf dem Grunde seines Trichters gräbt er sich nun in Sand so tief ein, daß nur der Kopf mit den Fresszangen sichtbar bleibt. — Suche dir einen Trichter, wie ich ihn dir beschrieben habe, und bleibe in der Nähe ruhig stehn. Siehe! da kommt eine fleißige Ameise; in ihrem Geschäftseifer denkt sie an keine Gefahr. Sie nähert sich dem Rand des Trichters; der Sand unter ihr rutscht und wie sie sich auch sträuben mag, sie gleitet hinab. Doch jetzt! Sie hat wieder festen Fuß gefaßt, sie klimmt aufwärts. Aber ach! der kleine Krater wirft gewaltige Massen Sand nach ihr; der Löwe läßt sich seine Beute nicht entgehen; er war es, der den Sand mit dem Kopfe empor-schnellte. Die Ameise rutscht tiefer und tiefer; plötzlich hat sie der Löwe mit seinen Zangen gepackt, zieht sie unter den Sand hinab und saugt sie aus. — Dexters freilich geht es dem Ameisenlöwen, wie es dem großen Löwen auch geht, er muß lange fasten. — Wenn er groß gewachsen ist und das ihm bestimmte Alter erreicht hat, sucht er sich selbst im Sande sein Grab, wühlt sich ein und bildet sich aus einem Saft, der aus seinem Leibe dringt, und aus feinen Sandkörnern einen kleinen kugelförmigen Sarg. Hier schläft er den Todeschlaf, bis der Auferstehungsmorgen auch für ihn kommt und er als ein geflügeltes Insekt sich frei in die Luft erhebt. Seine Natur aber ist ihm geliebet; auch geflügelt nährt sich das Thierchen vom Raube und zwar sind es kleine Insecten, denen es nachstellt. Art läßt eben nicht von Art.

Carl Reinhold.

Schwalbenflug.

Wenn in den sonnigen Lenzestagen,
Laut aufjubilend mit Wonnegeschrei,
Flüchtige Schwalben die Lüfte durchjagen,
Fühlt auch der Mensch sich so selig und frei.
Mächte, wie jene Boten nach Norden,
Ziehn gen Süden, in Sehnsucht entbrannt,
An des Meeres erquidende Borden,
An den Klippenumgürteten Strand.

Euch, ihr Schwalben, euch muß ich beneiden,
Ihr seid an keine Scholle gebannt;
Ihr könnt im Fluge die Lüfte durchschneiden,
Ihr könnt euch tummeln ob Meer und ob Land,

Während den Menschen nur Sehnsuchtsflügel
Tragen aus eng umfriedetem Haus
Ueber die Fluren und dampfenden Hügel
In die blaurende Ferne hinaus,

Zieht ihr in eurer bezaubernden Weise
— Weltenkundig und weltenbekannt —
Luftige Schiffer, die flüchtigen Kreise
Hoch über Flüssen und blühendem Land,
Selten im Fluge die Erde berührend,
Schmücket euch der Sagen entzückender Duft.
Glückliche Segler, ein Leben stets führend,
Freiheitansaugend in endloser Luft!

Heinrich Heise.

Die Gottesanbeterin.

(Mantis religiosa.)

In Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien lebt eine Fangheuschrecke mit grünem, rosenroth eingefasstem Brustschild, rosenrothen Fühlhörnern und Fresswerkzeugen. Es ist ein räuberisches Thier; was es packen kann, wird von ihm verschlungen; es schont nicht einmal seines Gleichen. Und dennoch hat man diesem Thiere den bedeutungsvollen und schönen Namen gegeben. Ja, die Türken halten es für heilig, denn eine Art dieser Thiere lebt auch in der Türkei. — Der Schein trägt. Dieses Thier sieht so mager aus, als ob es immer fastete, schleicht so langsam umher, als wäre es in die tiefsten Gedanken versunken, und hält seine Vorderfüße wie gefaltete Hände empor. — Das hat ihm zum Rufe der Heiligkeit verholfen. — Freilich hat es diesen Ruf nie gesucht, denn Thiere hucheln nicht. Die Menschen haben ihm den Namen beigelegt, und diese urtheilen vielfach nur nach dem Schein. — Gefaltete Hände machen noch keinen Beter.

Carl Reinhold.

David und Goliath.

Ein altes deutsches Redespiel für Knaben.

Meine Wanderung hatte mich in den Harz geführt. Ich hatte die Zeit gut getroffen, denn ich durfte in dem freundlichen Reinstadt ein Kinderfest mit feiern helfen. Bei diesem Feste lernte ich ein Spiel kennen, das mir viel Freude machte und das mein liebes fröhliches Kindervolk leicht lernen kann.

Gewiß kennt ihr das Lied von dem wadern Claudius: War einst ein Riese Goliath &c. Dies müßt ihr auswendig lernen. Wenn ihr es fest im Gedächtniß habt, dann bittet ihr euren Lehrer darum, daß er es euch singen lehrt. Nun muß der Größte und der Kleinste unter euch einige Boranstalten treffen. Der Große schnitzt sich aus Holz ein großes Schwert, macht sich aus Flachs einen mächtigen Bart, setzt einen alten Hut auf, an den er große Troddeln hängt, und malt sich die Augenbrauen schwarz. Der Kleine zieht einen Leinwandrock, einen Schäferrock an — im Nothfall thut es auch ein Hemd, das durch einen Gurt zusammengehalten wird — hängt eine lederne Tasche um und hält einen Ball in Bereitschaft. Jetzt schließt ihr andern einen Kreis und nehmt den Riesen in die Mitte. Ihr singt, und Goliath schreitet stolz mit grimmigem Gesicht im Kreise auf und ab. Wenn seine Rolle im Liede kommt, singt er sie allein. Dann hebt ihr wieder an und singt weiter, und bei dem rechten Wort tritt der kleine David ein. Er wirft seinen Ball nach dem Riesen. Plump! liegt der große Esel da, so lang und dick er war. David stellt sich, als säbele er ihm das Haupt mit dem großen Schwerte ab. Zum Schluß wird der todte Riese von der ganzen Schaar auf die Schultern geladen und mit Jubel und Gesang in das Riesengrab getragen. David zieht bekränzt als Sieger voran. Andere folgen ihm als Musikanten, und so geht es im Zuge fort. —

Das Spiel nahm sich gar lustig auf der schönen Frühlings Wiese aus. Versucht es auch einmal.

Der Räthselmann.

Von

Julius Sturm.

Die Räthsel, mit denen das Volk sich neckt,
Hab ich in meinen Sack gesteckt.
Heran, ihr Kinder, alle heran,
Es rathe, wer da rathen kann!

Wer baut uns Brücken und braucht kein Holz?

Der Baumeister ist der Winter stolz.

Wer kennt den schwersten Stab im Land?

Der Stecken ist's in des Bettlers Hand.

Wie lange schläft der Esel zur Nacht?

Nicht länger, als bis er aufgewacht.

Wann wird der Reiche zum Bettelmann?

Wenn er Schulden macht und nicht zahlen kann.

Wo giebt es Wasser, das aufwärts floß?

Wo sich ein Thränenstrom ergoß.

Wie lange trägt man Wasser im Sieb?

So lang' nur, als es gefroren blieb.

Was mag das theuerste Wasser sein?

Das ist das Wasser des Wirths im Wein.

Wie tief ist das Meer? weißt du's vielleicht?

Das weiß der Stein, der den Grund erreicht.

Wann ist die beste Essenszeit?

Wenn für den Hunger ein Mahl bereit.

Mit welchen Augen kann man nicht sehn?

Mit Hühneraugen an den Zehn.

Was geht durch Heden und raschelt nicht?

Das thut der Sonne goldnes Licht.

Rath', welches Thier wird schöner im Tod?

Der braune Krebs, der färbt sich roth.

Wer hat sein Haus auf Felsen gebaut?

Der Bauherr, der auf Gott vertraut.

Wann steht der Kaiser auf einem Fuß?

Wenn er sein Roß besteigen muß.

Nun sag', wann der Narr dem Weisen gleicht?

Dann, wenn er statt zu reden, schweigt.

Für heut' ist nun mein Säcklein leer,

Doch bring' ich bald der Räthsel mehr.

Lebt wohl, und haltet zu rechter Zeit

Zum Nüsselknacken die Zähne bereit.



Von

Johann Meyer.

I.

(Wenderäthsel.)

Man hat's nicht gern auf seinen Wegen,
Weil's einem nicht im Freien frömmt;
Doch ist's ein wahrer Gottesseggen
Fast jedesmal, so oft es kommt;
Oft wird's mit einem Strich verbunden,
Bei Staub und Asche, Blut und Stein
Wird es zuweilen auch gefunden,
Und auch am Platz da kann es sein.

Bist Du so glücklich nun gewesen,
Zu rathen das versteckte Wort,
So mußt Du es von hinten lesen,
Was anderes wird es dann sofort.
Schwarz ist es, wie ein Schornsteinfeger,
Und sieht Dir aus, als wär's ein Wehr,
Ja, auf ein Haar ist's wie ein Reger, —
Nun rath'! — Du bist bereits davor.

II.

(Buchstabenräthsel.)

Mit B ist's eine Dir Verwandte,
Du fragst mich, welche? — Siehe da!
Ich meine Deine liebe Tante,
Denn jede Tante ist es ja.

Mit S magst Du es wohl gebraten,
Wenn's 'mal auf Deinem Tische ist;
Doch taugt Du nimmer zum Soldaten,
Wenn Du es bildlich selber bist.

Mit N hat jeder es im Leben,
Weil's einmal mit dazu gehört;
Doch wird's von Andern ihm gegeben,
So ist er gleich darob empört.

III.

(Charade.)

Die Erste fassen zum Versenden
Wohl dann und wann gar Viele ab,
Es steht darin von ihren Händen,
Was ihnen just der Einfall gab.

Wenn sich empor die Letzten schwingen
Zur Reise über Stod und Stein
Und schnell die Erste überbringen,
So werden sie das Ganze sein.

Von

Gustav Pfarrinus.

(Charaden.)

I.

Den beiden Ersten kannst du schaun
Bei Nacht in's Auge nur mit Graun;
Im zweiten Paar mit hellem Licht
Siehst du dein eignes Angesicht;
Dem Ganzen aber bist du gleich,
Begehst du einen Narrenstreich.

II.

Trockenen Fußes die Erste durchgeht,
Wer auf der Zweiten und Dritten steht;
Aber das Ganze huscht zwitschernd im Flug,
Ueber die Erste. — Nun wißt Ihr genug.

III.

Die Erste rauscht, wenn Sturmwind weht,
Die Zweite Ihr hüpfen und springen seht,
Das Ganze dient als Wetterprophet.

IV.

Die Erste in Urweltzeiten entstand,
Die Zweite errichtet Menschenhand,
Das Ganze, als ständ' es mit Gnomen im Bund,
Durchwühlt und zerklüftet der Erde Grund.

V.

Die beiden Ersten so gerne Du hegst,
So gerne Du lockst und fütterst und pflegst!
Und hätt'st Du die beiden Letzten nicht mehr,
Betrübt in Finsterniß schlüfst Du einher.
Doch wer von des Ganzen Dual Dich befreit,
Dem fühlst Du Dich dankbar für alle Zeit.

VI.

Nach dem Ersten wandr' ich hin,
Will ich Ruhe finden.
Dort erheitert sich mein Sinn
Und die Sorgen schwinden;
Gegen Hitze eingetauscht
Hab' ich kühlen Schatten,
Liege, wo ein Bächlein rauscht,
Still auf grünen Matten.
Grüßend tritt ein Fels hervor
Dicht an meiner Seite,
Lagt so glatt und spitz empor,
Daß er heißt die Zweite.
Rings im Kreise, wie versöhnt,
Spielen Thier und Pflanze,
Und aus dunkler Ferne tönt
Wundervoll das Ganze.

Räthsel von Friedrich Oldenberg.

I.

In dem Röckchen von Glas
Steckt ein Herzchen, das ist naß.
Auf dem Köpfchen so stolz
Sitzt ein Hütchen von Holz.

II.

Es sind zwei kleine Brüder von Glas,
Man braucht sie zur Liebe, man braucht sie zum Haß.
Der eine von ihnen macht Alles naß,
Und der andere ist eine Art von Faß,
Und macht trocken, was jener gemacht hat naß.

III.

Der Erste trägt das Zweite,
Wenn er hoch sitzt zu Roß,
Wenn er jagt durch die Wälder,
Wenn er heimtrabt in's Schloß.
Das Ganze wohnt im Felde
Im Juli und August.
Und der ist ein Schlingel,
Der das Räthsel nicht gewußt.

Peterlein in der Fremde.

(Die Geschichte vom leichtsinnigen Rebhühnchen.)

1. Das Peterlein
will nicht mehr
bleiben,
Zu eng wird ihm
das Aehrenfeld;
Es will durchaus
umher sich treiben
Und sich beschaun
die schöne Welt.

2. Die Mutter
schilt, es warnt
die Vase:
„Wag' dich nicht
auf den Rain
hinaus!
Wie leicht ver-
irrst du dich im
Grase
„Und findest dich
dann nicht mehr
nach Haus.“

3. Allein vergeblich warnt die Gute,
Ihr Flehn und Bitten rührt ihn kaum;
Schon wagt er sich mit feckem Muth
Bis an des nächsten Raines Saum.

4. Und eh' er sich's versehn nur hatte,
Lag hinter ihm schon fern das Feld;
Hoch stand er auf der Felsenplatte
Und schaute in die weite Welt.



Nach einer Original-Zeichnung von Fedor Zinzer.

5. Frei lag das
Stromthal vor
ihm offen —
Wie war die
Welt so weit! so
weit! —
Von Schreck und
Staynen ganz
betroffen
Schaut' er in all
die Herrlichkeit.

6. Von Schwin-
del fühlt er sich
ergriffen,
Er steht an eines
Abgrunds Rand,
Tief unten zog mit
stolzen Schiffen
Der blaue Strom
durch's blühnde
Land.

7. Da schwingt ein Vogel sich im Aether —
Wenn es der Geier wär? O Graus!
Entsetzen faßt den armen Peter —
O küm' er einmal noch nach Haus!

8. Doch horch! Was ruft da aus der Weite?
Die Mutter naht in schnellem Lauf.
Beglückt huscht er an ihre Seite
Und gab fortan das Reisen auf.

J. Kohnmeyer.

Räthselbild

von

Fedor Künzer.

(Ein deutsches Sprichwort.)



Auflösung im nächsten Heft.

Kleinigkeiten

von

Johann Meyer.

I.

Ein Tropfen im Meer, —
 Was will das sagen?
 Sieh' um dich her,
 Brauchst nicht lange zu fragen;
 Du bist es und ich
 Und ein Jeder für sich.

II.

So klein und gering
 Ist kein Ding,
 Daß nicht der rechte Mann
 Fänd' etwas Großes daran.

III.

Fleiß
 Will Schweiß; —
 Mußt Du Tropfen schwitzen,
 Was schadet's? — ich meine,
 Von allen Perlen, die blitzen,
 Sind besser, als diese, doch keine.

IV.

Thu' immer recht,
 Sei nimmer schlecht,
 Hab' Gott vor Augen
 Und Gott im Herzen,
 So wirst Du tugen
 In Freud' und Schmerzen.

Herrn **H. L. Gleich**. Der neue Cylus, an dem unser Meister Pletsch mit besonderer Liebe arbeitet, kann leider in diesem Jahre im Holzschnitt nicht mehr fertig gestellt werden, doch wird das schöne Werk, dessen Titel wir hier noch nicht verrathen dürfen, als eine Gabe für den Weihnachtstisch des nächsten Jahres vorbereitet. Uns wird die Freude, schon hier in diesem ersten Heft unsern Lesern einige prächtige Proben dieser neuesten Arbeiten in den beiden Blättern „Stiefmütterchen“ und „Hienovater“ mittheilen zu können, denen bald noch einige andere folgen sollen.

Briefkasten



Fräulein **H. v. M.** Ergebenen Dank für gefällige Uebersendung der zwölf Märchen. Wir sind vorläufig leider nicht in der Lage, Beiträgen von anderen, als den von uns zur Mitwirkung aufgeforderten geehrten Autoren in unseren Monatsheften einen Platz einräumen zu können.

Herr Prof. Dr. **W. in D.** „Für unsere Kinder ist das Beste gut genug.“ Auch wir vermögen nicht die Quelle für dieses treffliche „gestülzte Wort“ anzugeben. Unser gelehrter Freund, Herr Dr. **Georg Buchmann**, ist übrigens seit Jahren vergeblich bemüht den Ursprung gerade dieses Citats nachzuweisen.



Allwissend und Unsichtbar.

Märchenlustspiel in einem Aufzuge

von Franz Bonn.

Holzschnitte nach Original-Zeichnungen von Fedor Klinger.

Personen:

Kobalt, ein Gnome.	Hans ein fahrender Schüler.
Nickel, sein Bruder.	Erster Gnome.
Antimone, ihre Schwester.	Zweiter Gnome.
	Gnomen und Gnominnen.

Wald. Im Hintergrunde ein Felsen mit höhlenartigem Eingang. Auf der Seite ein Felsenstz mit einem hölzernen Tische davor.

I. Scene.

Hans als fahrender Schüler in mittelalterlichem Costume mit einer Reisetasche, kommt von der Seite. (Singt:)

Mein Weg und Straßen weit umher
 Geht durch die Welt die Kreuz und Quer,
 Bin immer guter Dinge,
 Ich wandre bis die Sonne sinkt;
 Wo mir des Waldes Schatten winnt,
 Da halt' ich an und singe.

Ich bin ein fahrend Schülerlein,
 Zieh' lustig fort, landaus und ein,
 Ob's trüb' ist oder heiter. —
 Mit frohem Sinn und leichtem Blut,
 Mit hellem Blick und frischem Muth
 Kommt man am besten weiter.

(Spricht:)

Ja! Es ist ein schönes Ding um's Reisen,
 Das hört' ich all mein Lebtag preisen —
 Als schönste Erfindung hier auf Erden —

Deutsche Jugend. I.



Drum thät ich ein fahrender Schüler werden.

Man lernt weit mehr bei solchem Wandern
 Als aus den todten Büchern von Andern.
 Was hab' ich nicht alles gesehn und erlebt!
 Die Welt, wie sie trachtet und ringt und strebt,
 Städte und Dörfer, Meere und Länder —
 Verschiedene Leute, verschiedne Gewänder!
 Und doch — in all den bunten Gestalten
 Im Ganzen dasselbe Treiben und Walten!
 Die Mühlen treibt überall Wasser und Wind,
 Das Kind wird zum Mann und der Greis zum Kind.
 Doch, was unser Herrgott den Menschen beschieden —
 Mit seinem Geschick ist kaum einer zufrieden;
 Weil nicht der äußere Tand und Glanz
 Das Herz kann füllen gar und ganz
 Und Jeder so viel Glück nur hegt,
 Als er im eignen Herzen trägt. —
 Doch still! Dort an der Felsenpforte
 Da regt sich etwas. Es tönen Worte;
 Da gibt's was zu hören. Es klingt wie Streit.
 Rasch hinter den Busch, Hans! Tritt bei Seit.
 (Hans tritt hinter einen Busch.)

II. Scene.

Antimone und Kobalt treten aus der Felsenpforte. Beide sprechen heftig.

Kobalt.

Ich habe es satt das ewige Meistern,
 Du störst mich im Gespräch mit Geistern!



Antimone.

Die Geister, mit denen Du sprichst, sind keine.
 Der Geist, der Dich toll macht, das ist der Deine.
 Ist es nicht ein wahrer Jammer?
 Sitzeft immer in deiner Kammer,
 Liesest in alten, verschimmelten Schriften,
 Kramest in Kräutern, Wurzeln und Giften,
 Und veräüumst dabei Dein Haus.
 Länger nicht halt' ich die Wirthschaft aus.

Kobalt.

Das Haus mag der jüngere Bruder verwalten,
 Ich laß' Euch ja gerne walten und schalten —
 Laßt nur mich meine Wege gehn.

Antimone.

Wie soll denn da die Arbeit geschehn?
 Der jüngere Bruder ist noch viel schlimmer,
 Der schweift herum in den Wäldern immer;
 Ich arme Schwester steh' ganz allein,
 Und soll Euch Alles in Allem sein.

(Sie weint.)

Kobalt.

Weine nur nicht!

Antimone.

Soll ich nicht weinen?
 Ich hätte Grund genug, sollt' ich meinen.
 Muß ich nicht alle Arbeit besorgen
 Bis spät in die Nacht vom frühen Morgen,
 Waschen und fegen, bügeln und glätten?
 Und wenn wir nur Vermögen hätten!
 Aber mit dem geht's bald zur Reige,
 Noch einige Monate, dann —

Kobalt.

Schweige!

Schwester, Du weißt nicht, was Du sprichst!

Antimone.

Und wenn Du Dir den Kopf zerbrichst,
 Du findest doch nimmer den Stein der Weisen.

Kobalt. (Geheimnißvoll.)

Alles Leben bewegt sich in Kreisen.
 Wer den Mittelpunkt erfand,
 Der hat die Theile in seiner Hand,
 Und Alles wird ihm nur zum Spiel.
 Ja! nahe bin ich dem großen Ziel.

Antimone.

Dem großen Ziel — ein Narr zu werden.

Kobalt.

Meinen Namen wird man auf Erden
 Und auf allen Monden und Sternen
 Noch mit Staunen nennen lernen!
 Hab' ich nur erst den Fünfstelast
 Von aller Weisheit und aller Kraft
 Glücklich gesammelt in einer Flasche,
 Dann hab' ich die ganze Welt in der Tasche.

Antimone.

Und bis dahin — gehn wir betteln!

Kobalt.

Liebe Schwester! Wir verzetteln
 Die kostbare Zeit, laß mich studiren!

Antimone.

Muß man nicht die Geduld verlieren?!
 Dein Bruder Nickel —

Kobalt.

ist zu bedauern,
 Irret draußen umher in Regenschauern

Und möchte sich — es ist zum Lachen —
Vor allen Menschen unsichtbar machen.

Antimone.

Er ist so thöricht just wie Du.

Kobalt.

O spotte Du nur immer zu.
Er ist ein Narr, doch ich bin weise.
Alles Leben bewegt sich im Kreise.
Wer erst den Mittelpunkt erfand,
Der hat die Theile in seiner Hand.
(Geht ab, in die Felsenspalte zurück.)

III. Scene.

Antimone. Hans. Später Nickel.

Hans. (Für sich.)

Der scheint mir, wenn von Wuchs auch klein,
Doch ein sehr großer Narr zu sein.

Antimone. (Für sich.)

Nein! Es ist nicht länger zu tragen.
Alles vergebens, Zanken und Klagen!
Sind beide verrückt und aus dem Geleise
Und bänken gelehrt sich und bänken sich weise!
O kämen des Wegs ein Paar gütige Elfen,
Sie könnten vielleicht aus der Noth mir helfen.
Sie trügen mich fern aus dem engen Gestein,
Wo ich hause mit meinen Brüdernlein,
Brächten mich in ein schöner Land,
An eines Zauberflusses Strand
Oder in einen Wald voll Wunderbäumen,
Daß ich selig könnte die Zeit verträumen.
Aber es rührt sich nichts von Elfen! Nein,
Da muß ich schon selber mir Elfe sein.
(Sinnst nach.)

Hans. (Für sich.)

Was gäb' ich drum jetzt, wäre ich
Eine Elfe oder ein Elferich!

Antimone.

Sieh, da kommt auch Nickel gegangen!
Es glühen ihm vor Eile die Wangen.
Was der wieder so Wichtiges hat?

Hans. (Für sich.)

Still — nun gibt's wieder ein Disputat!
(Er verbirgt sich wieder.)

Nickel. (Eilig eintretend, einen Knochen in der Hand.)

Schwester! Ich hab's, nun kann mir's nicht fehlen,
Hier in der Hand ist die Wurzel der Seelen.
Hab's ja gewünscht, ich muß dich finden,
Magische Wurzel, du Licht der Blinden.
Wundergewächs, du glücklicher Fund!
Einmal nur hegt dich der Waldesgrund.
Gib ein Gefäß mir, die Wurzel zu kochen.

Antimone.

Das sieht ja aus wie ein Hasenknochen.

Nickel.

Ein Hasenknochen?! Du thörichtes Kind!
Einen Topf mit Wasser, geschwind, geschwind!

Antimone.

Was soll's damit?

Nickel.

Die Wurzel muß sieden.
Nur einmal, denke Dir, wächst sie hinieden.

Antimone.

Und wenn sie gesotten —

Nickel.

Dann trink' ich den Saft.
Unsichtbar bin ich dann, geisterhaft
Schweb' ich umher wohin ich mag,
Kein Auge sieht mich bei Nacht und Tag.

Antimone.

Durch dieses gesottene Hasenbein
Hoffst unsichtbar Du zu sein!
Vor Staunen bin ich wirklich starr —
Es ist kein Zweifel, Du bist ein Narr!

Nickel.

Spute Dich Schwester! Bring' mir einen Topf.

Antimone.

Bist gleich dem Bruder verwirrt im Kopf!

Nickel.

Mein Bruder Kobalt ist ein Thor,
Das geb ich Dir zu. Er stellt sich vor,
Er könne finden den Wurzelfaft,
Der Alles zu wissen verleiht die Kraft.
Das ist ein Wahnsinn, das ist klar,
Doch was ich gefunden, ist wirklich und wahr.
Hier ist die Wurzel — o welche Pracht! —
Die den, der sie kostet, unsichtbar macht.

Antimone.

Unsichtbar — allwissend — es ist zu stark!
In's Feuer noch werf ich all Euern Quark.

Nickel.

Wenn Du mich liebst, gib mir ein Töpfchen.

Antimone.

Schaffe Dir selbst eins, Du thöricht Tröpfchen!
Zu Euerm Wahnsinn helf ich nicht.
Ueber Euern Träumen versäumt ihr die Pflicht.

Nickel.

So koch' ich mir selber die Wurzel am Herd.
(Geht ab in die Felsenspalte.)

Antimone.

Nur zu, wenn's nicht der Bruder Dir wehrt;
Der siedet selbst und kocht und mischt,
Daß es prasselt und brodeln und braust und zischt;
Hab' ich doch selber kaum Platz oft zum Kochen;
Der jagt Dich mit Deinem Hasenknochen.
O's ist entseßlich — Beide Narren,
Und ich soll ziehen allein den Karren!
(Wie sie in die Höhle zurückkehren will, tritt Hans ihr entgegen.)

IV. Scene.

Antimone. Hans.

Hans.

Nur nicht so traurig, mein liebes Kind!
Vielleicht, daß die Brüder zu heilen sind.

Antimone.

Wer seid Ihr, wo kommt Ihr des Weges her?

Hans.

Das Euch zu sagen, siele mir schwer.
Ich ziehe seit Jahren durch Wald und Au,
Wo ich herkomme, weiß ich selbst nicht genau,
Und wer ich bin — das ist eine Frage,
Die beantwortet sich nicht an einem Tage.
Doch, wenn's Euch genügt, in gewöhnlichem Sinn,
So wißt, daß ein fahrender Schüler ich bin.

Antimone.

Was wollt Ihr hier im Felsgestein?

Hans.

Kam so von ungefähr herein,
Und bin nun glücklich, daß ich Euch seh',
Ihr zartes Weiblein, Ihr schlankes Reh! —

Antimone.

Ich höre nicht gerne Schmeichelei.
Was Euer Begehren, sagt es frei.

Hans.

Mit tiefem Schmerz hab' ich gehört,
Daß Eurer Brüder Verstand gestört.

Antimone. (Nach.)

Was geht das Euch, als Fremden, an?

Hans.

Nehme den wärmsten Antheil dran.
Ihr armes Kind müßt Euch mühen und plagen,
Indessen sie zwecklos die Zeit vertragen.
Ihr dauert mich herzlich!

Antimone.

Räthselhaft!

Woher denn wißt Ihr, wie mir's ergeht?

Hans.

Woher ich das weiß?! Nun Fräulein seht —
Mein kleiner Finger erzählt mir Viel.

Antimone.

Ihr treibt mit mir nur Euer Spiel!
Ernsthaft! Was wollt Ihr hier? Sagt an!

Hans.

Was die Menschen wollen, ist oft ein Wahn;
Fragt lieber: „was könnt Ihr?“ — dann will ich
versprechen,
Eurer Brüder geistigen Bann zu brechen,
Und ohne alles Mediciniren
Von Grund aus beide zu curiren.

Antimone.

So seid Ihr ein Doctor der Medicin?

Hans.

Was liegt daran, ob ich Doctor bin.
Der ist ein Doctor, der was versteht,
Das Können ist die fürnehmste Facultät.

Antimone.

Und welchen Lohn heischt Ihr dagegen?

Hans.

Ich thue nichts des Lohnes wegen,
Ich helfe Euch aus freien Stücken;
Will's Gott, so wird die Kur mir glücken.
Schnell führt mich in Euer Kämmerlein,
Da werden wohl Kleider und Bänder sein,
Da läßt sich schon was zusammensinden. —

Antimone.

Wollt Ihr wohl gar Charpie und Binden!

Hans.

Ich darf's nicht verrathen! Laßt uns gehn.
Ihr werdet am Ende Alles verstehn.
Doch jetzt an's Werk!

(Will in die Höhle.)

Antimone.

Nicht hier hinein,
Sonst sehen Euch meine Brüderlein.
Will Euch durch ein anderes Pfortlein führen,
Unser Felsenhäuslein hat mehrere Thüren.
Doch eh' Ihr tretet in unser Haus,
Bitt' ich mir Eueren Namen aus.

Hans.

Meinen Namen — nun den sollt Ihr erfahren,
Heiße Hans schon seit vielen Jahren.
Doch wozu soll das?

Antimone.

Es schickt sich nicht,
Daß man mit einem Unbekannten spricht.
Wer mit einer Gnomin redet, so will's die Welt,
Der sei zuerst ihr vorgestellt.

(Macht eine artige Verbeugung.)

Herr Hans ist's gefällig, so geh' ich voran.

(Ab nach links.)

Hans. (Ihr folgend und sich gleichfalls verbeugend.)

Mit Vergnügen!

(Für sich im Abgehen.)

Seht mir die kleine Gnomin an,
Wahrhaftig die Bildung breitet sich aus —
Solcher Anstand schon im Gnomenhäus!
Ich wette: nicht lange mehr dürfen wir warten,
So führen die Gnomen — Visitenkarten. (Ab.)

V. Scene.

Kobalt. (Kommt mit einer Flasche aus dem Felsenthor.)

Der Sieg ist gelungen, dies Elxir
Deffnet die Siegel des Weltalls mir.
Du holdes Wunder! Du himmlische Pracht!
Nach dem ich gerungen bei Tag und Nacht.
Nun halt ich dich selig in dieser Flasche,
Aus der ich mir Allweisheit nasche!
Ich wußte es ja, es muß gelingen.

Koch' ich den Saft aus allen Dingen,
 Die da leben in Land und Meer,
 So ist das Weitere dann nicht schwer.
 Da hab ich's nun, das köstliche Gut,
 In dem alle Weisheit verborgen ruht.
 Doch eh' ich trinke, will ich mich seken.

(Seht sich rechts auf ein Felsenstück.)

Mit Andacht will ich die Lippen neken.
 Für's Erste nur einen kleinen Schluck —
 Die Weisheit komme Ruck für Ruck.
 Tränk' ich's auf einmal ganz hinein,
 Kömmt' leicht die Wirkung schädlich sein.
 (Er öffnet die Flasche und riecht.)



Ha! wie das duftet, wunderbar!
 Wie tausend Rosen und Veilchen gar,
 Wie alles Aroma aus Süden und Osten.
 So komme du Urtrank! Lasse dich kosten!

(Er trinkt. Macht ein saures Gesicht.)

Hu! wie bitter! Das muß die Wahrheit sein,
 Wie Feuer rinnt es durch Mark und Bein.

(Er trinkt wieder und schließt die Flasche.)

So! Nun genug für's erste Mal.
 Schon fühl' ich der Weisheit erwärmenden Strahl! —

(Musik. Kobalt neigt sich zurück und schläft alsobald ein. Nach einer Pause tritt Hans als Elfe verkleidet von der Seite links herein und nähert sich dem schlummernden Kobalt. Die Musik verstummt.)

VI. Scene.

Kobalt. Hans. (Verkleidet.)

Hans. (Für sich.)

Da schlummert er. Nun das ist brav,
 Dem kommt die Weisheit eben im Schlaf.
 (Laut.) He da! Herr Kobalt! Wachtet auf!
 Bald hat die Sonne vollbracht den Lauf.
 Wollt Ihr vor Abend allwissend sein,
 So schläft nicht bis zum Mondenschein.

Kobalt. (Reibt sich die Augen.)

Wer bist Du — räthselhaftes Wesen?

Hans.

Du fragst? Kannst's nicht am Gewand mir lesen?
 Ich bin ein Geist, der hier erschienen,
 Um Dich als König zu bedienen!

Kobalt. (Erstaunt.)

Als König — mich, den armen Zwergen!
 Wie kommst Du her zu unsern Bergen?

Hans.

Ja! Hast Du nicht eben vom Urtrank getrunken,
 In dem bewahrt ist der Weisheit Funken?
 Ich bin gesendet, Dich weiter zu leiten,
 Durch der Weisheit goldene Herrlichkeiten.

Kobalt. (Vergnügt.)

So wär' das die erste Wirkung schon?

Hans.

Ei freilich! Doch später mehr davon!
 Für's Erste, steh ich zu Diensten Dir.

Kobalt. (Glücklich für sich.)

O wunderbares Elzvir!
 Ein Geist als Diener jung und stink,
 Der mir gehorcht auf jeden Wink,
 Der mich führet auf der Weisheit Bahn
 Bis zum höchsten Gipfel des Berges hinan!

Hans.

O noch viel höher, wenn's Dir beliebt!

Kobalt. (Für sich.)

Will seh'n, was er mir für Antwort gibt,
 Wenn ich ihn frag' um das Wesen der Dinge!

Hans. (Für sich.)

Gott Lob! Er geht mir in die Schlinge.

Kobalt.

Mein lieber Freund, da ein Geist Ihr seid,
 Wann haben begonnen Raum und Zeit?

Hans. (Heiterlich.)

Capogalo malatischika,
 Hazi laterna magica.

Kobalt.

Davon hab' ich kein Wort verstanden.

Hans.

Das ist die Sprach' in den Geisterlanden,
 Die wirst Du nach und nach verstehen,
 Wenn wir einige Jahre mit einander gehn.

Kobalt.

O lehre mich die Sprache der Geister.

Hans.

Eins nach dem Andern, so will's der Meister.
 Vorerst mußt Du Dich selbst erkennen,
 Sonst würdest Du Dir den Schnabel verbrennen;
 Denn wer will trinken die Weisheit vom Grund,
 Der muß haben einen ganz eigenen Mund.
 Drum hab' ich Dir diesen Spiegel gebracht.
 In dem erkennst Du Dich selbst — gib Acht!

Kobalt. (Aergerlich.)
Mich selber kenne ich so schon genau.

Hans.
Was seid ihr Gnomen doch zornig und rauh.
(Er holt den Spiegel rasch von der Seite.)
Wer weiß, ob Du Dich wirklich kennst,
Und nicht einen Wahn — Erkennen nennst.
Ich halte den Spiegel, schau nur hinein.
Was Du siehst, wird wirkliche Wahrheit sein.

(Hans hält den Spiegel vor, welcher nur aus einer Glasscheibe und einem Rahmen besteht, an welchem hinten ein schwarzes Tuch so befestigt ist, daß Hans den Kopf zwischen Glas und Tuch bringen kann. Hans hat sich rasch eine Narrentappe aufgesetzt und grinst den Kobalt, dem Zuschauer sichtbar, mit einer lächerlichen Grimasse durch das Glas an.)

Kobalt. (Entsetzt.)
Wie? — ein Narr?!

Hans.
(Hat den Kopf aus dem Tuch gezogen und die Narrentappe abgenommen.)

Mein Spiegel lüget nicht.
Glaubt sicher, daß er die Wahrheit spricht.

Kobalt.
Ich wäre ein Narr?

Hans.
(Stellt den Spiegel bei Seite.)

Wenn's mein Spiegel sagt,
Dann seid Ihr einer.

Kobalt. (Aergerlich.)
Wie abgeschmackt.
Ich?! Der ich an der Weisheit Quelle genippt.

Hans.
Ihr wißt, daß es allerlei Narren gibt.
Dumme, Gelehrte, selbst Philosophen —
Das Narrenlieb hat verschiedene Strophen!

Kobalt.
Ich will von mir nichts weiter wissen.
Die Welt will ich kennen, das All —

Hans.
Wir müssen
In allen Dingen und allen Sachen
Mit dem A-B-C den Anfang machen.
Nun wißt Ihr für's Erste, wer Ihr seid.

Kobalt. (Berstet.)
Ich dank Euch!

Hans.
's thut mir herzlich leid,
Aber die Wahrheit kennt keine Schmeichelei,
Sie ist oft grausam, spricht immer frei.
Nun aber ist's nöthig, daß Ihr auch wißt,
Was von Euch der Leute Meinung ist.

Kobalt.
Ich denke, sie haben vor mir Respekt.

Hans.
Bezweifeln nicht will ich's — allein versteckt,
Im Innern denkt so mancher Mann
Ganz anders oft, als er es sagen kann.

Da kommt gleich Einer; den wollen wir fragen.
Er soll uns von Euch seine Meinung sagen.

VII. Scene.

Vorige. Antimone (als Mann verkleidet, kommt von der Seite).

Hans. (Zu Antimone.)
He! lieber Freund! hört, auf ein Wort.
Was denkt Ihr von Herrn Kobalt dort?

Antimone. (Sich tief verbeugend.)
Ach! welche Ehre, den größten der Geister
Darf ich ihn nennen. Er ist ein Meister
In aller Kunst und Wissenschaft —
Der größte Gelehrte, eine bedeutende Kraft.

Kobalt. (Geschmeichelt.)
Da hört Ihr's.

Hans.
Jubelt nicht zu früh,
Gebt dem Männlein etwas von dieser Brüh,
Nur einen Schluck, Ihr könnt es wagen,
Dann wird er gleich die Wahrheit sagen.

Kobalt.
Von meinem Lebenselixir
Verschenk' ich kein Tröpflein zum Plaisir.

Hans.
So laßt ihn riechen.
(Er nimmt die Flasche und reicht sie Antimonen.)
Da mein Bester!
Nehmt eine Nase voll! (Für sich.) O arme Schwester!

Antimone. (Für sich.)
Das riecht wie die Pest!

Hans. (Zu Kobalt.)
Nun werdet Ihr hören,
Setzt sprudelt die Wahrheit aus allen Röhren.

Antimone. (Mit plötzlicher Heftigkeit.)
Ein Narr seid Ihr, Herr Kobalt — ein Thor,
Stellt einen großen Gelehrten vor,
Und habt im Hirn nicht so viel Wit,
Als man kann zählen bei einem Bliz.
Ein jedes Kindlein lacht Euch aus
Und nennt Eure Höhle ein Narrenhaus.
Dazu seid Ihr ein schlimmer Wicht,
Sorgt für Eure arme Schwester nicht
Und lauft nur Euren Träumen nach.
Pfui! Schämt Euch, alter Esel!

Kobalt.
Wie? bin ich wach?
Oder träumt mir, ich höre mein Schwesterlein?

Hans. (Zu Kobalt.)
Das ist die Wirkung von Eurem Wein,
Der Mann spricht die Wahrheit und wie er denkt.

Antimone.
Noch bin ich nicht fertig! —

Kobalt.

Es sei ihm geschenkt,
Ich habe für's erste Mal genug.

Hans.

Wie, Meister Kobalt — Ihr seid nicht klug.
Ihr wollt doch allwissend sein fürwahr!

Kobalt.

Was der von mir denkt, ist mir völlig klar,
Doch ist's nicht eben nach meinem Geschmack.

Hans.

Die Wahrheit raucht einen starken Taback.
Das ist die Wirkung vom Riechen allein,
Wie müßt's erst, hätt er getrunken, sein.

(Zu Antimone.)

'S ist gut, Herr Gnome! Nun könnt Ihr gehn.

Antimone.

Mit Freuden laß ich den Narren stehn.

(Geht zur Seite ab.)

VIII. Scene.

Hans und Kobalt.

Kobalt.

Sagt, lieber Herr Geist, geht das so fort?

Hans.

Das ist nur der Anfang, auf mein Wort.
Die Wahrheit wird immer härter und strenger,
Je näher man sie kennt und je länger.

Kobalt.

Da wär' ja wünschenswerther schier,
Man kostete nicht das Elixir!

Hans.

Nun kennt Ihr Euch selbst, und kennt die Gedanken
Der Andern von Euch. Nun ohne Wanken
Vorwärts! Ich will Euch jetzt enthüllen
Das Schicksal, das Ihr müßt erfüllen.
Ich zeig Euch Eueres Todes Stunde,
Den Tag, die Minute, ja die Secunde.

(Er zieht eine Uhr hervor.)

Kobalt. (Erstrocken.)

Halt! werther Freund, nur nicht so schnell —
Ihr seid ein ehrenwerther Gesell;

Aber ich möchte doch erst erfahren,
(Sich Hans vertraulich nähernd.)

Zählt meine Lebensdauer doch noch nach Jahren?

Hans.

Vielleicht nach Jahren, vielleicht nach Stunden.

Kobalt. (Entsetzt.)

Noch nie hab' ich solche Angst empfunden.
Doch mit Erlaubniß! Ist der Tod auch erblich,
Das Elixir macht doch unsterblich?

Hans.

Nein! Nur allwissend. Das ist es eben,
Ja! Dürftet Ihr Gnomen ewig leben,

Dann könntet ihr leicht die Wurzel finden,
Die Euch vom Auge nähme die Binden.
So freilich müßt Ihr wie die Andern
Im letzten Stündlein weiter wandern,
Doch habt Ihr auf der Welt das Vergnügen
Die Weisheit zu schlürfen in vollen Zügen.
Drum schaut nur frisch auf meine Uhr,
Erfahrt, was kein Sterblicher noch erfuhr —
Die Stunde des Todes.

Kobalt. (Zu Angst.)

Mein Vester! Nein!

Da will ich lieber nicht allwissend sein.

Hans.

Ich zeig' Euch Alles, doch fürcht' ich fast,
Die Wahrheit wird Euch bald zur Last.

Kobalt.

Ich meine schier, wir machten Halt.
Bin doch zu solcher Fahrt zu alt.

Hans.

Das ist ein sehr vernünftig Wort.
Ein Wink von Euch, so geh' ich fort.

Kobalt.

Nein bleibt, daß ich mir's überlege.
(Für sich.) Wie, bleib ich stehn auf halbem Wege?

Soll ich den Schritt noch weiter gehn
Und auf die Uhr des Geistes sehn!

(Laut.) Doch die fatale Todesstunde!
Wozu bedarf ich dieser Kunde?!

Hans.

Zur Selbsterkenntniß ist sie nöthig!

Kobalt.

Erlaßt Ihr mir die, so bin ich erbötig
Und folg' Euch weiter.

Hans.

Nimmermehr!

Bedenkt, daß aller Anfang schwer.

Ihr müßt Euch selbst erst ganz verstehn,

In euer Eingeweide sehn,

Erkennen, was als Krankheit sich

Bisher durch eure Adern schlich —

Kurz, erst Euch selbst und dann die Welt!

Kobalt. (Angstlich.)

Wie ist es um mein Blut bestellt?

Hans.

Noch weiß ich's nicht. Vielleicht im Magen

Hat seine Wohnung aufgeschlagen

Ein böses Uebel, oder schlecht

Der Tod Euch schon durch's Herz, vielleicht —

Vielleicht auch nicht, wollt Ihr's erfahren,

So will ich keine Mühe sparen.

Kobalt.

Zum Henker auch — Ihr martert mich!

Hans.

Ihr martert Euch, mein Freund! Nicht ich;
Ihr seid nun einmal drauf erpicht,

Daß Ihr mehr genießet vom ewigen Licht,
Als Euch, Ihr Gnomenkinder — gut.

Kobalt. (Bebend.)

Am Ende hätt' ich den Krebs im Blut!

Hans.

Wärt Ihr, wie ein andres Gnomenkind,
Geholfen wäre Euch geschwind.

Kobalt. (Für sich.)

Ein Narr! Ein Narr! und wissen wie lang
Der Tod noch wartet — wie wird mir bang —
Und was mir fehlet — und welcher Tod
Mir mit der schrecklichen Spitze droht —
(Laut.) Mein werther Herr Geist — ich danke Dir.

Hans.

So darf ich nehmen dies Elixir?
Willst Du zufrieden Dein Geschick
Ertragen mit verhülltem Blick,
Vertrauend Dich in's Dunkle geben
Und wie ein vernünftiger Gnome leben?

Kobalt.

Ich will's — will nicht allwissend sein.
Stech' Deine fatale Uhr nur ein! —

Hans.

So lebe wohl, mein wackerer Gnome!
Schwimme mit den Andern fortan im Strome,
Laß Dein Streben nach eitlen Träumen,
Das Dich ließ Deine Pflicht versäumen,
Und denk, daß ein Gnome, der Alles wüßte,
Sicher vor Jammer verzeifeln müßte.
Leb' wohl! (Geht rasch mit der Flasche ab.)

IX. Scene.

Kobalt. (Allein.)

Lebt wohl! Herr Geist! und glückliche Reise!
(Nach einer Pause.)

Alles Leben bewegt sich im Kreise —
Nun seh' ich's ein — ich war ein Thor,
Stellte mir das so felig vor,
Wenn sich des Lichtes Thor erschlosse,
All seine Strahlen über mich gösse —
Und nun ich guckte durch's Schlüsselloch,
Liegt mir der Schreck in den Gliedern noch.
Der Geist hat Recht: „Das ganze Licht
Taugt für ein Gnomenaugen nicht.“
Genug, daß mir der Trank gelungen,
Daß ich den Geist zu mir gezwungen;
Nun mag er ziehen seinen Pfad —
Einmal doch hat er sich mir genah! —

X. Scene.

Kobalt. Antimone.

(Antimone kommt aus der Höhle und richtet den Tisch zurecht.
Sie ist wie am Anfang gekleidet.)

Antimone.

Nun ist es Zeit für die Abendklöße.

Kobalt.

Liebe Schwester! Bist Du mir noch böse?

Antimone.

Du fragst? — willst ja allwissend sein.

Kobalt.

Ich wollt' es werden. Kannst du verzeihn?

Antimone. (Freudig.)

Du wärst geheilt! — Deine Träumerei —

Kobalt.

Ist Gott sei Dank für immer vorbei.

Ich bin curirt.

Antimone.

D laß Dich küssen,
So werd' ich nicht länger mich plagen müssen.

Kobalt.

Zu vieles Wissen ist ungesund.
Ich hab' es erfahren in dieser Stund!

Antimone.

So willst Du mir wieder ein Bruder sein
Und arbeiten helfen dem Schwesterlein?

Kobalt.

Meine Bücher werf' ich in's Feuer noch heut.
Ich war ein Thor!

Antimone.

Wie mich das freut!
Nun wollen wir leben vergnügt und frisch,
Du bestellst mir das Haus und ich den Tisch.
Doch still, — der Bruder. Was mag das sein,
Gefotten hat er das Hasenbein.

XI. Scene.

Vorige. Nidel.

Nidel. (Langsam vortretend, für sich.)

Getrunken hab ich die Wurzelbrüh.
Ob sie schon wirket, ob's noch zu früh?
Sehn mich die zwei oder sehn sie mich nicht,
Das ist jetzt die Frage.

Antimone. (Zu Kobalt.)

Der arme Wicht
Bildet sich gewiß schon ein
Uns beiden unsichtbar zu sein.

Kobalt.

Herr Bruder!

Nidel. (Für sich.)

O weh! Sie sehn mich noch.

Kobalt.

Was suchst Du? Rede! Gib Antwort doch.

Nidel. (Für sich.)

Ich will die Wurzel zu mir stecken,
Vielleicht wird mich ihr Zauber verdecken.
(Geht ab in die Höhle.)

Antimone.

Es ist, wie ich sagte, er glaubt sich am Ziel.

Kobalt.

Nein, solche Thorheit ist doch zu viel —
Unsichtbar sein —

Antimone.

Allwissend werden —
Was ist nun thörichter auf Erden?!

Kobalt.

Das ist was Andres. Ich hab's erreicht!

Antimone.

Auch Bruder Nickel erreicht es vielleicht.
Doch stille. Sieh! Ein Fremder naht.

Kobalt.

Das ist ein spaßiger Kamerad!

XII. Scene.

Kobalt. Antimone. Hans.

Hans. (Als Musitant mit einer Fiedel tritt von der Seite ein.
Er spricht den sächsischen Dialect.)

Ei Herr Zemine, meine Guteften! Ei ja! Ich habe noch gar nicht die Ehre gehabt, Sie zu sehen; aber es freut mich doch recht sehr, daß ich die Ehre habe, wenigstens jetzt das Vergnügen zu haben, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Ich bin wenn Sie erlauben ein reisender Virtuose oder Musilant zu meinem Vergnügen, wenn Sie's nicht ungütig nehmen wollen.

Kobalt. (Zür sich.)

Herr Gott! Ist das ein Redesuß,
In dem man schier ertrinken muß.

Hans.

Mein schönstes Fräulein! Sie sind wohl die Tochter des Hauses oder sollten Sie ihre Frau Mutter sein?! Wenn Sie mir's nicht ungütig nehmen wollen.

Antimone.

Was will der Herr bei uns allhier?
Ein Täßchen Kafe? Eine Kanne Bier?

Hans.

Ach ja! Ich verstehe! Sie haben hier im Walde eine Restauration aufgeschlagen. Sie (auf Antimone deutend.) Sie sind der Herr Wirth — und Sie (zu Kobalt) sind die Frau Wirthin — Ei wie zerstreut! Nein Sie sind die Frau Wirthin (zu Kobalt) und Sie (zu Antimone) sind der Herr Wirth — aber nehmen Sie mir's nicht übel, ich bin ein wenig confus von der Hitze und der weiten Reise, wenn Sie mir's nicht ungütig nehmen wollen.

Antimone.

Mach' es der Herr sich nur bequem,
So feine Gäste sind angenehm.

Hans.

Sie sind zu gütig meine Allerguteste! Wenn ich
Deutsche Jugend. I.

ein Töpfchen Bier oder Kafe haben könnte, so wäre das sehr schöne, wenn Sie mir's nicht ungütig nehmen wollen.

Kobalt.

Gleich bring' ich dem Herrn, was er begehrt.
Musikanten sind mir vor Allen werth.

(Am Abgehen für sich.) Mir ist so seltsam. Die Nehmlichkeit!
Ich wette — der Geist ist's in anderem Kleid.

(Ab.)

Hans. (Zu Antimone.)

Run hab' ich die Sache gut gemacht?

Antimone.

Habt Dank Herr Hans! Wer hätt's gedacht!
So rasch ist Euch die Cur geglückt —
Ich fühle von Herzen mich entzückt.

Hans.

Run kommt der Andre in die Cur.

Antimone.

Wie dank' ich Euch diese Rettung nur!

Hans.

Wenn Ihr stets freundlich mein gedenkt,
Habt ihr mir Lohns genug geschenkt.
Doch still, — der Bruder!

Kobalt. (Kommt mit Bier.)

So mein Bester!

(Reicht Hans die Kanne. Hans trinkt.)

Dies Mädchen hier ist meine Schwester;
Wir hausen hier im Waldesgrund,
Zwei Brüder und sie.

Hans.

Ein schöner Bund!

Kobalt.

Za wenn nur der jüngere Bruder wär
Wie andere Gnomen — aber der
Bildet sich allerlei Grillen ein;
So möcht' er jetzt unsichtbar sein.
Da kommt er eben.

XIII. Scene.

Vorige. Nickel.

Nickel. (Schleicht sagte, das Hasenbein in der Hand, aus dem
Sesenthor. Für sich.)

Run sollt' ich meinen, sehn sie mich nicht.
Da siehe da ein fremder Wicht! —

Hans. (Als sähe er Nickel nicht.)

Euer Bruder, mein Gutefter, scheint mir ein ungeheurer Narr zu sein. Unsichtbar will er sich machen — ei Herr Zemine, das ist doch ein Gedanke, der nur in einem total verbrannten Hirnkasten gewachsen sein kann. Unsichtbar?! Za was will er denn damit? wenn Sie mir's nicht ungütig nehmen wollen.

Kobalt.

Das ist ja eben das Thörichte dran,
Daß er nichts Vernünftiges wollen kann.

Antimone.

Ja, Bruder Nickel ist ein Thor
Und dazu ein Schelm — stellt Euch nur vor,
Seit Jahren irrt er im Walde umher
Und sucht eine Wurzel und thut nichts mehr! —



Hans.

Ei, ei! Was Sie sagen? Er thut nichts.
So einen Müßiggänger und Taugenichts sollte man
ja gleich von Polizei wegen maßregeln. Warum
thuen Sie ihn nicht in ein Arbeitshaus? Da ge-
hören solche dumme Zungen hin, wenn Sie's nicht
ungütig nehmen wollen.

Nickel. (Krob.)

Sie sehn mich nicht — es ist gelungen,
Er nennt mich einen dummen Jungen.

Kobalt.

Wir hoffen immer, es werde sich machen.

Antimone.

Wenn Sie ihn sähen, müßten Sie lachen.

Hans.

O ich kann mir schon so von ihm eine Ver-
stellung machen. Klein, hohen Rücken, blaßes Auge,
borstige Haare, offenen Mund, krumme Beine, kurz,
ein Kerlchen, das man bedauern könnte, wenn man
nicht lachen müßte. Das scheint mir so eine pho-
tographische Abbildung Ihres Herrn Bruders zu
sein, wenn Sie mir's nicht ungütig nehmen wollen.

Nickel. (Heftig und sich rasch besinnend.)

Ich will dir kommen, du frecher Wicht!
Doch stille, Nickel! Er sieht dich nicht.

Hans.

(Nähert sich dem Nickel und schlägt ihn mit dem Fiedelbogen
auf die Nase, als säbe er ihn nicht.)

Ich sage Ihnen, meine Gutesten, Ich habe
schon öfter solche Tölpel gesehen, wenn Sie mir's
nicht ungütig nehmen wollen.

Nickel. (Für sich.)

Schlägt mich der Geiger in's Gesicht —
Doch Gott sei Dank — er sieht mich nicht.

Hans.

(Indem er sich Lust macht und Nickel dabei in die Rippen stößt.
Aber es ist hier entsetzlich warm, ich weiß nicht
woher das kommt, es ist doch sonst im Walde schön
kühl, wenn Sie mir's nicht ungütig nehmen wollen.)

Nickel. (Für sich.)

O wunderbare Wurzel mein —
Er stößt mir schier die Rippen ein!

Kobalt (zu Hans).

So tretet Herr, mit uns in's Haus,
Legt Euern Bündel ab und Flaus.

Hans.

Sie sind zu gütig. Aber ich werde so frei
sein und mir's bequem machen, wenn Sie mir's
nicht ungütig nehmen wollen. (Tritt im Vorbeigehen dem
Nickel auf den Fuß und geht mit Kobalt und Antimone in die
Höhle.)

XIV. Scene.

Nickel (allein. Später) Hans.

Nickel.

O weh! Mein Fuß! So ist's denn wahr.
So bin ich wirklich unsichtbar?!
O hohe Sonne, o süßer Genuß —
Er trat mir gehörig auf den Fuß.
Kann ich noch zweifeln? Sie sprachen von mir,
Als wär' ich selber gar nicht hier!
War's auch gerade nicht schmeichelhaft,
Bewährt's doch der Wurzel Wunderkraft.
Denn solche Worte sagt man nicht
Dem Unbekannten in's Gesicht.
Auch Kobalt und mein Schwesterlein
Sie schimpften wacker mit hinein —
Am Ende lache ich sie doch aus.
Da kommt der Fremde wieder heraus.

Hans (mit einer Reitgerte kommt aus der Höhle.)

Da drinnen ist kein Platz für Lusthiebe. Lust-
hiebe schlagen, das ist mein Hauptplaisir von der
Studentenzeit her. Ei Herr Zemie! Ist das ein
Vergnügen, wenn Sie mir's nicht ungütig nehmen
wollen.

(Hans schlägt Lusthiebe, geht auf Nickel zu. Dieser zieht sich zurück.
Hans folgt ihm und trifft ihn. Nickel flüchtet zur Seite, Hans
ihm nach.)

Nickel. (Im Abgehen.)

Nun wird der Spaß mir doch gefährlich —
Unsichtbarkeit macht alles erklärlich.

XV. Scene.

Kobalt und Antimone treten aus der Höhle.

Antimone.

Wenn er ihm nur kein Leides thut!

Kobalt.

Ich denke dies Mittel ist ihm gut.

(Man hört heftige Hiebe und jämmerlich schreien von der Seite.)

Hör' nur, wie er ihn weiblich bläut.

Antimone.

Ich eil' ihm zu Hilfe.

Kobalt.

Sei doch gescheit!

Es gilt ja, gründlich ihn zu curiren,
Wir dürfen den Doctor nicht geniren.

Nickel (kommt von der Seite schreiend gesprungen und wirft das Hasenbein von sich).

Helfst mir, o helfst! Ich bin verloren,
Der Kerl! Er prügelt mich zum Mohren.

Kobalt.

Was gibt es Bruder! Was ging hier vor?

Nickel.

O weh! o weh! das spanische Rohr.

(Verschiedene Gnomen kommen nach und nach von beiden Seiten.)

Erster Gnome.

Was gibt es hier für ein Geschrei?

Zweiter Gnome.

Gib'ts Mord und Todtschlag? Polizei!

Nickel.

O weh meine Arme! O weh mein Rücken!
Er schlug mir schier den Leib zu Stücken.

Erster Gnome.

Dort naht der Frevler, haltet ihn an.

Zweiter Gnome.

Er hat noch die Peitsche! Er hat's gethan!

Hans (tritt von der Seite ein).

(Gnomen umringen ihn und nehmen ihm die Reitgerte.)

I was haben Sie denn, meine gutesten Herrn
Gnomen? — Wie komme ich zu der Ehre, daß Sie
mich hier so feierlich empfangen?

Erster Gnome.

Sie haben einen Gnomen geschlagen —
Hier den Herrn Nickel, wie konnten Sie's wagen?

Hans.

Ich hätte den Herrn Nickel hier geschlagen?!
Si Herr Zemine, wie kommen Sie mir vor. Ich habe
Luftstöße geschlagen, weiter nichts. Den Herrn hab
ich noch gar nicht zu sehen die Ehre gehabt in
meinem Leben, wenn Sie mir's nicht ungütig nehmen
wollen.

Erster Gnome.

Was sagt Ihr, Nickel?

Nickel.

Es ist wahr.

Ich machte mich eben unsichtbar.

Hans.

Sie waren unsichtbar?! Sehen Sie, das kommt
davon. Da bitt' ich tausendmal um Entschuldigung,
wenn ich Ihnen weh gethan haben sollte — aber
meine Herrn, Sie sehen selbst — ich kann nichts
dafür. Unsichtbare sieht man eben nicht. Ich glaubte
sicher nur in die Luft zu schlagen, wenn Sie's nicht
ungütig nehmen wollen.

Nickel.

Antimone! bring mir feuchtes Kraut;
Mir blutet der Rücken, mir brennt die Haut.
O weh mir schmerzet Arm und Bein,
Will mein Leben nicht mehr unsichtbar sein!

Erster Gnome.

Herr Nickel, laßt Ihr die Ausflucht gelten?

Nickel.

Der Herr ist schuldlos. Wolkt ihn nicht schelten.
Ich aber war ein gewaltiger Thor,
Curirt hat mich das spanische Rohr.

Hans. (Zu Kobalt.)

Bei ihm die Peitsche — bei Euch die Uhr.
Kennt Ihr den Doctor an seiner Kur?

Kobalt.

So war's kein Geist, der mir erschienen?!
Ich war ein Narr!

Hans.

So ist's, zu dienen!

Doch nun Ihr Gnomen, lad' ich Euch ein,
Wir trinken zusammen ein Häfchen Wein.
Indeß Antimone bestellt den Tisch,
Sing' ich Euch ein Liedel flott und frisch.

Antimone. (Zu Hans.)

Mit Euch stoß' ich von Herzen an,
Ihr seid ein Doctor, der etwas kann!

Kobalt. (Zu Nickel.)

Wir waren Thoren — alle Zwei.

Nickel.

Dank unserm Doctor — nun ist's vorbei.

(Nehmen sich und Antimone die Hand.)

Während sich die Gnomen gruppiren und Antimone ihnen Becher
bringt, stellt sich Hans in den Vordergrund und singt unter Be-
gleitung des Chores:

Das Leben ist ein bunter Traum,
Voll Seifenblasen, Flitter, Schaum
Und Nebel hier auf Erden.
Doch wenn Ihr's recht verstehen wollt
Und wenn Ihr glücklich werden sollt,
Müßt Ihr wie Kinder werden.
Ein einfach Herz — ein klarer Blick,
Zufrieden tragen sein Geschick
Und fest auf Gott vertrauen:
So wandert Eure Lebensbahn
Mit frischem Muthe froh voran,
Wie's Vöglein fliegt im Blauen.

(Der Vorhang fällt.)

Sprüche

von Carl Gnslin.

Der Miethling thut sich stets zu viel;
Der Treue hat nicht Maß noch Ziel.

Die Bruderliebe ebnet aller Orten
Die Bahn zum Himmel und erschließt die Pforten.

Die wahre Frömmigkeit besteht
In Liebe — nicht nur im Gebet.

Bewußtsein treuerfüllter Pflicht läßt schreiten
Dich sorglos freudig durch die trübsten Zeiten.

Zwei Kinderlieder von Julius Sturm.

Illustriert von Hugo Bürkner.



Tanzlied

Es tanzt die helle
KrySTALLENE
WELLE
Und hoch auf
der WELLE DER
SCHAUM;
Es tanzt das
MÄDCHEN
Und summt sich
ein STÜCKCHEN,
Es tanzen die
BLÄTTER AM
BAUM.
Wie hüpfen im
WINDE
Die WOLKEN GE-
SCHWINDE,

Die Sterne, sie drehn sich im Kreis;
Ein Tänzlein in Ehren,
Wer will's uns verwehren?
Wir tanzen dem Frühling zum Preis.
Durch Wiesen und Felder,
Durch schattige Wälder,
Auf tanzet und hüpfet und springt,
Bis drunten im Grunde
Zur zierlichen Kunde
Der tanzende Neigen sich schlingt!

Kirchweih.



Das Schweinchen quieckt, die
Gänse schrein,
Es muß wohl bald Martini
sein.
Brüderlein, nun puß' dich
schön,
Wollen auf die Kirchweih gehn.

Ei sieh nur, wie mein Nieder blüht
Und wie so schmuck mein Häubchen sitzt!
Flink und schirr' die Rößlein an,
Weil ich nicht gut laufen kann.

Nun hurrah! über Stock und Stein
Und in das nächste Dorf hinein!
Ob es regnet, ob es schneit,
Lustig ist die Kirchweihzeit!



Die alte Uhr.

Ein Märchen

von

Johann Meyer.

Illustrationen von G. Bärner und A. Dietrich.



Tick! tack! — tick! tack! —
sagte die alte Uhr, und
das Kind saß und schrieb.
Es war Sommer und in
den Ferien, und der Aufsatz
mußte fertig werden. Aber das
war schwer; — Der Flug der
Zeit, war das Thema, — da
stand's, — eben erst geschrieben,
— und das „Thema“ war
noch naß, und weiter wollt'
es nicht.

Tick! tack! — tick! tack!
— sagte wieder die alte

dann schlug's zwei, und da oben rief es Kukul!
Kukul! und etwas höher noch, als wo es Kukul!
rief, marschirte ein kleines Männlein im rothen Rock
und mit Gewehr und Säbel. Es war die Schild-
wache, das Kind wußte Bescheid, wie lange kannt'
es sie schon und wie oft hatt' es sich darüber ge-
freut! und den Vogel kannt' es auch, wie oft hatt'
es ihn schon rufen hören! — Aber nun war er
still, und das „Thema“ war schon trocken, und mit
dem Aufsatz wollt' es noch immer nicht weiter.

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte wieder
die alte Uhr noch immer so langsam und so träge
als vorher, und das Kind stützte den Kopf und
laute auf der Feder; das that es immer, wenn es
einen Aufsatz machte und nicht wußte, was es
schreiben sollte. Da gähnte es da oben auf der
alten Uhr und so laut, daß das Kind es hören
konnte. Es war der Kukul, ihm wurde die Zeit
lang. Er hätte schon gern wieder Kukul gerufen,
denn draußen war's ja Sommer, aber die Stunde
war noch lange nicht um. Und das Kind gähnte
auch; der Kukul hatt' es angesteckt, — aber die alte
Uhr blieb standhaft; tick! tack! — tick! tack! — sagte
sie und ließ die andern gähnen.

Und da draußen war's so warm und so grün,
und in der Stube summten die Fliegen, und die
liebe Sonne schien so hell in's Fenster. Ach, dachte
der Kukul, wärst du draußen, und das Kind dacht'
es auch; aber bald dachten sie beide gar nichts mehr,
— sie hatten die Augen geschlossen und schliefen.
Und wie es nun einmal so ist, was Einer zuletzt
denkt, eh' er einschläft, davon träumt ihm, so ging
es auch dem Vogel und dem Kinde. Da waren sie
schon draußen, alle beide im Garten, natürlich nur
im Traume.

Und im Garten spielte das Schwesterlein, das
mit den blonden Locken und den hellblauen Augen.
Bruder, rief es, wie schön, daß Du kommst! ich
spiele! — Das konnte er und mit der Schwester
spielte er gern, weil er sie so lieb und nur die
eine hatte. Und die Kinder spielten und freuten sich
über den schönen Tag. Wie der Himmel auch so
blau war, und wie die Blumen blühten, und die
Vögel sangen! o, es war gar prächtig heute!
und der Kukul meinte es auch und rief fröhlich da-
zwischen.

Uhr, und sie sagte es so träge und so langsam,
gerade als wenn der lange Perpendikel gar keine
Luft mehr hätte und wohl viel lieber stehen als
gehen möchte. Ein Kind, und der Flug der Zeit! —
waren ihm nicht schon die Ferien eine Ewigkeit?
Vier ganze Wochen, und erst zwei waren vorüber,
was für eine Zeit der Wonne und Freude schon
dahinten, und was noch alles zu gewärtigen und
zu genießen!

Nein, dachte das Kind, die Zeit kann nicht
fliegen, das können nur die Vögel und die Schmetter-
linge oder die Fliegen und was da sonst noch fliegt.
Wie lang ist's her, daß ich schon ein Kind bin!
Flöge die Zeit, so wär' ich längst groß und aus der
Schule und brauchte keine Aufsätze mehr zu machen.

Tick! tack! — tick! tack! — sagte wieder die
alte Uhr, und nun fing sie an zu schnurren, und

Hörst Du's, Bruder? rief das kleine Mädchen,
Kukul in'n Heben,
Wa lang schall ich leben?

Und der Kukul rief: Kukul! Kukul! Kukul!
und sie lachte und zählte: eins! zwei! drei! und sie
zählte bis zwanzig, — aber da war's aus; und er
rief nicht mehr. Er war aus seinem schönen Traum
gar unsanft geweckt worden und nicht mehr im
Garten. Es hatte drei geschlagen und die Stunde
war um, und dann bekam er immer einen Ruck
von hinten und mußte rufen. O zwanzig! das ist
herrlich! das ist eine lange Zeit! rief das kleine
Mädchen, — dann bin ich längst groß, und Du bist
es auch, Bruder!

Und in der Stube klang noch die alte Uhr
vom letzten Schläge und das kleine Männchen mar-
schirte hin und her, und der Kukul wollt' ihm eben
erzählen, wie schön es draußen sei, aber er kam
nicht dazu. Hab' keine Zeit, sagte das kleine Männ-
chen, ich muß marschiren!

Und das kleine Männchen marschirte, — und
die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — und
bald war die Stunde um, und der Kukul mußte
wieder rufen.

Da erwachte der Knabe; ihm war, als hörte
er ihn noch rufen im Garten und verwundert rieb
er sich die Augen. Hatt' er denn Alles nur ge-
träumt? in der Hand hielt er die Feder, und vor
ihm lag das Buch, — aber der Aufsatz war noch
immer nicht fertig.

Es hat noch gar keine Eile, dachte der Knabe,
und dann stand er auf und ging wirklich hinaus zu
seiner Schwester im Garten.

Aber der Kukul blieb drinnen. Der Ruck von
hinten, so mitten im Schlaf, war ihm doch gar zu
unangenehm und lieber wollt' er wachen und nicht
mehr draußen sein, als sich auf solche Weise schon
mit dem nächsten Schläge wieder aus einem so schö-
nen Traume schrecken lassen.

Und die Kinder spielten im Garten. Aber bald
ward es Abend, und die Nachtigall fing an zu
schlagen, dann ging der Mond auf, und es kamen
die Sterne, einer nach dem andern; und auf der
Wiese in der Ferne war's wie ein großes Meer,
und all' die kleinen Blumen darin versunken. Es
war der Nebel. Das ist der „Fuchs“, sagte der
Bruder, der „braut“*); und die Kinder sahn immer
und immer wieder auf das große Wasser, und immer
lauter schlug die Nachtigall, immer heller wurden die
kleinen Sterne, und der liebe Mond guckte schon
über die Büsche.

*) Volksthümliche Bezeichnung für das Steigen des Nebels.

Num rief die Mutter; es war Zeit zum Essen.
Nachher schlug's neun, und die Kinder mußten
schlafen gehn. — Die liebe Mutter! wenn sie dann
im Bette lagen, küßte sie die Kinder und ließ sie
beten und dann erzählte sie ihnen vom lieben Gott
und den kleinen Engeln, oder vom Dornrösschen und
Sneewittchen, oder sonst ein hübsches Märchen.
Märchen hörten die Kinder am liebsten, und der
kleine Knabe fragte dann immer die Mutter, wer
ihr doch all' die hübschen Märchen erzählt habe.
Wenn sie ihm dann sagte: die Dichter, — gar liebe
und prächtige Menschen, — dann sagte er immer:
Weißt Du was, Mama, — ich will auch so ein
Dichter werden, und so hübsche Märchen erzählen,
wie die Dichter.

Aber bald waren sie stiller und stiller geworden,
und dann kam der Schlaf und nahm sie beide in
seine Arme.

Und in der Stube am Tische saßen Vater und
Mutter. — Der gute Vater! — er war immer so
fleißig vom frühen Morgen bis zum späten Abend,
und wie lieb hatte er den kleinen Knaben und das
kleine Mädchen, und wie oft küßte er die Mutter!
Der ist der Beste, sagte sie dann, er arbeitet für
uns Alle! und der kleine Knabe meinte es auch;
aber das Schwesterlein hielt's mit dem Vater, und
der Vater sagte: Die Mutter ist die Beste, denn
wenn wir die nicht hätten, was sollten wir einmal
ansfangen!

Und tick! tack! — tick! tack! sagte die alte Uhr,
als Vater und Mutter schon lange schliefen, und
das kleine Männchen mußte marschiren und der Kukul
rufen, so oft sie schlug; und bald war's elf, bald
zwölf, dann wieder eins, dann zwei und drei, und
bald war's wieder Morgen.

Und dann schien die liebe Sonne wieder in's
Fenster, im Garten zwitscherten und fangen die
Vögel, und bald waren die Kinder aufgestanden,
bald klrzten die Tassen, und dann waren sie wieder
draußen und spielten im Garten.

Aber bald war's wieder Abend und bald wie-
der Morgen, und der eine Tag folgte dem andern,
und der Aufsatz war noch immer nicht fertig.

Es hat noch gar keine Eile, dachte der Knabe,
— und dann ging's nach der Wiese. Butterblumen
und Lichtnelken in Hülle und Fülle, — was gab
es da zu pflücken! — Und wand sich dort nicht
auch der Bach mit den großen, breiten Blättern
und den herrlichen Wasserrosen? und die alten
Weiden, und das Schilf mit den schwarzen Keulen!
und der schöne Knick mit Geißblatt und Hopfen
und voller Sternblumen und Anemonen!

Aber bald war's wieder Abend und bald wieder Morgen, und der Aufsatz war noch immer nicht fertig.

Es hat noch gar keine Eile, dachte wieder der Knabe, und dann ging's in den Wald. Im Walde waren die Kinder am liebsten; o, wie herrlich war's im Walde! Da flötete die Drossel und schlugen Fink und Meise, und dufteten Waldmeister und Lilien und Primeln. Da sprang ja auch das Eichhörnchen und klopfte der Specht, und unter Dorn und Brombeer wucherte das krause Kraut, das für die Schlangen und ihre Königin mit der goldenen Krone! — Und wie wunderbar rauschte es durch die alten Buchen und Eichen! Ja, im Walde waren die Kinder am liebsten!

Aber bald war's wieder Abend und bald wieder Morgen, und der Aufsatz war noch immer nicht fertig.

Es hat noch gar keine Eile, dachte noch immer der Knabe, und dann ging's auf die Heide. Da wohnte der alte Schäfer mit der ledernen Tasche. Er und Spitz hüteten die Schafe. Der alte Schäfer! — sie dachten gleich an ihren Vater, — wie oft hatte die Mutter es gesungen:

Schlaf, Kindlein, schlaf,
Dein Vater hütet die Schaf! —

und nun waren sie bei ihm! — Kein Baum, kein Strauch, aber Blüthe an Blüthe im rosigen Schimmer und darüber flammend der goldene Sonnenschein, so weit das Auge nur reichte. Der Alte und Spitz saßen vor ihrer Hütte; sie war schwarz und garstig, denn sie war nur von Erde, aber die Kinder krochen doch gleich hinein. Und der Alte zeigte ihnen das Nest, das der Kibitz hatte zwischen den Binsen. Der hübsche Vogel! fast hätten sie ihn gegriffen.

Und nachher pflückten sie von dem Grafe mit den feinen, weißen Flocken, die waren so weich, wie Seide; und vom Post*) pflückten sie, um daran zu riechen, und vom grünen Bram**), weil er so schöne gelbe Blumen hatte. Was hatte nicht alles die Heide! sogar Beeren hatte sie, schöne schwarze, wohlschmeckende Beeren, welche hier nur so an der Erde wuchsen, wie die zu Hause am Busch im Garten.

Aber der Alte hielt sich die Hand vor die Augen und sah nach der Sonne. Die Sonne war seine Uhr. Ihr müßt nach Hause, sagte er, bald ist's Mittag; und die Kinder gingen nach Hause.

*) Post, auch Porst, Porstsch: Myrtenbeide.

**) Bram: Ginster.

Und bald war's wieder Abend und bald Morgen, und tick! tack! — tick! tack! — sagte noch immer die alte Uhr, und der eine Tag folgte dem andern, und der Aufsatz war noch immer nicht fertig.

Er wurde auch nicht fertig, denn nun waren die Ferien zu Ende; und als der Knabe wieder zur Schule kam und nichts von dem Aufsatz hatte, als die Ueberschrift, wurde der alte Lehrer sehr böse und ließ ihn nachsitzen und zur Strafe ein Gedicht lernen, und das war dieses:

Was fliegt am schnellsten wohl? sag' mir's geschwind!
Ist's durch die Zweige der rauschende Wind?
Ist es zum Meere der schäumende Strom?
Sind es die Wolken am Himmelsdrom?

Ist es im Walde das fliehende Wild?
Ist es der Adler im luft'gen Gefild?
Sind es die Segel auf wogender Bahn?
Ist es im Wetter der wilde Orkan?

Ist es das Dampfroß in rasender Eil?
Ist es vom Bogen der schwirrende Pfeil?
Ist es die Kugel aus krachendem Rohr?
Ist es am Himmel das Meteor?

Ist es der Blitz im metallenen Draht?
Ist es die Erde auf kreisendem Pfad?
Ist's aus der Sonne das strahlende Licht?
Ist's der Gedanke? — Auch der ist's nicht.

Was fliegt am schnellsten denn? sag' mir's geschwind!
Warte nur, wart' nur ein wenig, mein Kind,
Bald giebt das Leben dir selber Bescheid,
Ach, und dann sagst du: die Zeit ist's! die Zeit!

Also die Zeit! dachte der Knabe, als er endlich das Gedicht gelernt hatte und wieder nach Hause ging; wer konnte das auch wissen! — Aber er glaubte es doch nicht, denn er dachte schon wieder an die Zeit, wo die Ferien wieder beginnen würden, und wie lange, ach, wie lange war das noch hin!

Aber endlich, endlich kam auch diese! es war die Weihnachtszeit, die schönste für die Kinder.

O, du fröhliche,
O, du selige,
Gnabenbringende Weihnachtszeit!

Da sangen sie's schon, er und das fröhliche Schwesterlein. Und als nun der Vater klingelte, und die Mutter die Thür öffnete, da stand der Weihnachtsbaum im Glanze flammender Kerzen, und ihnen entgegen strömte der liebliche Duft, welcher das Zimmer füllt, wo am Christabend die Tanne brennt. Und welch' eine Freude, welch' ein Glück für die Kleinen und für die Großen! Da wurden auch die Eltern Kinder, wie ihre Kinder.

Und das war auch wieder einmal eine Freude für den Kukul. Der schöne Weihnachtsbaum zauberte

ihm allemal den Frühling in die Stube. Die hübsche Tanne und die fröhlichen Kinder darunter, was bedurfte es mehr, ihm das Herz groß zu machen? und er wandte sich nach oben an das kleine Männchen und sagte: Sieh' doch! sieh' doch! nun ist's wieder Frühling! wie die Bäume schon wieder grün sind! und was schon alles daran sitzt! und wie die Kinder wieder jubeln und sich freuen! — Aber das kleine Männchen stand nicht einmal still, um darnach zu sehen. Hab' keine Zeit, sagte es, ich muß marschiren!

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr, aber die Kinder und die Eltern hörten's nicht vor all' der Freude, ja sie hörten's nicht einmal als der Kukul wieder rief; und bald waren die bunten Lichter schon heruntergebrannt, eins nach dem andern, und bald war's spät, spät am Abend und Alles wieder still und dunkel.

Und in der Stube nebenan schlummerten die Kinder, noch einmal im Traume durchlebend die süßen Stunden des Abends; was sie so heiß ersehnt, worauf sie sich so lange gefreut, — nun war's gewesen.

Aber noch nicht Alles, — noch eine ganze Woche Ferien, — sieben Tage, — welch' eine Zeit! Aber auch diese gingen vorüber, und als das Neujahrsfest gewesen und Schwester und Bruder morgens wieder die Ränzeln schnürten, um zur Schule zu gehen, da seufzten sie und dachten an die lange, lange Zeit bis zu den nächsten Ferien.

Ja, wie lange währte es auch, bis sie kamen, aber sie kamen doch, — und die alte Uhr sagte noch immer: tick! tack! — tick! tack! — und sie kamen und gingen, — und der Knabe glaubte noch immer nicht an den Flug der Zeit.

Wie sollte die Zeit auch fliegen! — war er nicht immer noch ein Knabe, und sein Schwesterlein ein kleines Mädchen? — waren sie nicht immer noch Kinder? — flöge die Zeit, sie wären es längst nicht mehr!

Und sie waren es doch auch da noch, als sie nebst vielen ihres Gleichen in der Kirche ihren Taufbund erneuerten und die Hand des Predigers segnend ihre Scheitel berührte. — O, der Freude, daß sie es waren! was ist lieblicher als eine kindlich reine Seele! — Solcher ist das Himmelreich! —

Tick! tack! — tick! tack! — sagte noch immer die alte Uhr, und vier Jahre schon hatte sie es gesagt, vier lange Jahre schon seit jenem Tage in der Kirche.

Und aus dem Knaben war ein stattlicher Jüngling, aus dem kleinen Mädchen eine blühende Jung-

frau geworden. Glaubte er noch immer nicht an den Flug der Zeit? — Noch immer nicht! denn noch immer hatte er auf der Schulbank gesessen, gerade wie damals, — und noch immer sich auf die schönen Tage der Ferien gefreut, so oft sie gekommen. Und so oft sie gekommen, war er daheim gewesen bei den Lieben im Elternhause, und er und die Schwester, — es war noch immer gewesen, als wären sie Kinder.

Aber ein neues Leben stand nun mit einem Male vor ihm da. Er war Student geworden und wollt' ein Prediger werden; — dem Vater war das schon recht, und wie die Mutter sich dazu freute!

Und die Studenten sind ein gar lustiges Volk; sie singen's ja auch selber:

Es giebt kein schöner Leben,
Als Studentenleben!

Und sie tragen hübsche, farbige Bänder und ein goldgesticktes Käppchen, das nennen sie Cerevis. Und das Mädchen, welches ihnen die Stube segt und morgens den Kasse bringt, nennen sie Beseu, und ihren Hauswirth gar Philister. Wie komisch! — aber das ist die Studentensprache. Und jeden Sonnabend versammeln sie sich in einem großen Saal, wo sie singen und trinken und rauchen und fröhlich sind, und das nennen sie Kneipen.

Und zum Kneipen ging er auch; er versäumte es nie. Glaubte er denn noch immer nicht an den Flug der Zeit? — Noch immer nicht! — Was kummerte ihn auch die Zeit? er hatte keine Zeit sich um sie zu kümmern!

Und wenn dann die Ferien kamen und das Semester zu Ende war, dann kam der Commers, das letzte fröhliche Beisammensein Aller vor Beginn der Ferien. Was für eine lustige Gesellschaft! und in vollen Tönen erbrauste es, wie aus Einem Munde:

Frei ist der Bursch!

Ja frei ist der Bursch! Nun war er es; der Commers war zu Ende, und nun zum Besuch im Elternhause!

Da stand noch immer die alte Uhr und sagte: tick! tack! — tick! tack! — Wie freuten sich Vater und Mutter, und was machten das Schwesterlein und der Kukul für Augen, als sie ihn wiedersehen! Des Erzählens war gar kein Ende; wie konnte der Zunge auch raisonniren! — und das hübsche Band und die schöne goldgestickte Mütze! — Die Mutter und das Schwesterlein besahns wohl hundertmal, und allezeit schielte der Kukul darnach hinüber.

Aber das kleine Männchen nahm gar keine Notiz davon, und das ärgerte den Kukul. Sieh' doch!

sieh doch! rief er, was für ein prächtiger Junge ist's geworden! kennst du ihn denn gar nicht mehr? Hast wohl wieder keine Zeit gehabt und nichts davon gehört; aber das war lustig, das mußt du hören! Und nun fing er an und wollt' ihm alles erzählen, was der Bruder Studio ihnen erzählt hatte; aber das kleine Männchen ließ ihn wieder gar nicht zu Worte kommen. Hab' keine Zeit, sagte es, ich muß marschiren.

Er wußte wohl, was sie damit meinte; er wollte ja früher einmal Dichter werden, er wär' es auch wohl jetzt am liebsten noch geworden; und gar oft saß er nun zu träumen und dann machte er ein Lied oder ein Märchen, und Manches davon hatt' auch die Mutter schon gesehen.

Aber im zweiten Semester, — — was die Mutter sich auch für Sorgen machte! Zeit genug! Es hat noch gar keine Eile!



Und marschiren mußte bald auch schon wieder der Bruder Studio, die alte Uhr hatte tick! tack! — tick tack! gesagt und die schöne Zeit der Ferien war vorüber. Und das Schwesterlein schenkte ihm einen gestickten Geldbeutel, welchen ihm der Vater mit blanken Thalern füllte, und die liebe Mutter steuerte ihn aus wie einen Bräutigam. Die lieben Eltern, wie gut waren sie noch immer! sie gaben ihm fast mehr, als sie konnten. Aber als er nun Abschied nahm, bekam er doch gar ernste Worte mit auf die Reise.

Spar' auf den Schilling, sagte ihm der Vater, so hältst du den Thaler; das Geld ist rund, ich muß es sauer verdienen. Und die Mutter sagte: Die Zeit fliegt, denk' an's Examen und sei fleißig und sit' mir nicht so viel zu träumen!

Deutsche Jugend. I.

Und da saß er wieder im traulichen Stübchen bei seinen Freunden, den Büchern. Und wären's nur die rechten gewesen, — er hätt' es weit gebracht; aber die rechten waren's leider nicht, — es waren herrliche Dichter, — Schiller, — Göthe, — Lessing, — o, könnt' er solch' ein Dichter werden!

Und dann trieb es ihn so wonnig, so wonnig, er wußt' es selbst nicht wie; — und das war's ja gerade, was die Mutter gemeint: verträume die Zeit nicht! — Er saß zu träumen, und was er träumte, waren Märchen und Lieder.

Aber tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr im Elternhause, — und der eine Tag folgte dem andern, und die Tage wurden Wochen, und die Wochen Monden, und es dauerte nicht lange, da sangen sie wieder:

Frei ist der Bursch!

und der Commers war gewesen und das Semester zu Ende.

Und als er nun wieder nach Hause kam, der lustige Bruder Studio, da war die Reihe an ihm, sich zu verwundern und große Augen zu machen. Freilich, Vater und Mutter waren noch immer dieselben, und der Kukul und das kleine Männchen auch, aber das Schwesterlein, das liebe, fröhliche Schwesterlein, das war es nimmermehr.

Bruder! Bruder! rief sie und sprang ihm fröhlich entgegen und zeigte auf ihren Finger. Aber dann hielt sie inne und wandte sich ab und weinte. Und an ihrem Finger bligte ein Ring. War es Wonne, war es Wehmuth, warum sie weinen mußte? — Es war beides, — sie weinte Thränen der Freude!

Und er umarmte sie und küßte sie und strich ihr die wilden Locken von den brennenden Wangen. Was hatte sie ihm für einen Streich gespielt! wer hätte das gedacht!

Und die alte Uhr sagte tick! tack! — tick! tack! — aber sie hörten's nicht vor all der Herzlichkeit und Freude. Und dann fing sie an zu schlagen, und es rief: kukul! kukul! gerade so laut und so lustig, wie damals, als er draußen war und das Schwesterlein ihn fragte im Garten.

Zwanzig Jahre! — das ist herrlich! das ist eine lange Zeit! dann bin ich längst groß, Bruder, und du bist es auch!

Und nun waren sie's, und das Schwesterlein war eine glückliche Braut, noch ehe sie zwanzig war!

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — und bald war's Abend und bald wieder Morgen, und dem einen Tage folgte der andere, und dann kam ein gar schöner — der Geburtstag der Braut, — ihr zwanzigster! Wie schön, daß ihn Bruder Studio noch mit feiern konnte.

O, Schwesterlein, du fröhliches und du glückliches Herz, wie rosig und wie golden lächelte dir der Morgen dieses Tages!

Im Busch schlug die Nachtigall, auf dem Dache zwitscherten die Schwalben, und durch das offene Fenster guckte der blühende Kirschbaum. Da stand der Geburtstagstisch, und auf seiner schneeweißen Decke blühten die Veilchen. Und zwischen den Blumen schimmerte es golden, — es war eine Uhr — das Geschenk beines Bräutigams. — Sollt' es dich mahnen an den Flug der Zeit? — O, das Glück zählt ja nicht die Stunden!

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — und: tick! tick! tick! das glänzende Brautgeschenk dazwischen, — und der Kukul machte wieder

den Hals lang und wußte gar nicht, was es war. Sieh doch! sieh doch! rief er verwundert nach oben; sieh doch, was ist das? — Aber das kleine Männchen kümmerte sich auch um dieses nicht. Hab' keine Zeit, sagte es, ich muß marschiren.

Und marschiren mußte bald auch wieder der Bruder Studio. Und da saß er wieder bei seinen Freunden, den Büchern, aber wieder nicht bei den rechten. Es hat noch keine Eile, dachte er, und saß zu träumen und zu dichten.

Und da kam ein Brief, — er war vom Vater, und was darin stand, mußte nichts Gutes sein: — dem Sohne, als er ihn las, rollten die Thränen über die Backen. Komme schnell, schrieb der Vater, deine liebe Schwester ist schwer erkrankt, — Gott gebe das Beste!

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr daheim, — und still und traurig saßen Vater und Mutter in der Stube.

Und da lag sie, in wirren, wilden Träumen, die Deute eines tödtlichen Fiebers, und die lieben blauen Augen erkannten Keinen mehr.

Wie war es gekommen? — Ja, wer konnt' es sagen! schon bald nachher und mit einem male war's gekommen, und Keiner wußte, wie.

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — und dann fing sie an zu schlagen und es rief: kukul! kukul! — Und das franke Kind fuhr hoch empor. Zwanzig! zwanzig! hörst Du's, Bruder? o, das ist lange, lange! — Und weinend kam die Mutter und beruhigte es mit sanften Worten. Da ward es wach, vom süßen Mutterlaut gewedt; o, Mutter, sagte es leise, wie schön ist das Leben!

Und der ferne Bruder eilte nach Hause; aber wie schnell er auch kam, er kam dennoch nicht schnell genug; sein fröhliches Schwesterlein war schon gestorben.

Die armen Eltern, wie beugte sie dieser Schlag! Was vermochte des Sohnes Trost auch bei solchem Jammer! — da saßen sie bei einander im Garten und weinten.

Und in der Stube war es still, ganz still. Auch die alte Uhr war still; der Vater hatt' es vergessen sie aufzuziehen, und der Kukul ließ das Rufen und das kleine Männchen das Marschiren.

Und da lag das todt' Mädchen auf Blumen gebettet zu ihren Füßen und durch das verhangene Fenster stahl sich ein goldner Sonnenstrahl und küßte ihre Hände.

Wie das glänzte! — es war der Ring, aber der Kukul wußte es nicht; da fragte er das kleine Männchen, und nun hatt' es Zeit.

Was da glänzt? du fragst mich noch? — ja, das ist wahr, du bist ja nur ein Vogel! — es ist der Ring, das Symbol der Ewigkeit. Die Liebe höret nimmer auf, sie währet ewig.

Sie währet ewig? sagte der Kukul; nein, was du sagst! ich meinte immer nur, nicht länger als der Frühling; was ist denn ewig?

Ja, das verstehst du nicht, sagte wieder das kleine Männchen, du bist ja nur ein Vogel. Sieh nach dem Ring, wo ist der Anfang und wo das Ende? Immer da, immer wieder da, und dennoch nirgends! gerade wie hier unter uns, da vorn auf der alten Uhr, wo die Zeiger gehn. Sie gehn und gehn und messen die Zeit, und messen sie nimmer. Und wie sie gehn, so geht die Zeit, — wo sing sie an? wo hört sie auf? — Aus Sekunden werden Stunden, aus Stunden Tage, aus Tagen werden Jahre und aus Jahren Jahrtausende. Und was ist Alles im Schooße der Ewigkeit? — ein Tropfen im Meere!

Nein, was du sagst! sagte wieder der Kukul, und so lange währt die Liebe? — Aber das Mädchen ist ja todt. — —

Todt? — sagte das Männchen, ja, das ist wahr, du bist ja nur ein Vogel! — Was ist todt? — ein neues Leben! und Sterben nur geboren werden!

Nein, was du sagst! sagte wieder der Kukul, dann lebt sie noch?

Ob sie lebt! siehst du nicht, wie selig sie lächelt? Aber hoch oben lebt sie, wo die Sonne scheint, in einer schöneren Welt, als diese Erde, wo's keine Leiden mehr giebt und auch kein Scheiden und wo es Frühling ist, ewiger Frühling voller Freud' und Liebe!

Nein, was du sagst! sagte wieder der Kukul, — ich wollt', ich wär' ein Mensch und wär' da droben!

Ja, was ich sage! — Und da haben auch die Menschen Flügel und sind doch keine Vögel! Und sie sehen Alles und wissen Alles, und wissen's auch, wann die Andern kommen, die sie hier gelassen und so heiß geliebt haben; und währt's für diese auch noch lange — für sie ist's nur ein Augenblick.

Aber nun hielt das kleine Männchen plötzlich inne. Draußen gingen die Glocken, und schwarze Leute traten in die Stube. Sie sangen ein traurig Lied und streuten Blumen und dann trugen sie die Todte hinaus zur ew'gen Ruhe.

Und nachher sagte die alte Uhr wieder tick! tack! — tick! tack! — und der Kukul mußte wieder rufen und das kleine Männchen marschiren.

Und marschiren mußte auch wieder der Bruder Studio, — das fröhliche Schwesterlein war längst begraben.

Und da saß er wieder auf seiner einsamen Stube bei seinen Freunden, den Büchern. Es waren noch immer nicht die rechten, — er saß wieder zu träumen und zu dichten, — aber in die „Kneipe“ ging er nimmer wieder. —

Und die alte Uhr daheim sagte: tick! tack! — tick! tack! — und über seinen Schmerz um das liebe Schwesterlein ging die Zeit, ihn still zu mildern, und sie that es auch bei Vater und Mutter.

Die liebe Mutter! wie oft gedachte sie des fernem Sohnes, wie oft schickte sie ihm Briefe, lange Briefe! Aber ihr gutes Herz, es sorgte noch immer. Verträume die Zeit nicht, stand jedesmal ganz unten im Briefe, denk' an's Examen und sei fleißig.

Es hat noch keine Eile, dachte der ferne Sohn, — und Semester kamen und gingen, und er verträumte sie richtig! —

Die guten Eltern! — er vernichtete ihnen eine schöne Hoffnung, und viel Thränen, viel bittere Thränen hat's der lieben Mutter gekostet, fast mehr noch als um das einzige Töchterlein, — denn ein Prediger wollt' ihr Sohn nun nicht mehr werden.

Warum nicht? weil er die Zeit verträumt? — Hätt' er das Dichten und Träumen nicht lassen, fleißig studiren und das Veräumte wieder nachholen können? Ei, freilich! hätt' er es nur reblich gewollt, und hätt' er nur nicht geglaubt, daß er ein Dichter sei.

Manch ein Märchen und viele Lieder hatt' er schon gedichtet. In öffentlichen Blättern hatte schon oft sein Name gestanden, man hatte ihn gelobt und ermuntert und der Erfolg hatte ihn verblendet.

O, der Ruhm ist so süß! — Nur höher, immer höher! hatt' er gedacht. Es ist doch so ganz etwas anderes, ein Dichter zu heißen als ein bescheidener Prediger zu sein! — So hatt' er doch wohl nicht die Zeit verträumt und war was Rechtes geworden!

Aber die Kunst geht nach Brod, — und ein Dichter, der sich sein Brod mit Dichten erwerben muß, ist oft ein armer, ganz armer Mann; wie bald sollte er das erfahren!

Da war er nun, weit, weit vom lieben Elternhause, in einer großen Stadt, und Alles, was ihm sein Dichten einbrachte, es reichte nicht einmal hin für sein kümmerliches Auskommen. Sollt' er sich an die Eltern wenden? Nimmermehr! wie oft hatte schon die Mutter um ihn geweint und der Vater um ihn gesorgt; er konnte sie nicht noch mehr betrüben, und sie durften es nimmer wissen, daß es ihm nicht besser ergehe.

Wie gut, daß er doch Manches gelernt hatte; denn nun kam bald eine Zeit für ihn, wo es was Anderes zu thun gab, als zu träumen und zu dichten. Es gab saure Arbeit, er mußte sich den größten Theil seines Unterhalts mit Stundengeben mühsam erwerben, und die Last des Tages ward ihm schwerer als er es glaubte. Wollte er nun Abends in freier Zeit träumen und dichten, so fehlte seinem Geiste oft die Frische, und seine Schöpfungen fanden nicht den Beifall mehr, wie früher. Bald kamen auch Andere, und wohl noch Tüchtigere, als er; ihre Gedichte sprachen mehr an, als die seinigen, — man lobte ihn weniger, — er glaubte sich unverdienterweise zurückgesetzt, — das kränkte ihn und er wurde mißmüthig und verschlossen. Immer weniger wurde er genannt, immer kärglicher spendete man ihm Beifall und immer düsterer ward seine Stimmung. —

Armer Dichter! — wie bald ging nun die Zeit über deinen Namen hinweg! — So warst du doch wohl kein Dichter und eitel Schäume waren alle deine schönen Träume gewesen!

Was konnte die Fremde ihm noch bieten? seinem Herzen fehlte der Trost, — da kam das Heimweh und in die Heimath der Fremdling.

Mein Kind! mein Kind! — o, da rufen sie's schon!
Wie süß erklingt es dem Kinde!
So bin ich doch kein verlorener Sohn!
Verzeiht, o, verzeiht mir die Sünde!

Verzeiht mir beide, daß ich der Zeit
Nicht geachtet und Eurer Bitten,
Und vergieb mir, o Mutter! das Herzeleid,
Das du meinewegen gestitten.

Es stand mein Simmen nach Ruhmesglück,
Ein Trugbild lockte den Thoren, —
Wie arm nun, wie arm kehrt' ich wieder zurück!
Und die Jahre, die Jahre verloren!

O, legt die Hände mir auf das Haupt
Segnend noch einmal nieder!
Und was ich beweint und verloren geglaubt,
Eure Liebe giebt es mir wieder!

Bist du es denn wirklich? — aber wie bleich ist dein Gesicht und wie mager bist du geworden! —

Und dann küßten sie ihn, und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — und der Kukuk sah verwundert herunter und wollt' es gar nicht glauben. War das der lustige Bruder Studio? — Nimmermehr! — er trug ja nicht die hübsche, goldgestickte Mütze und auch das prächtige Band nicht mehr, und wie schäbig war der Rock! und dieses grämliche Angesicht!

Und er wandte sich wieder an das kleine Männchen. Ich bin ja nur ein Vogel, sagte er, und verstehe mich nicht auf die Menschen, aber du mußt es wissen!

Doch das kleine Männchen ließ sich wieder gar nicht stören. Hab' keine Zeit, sagte es, ich muß marschiren.

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr, und bald war's Abend, und bald wieder Morgen, und Abend und Morgen bis die Woche zu Ende war; und dann kam wieder eine und noch eine, — es war wie im Traume. —

Und der Sohn daheim? — träumte er denn noch immer?

Er träumte noch immer, — aber was er träumte, waren keine Märchen und Lieder mehr. Es mußten böse Träume sein; denn finster brütend saß er oft stundenlang da und seufzte, wie unter schwerem Kummer.

Aber die Eltern trösteten ihn liebevoll. Nur Muth, mein Sohn! hatten sie freundlich zu ihm gesagt; siehe, der Eltern Segen bauet den Kindern das Haus; wir wollen es dir bauen helfen. Und das thaten sie mit Rath und That; und auch ihm gab die Liebe wieder Alles, was er verloren hatte. War's auch nicht die verträumte Zeit, — wer brächte die zurück? — Es war etwas, das noch mehr werth war, als diese, — das Vertrauen zu sich selber.

Und mit neuer Lust und frischem Muth war er wieder von dammen gezogen; — war er auch kein Dichter mehr, — ein nützlicher Mensch konnt' er doch wohl immer noch werden.

Und es wahrte nicht lange, da war er es schon, Dank seinen Kenntnissen und der Liebe und Hülfe seiner Eltern, — und war es mehr, als manch ein Anderer, als der Vorsteher einer Anstalt für arme und unglückliche Kinder, und hatte sich in seinem mühevollen aber schönen Beruf die Achtung und Werthschätzung Aller erworben, die ihn kannten.

Und nachher kam eine Zeit, da bligte auch an seinem Finger der Ring; du liebes Schwesterlein, wie glücklich war nun dein Bruder! Und als sie dann in die Heimath kamen zum Besuch bei Vater und Mutter, er und die Braut, — wie machte der Kukuk den Hals lang! — er hielt sie für das fröhliche Schwesterlein.

Sieh doch! sieh doch! rief er freudig nach oben, da haben wir sie wieder! — Aber wart' nur, du hast gelogen! sie hat ja doch keine Flügel!

Aber das kleine Männchen hatte keine Zeit, es mußte marschiren. Und die alte Uhr sagte tick! tack! — tick! tack! — und Stunde verrann um Stunde, aber die Glücklichen wurden nicht darum gewahr.

Und nach den Stunden kamen wieder die Tage, und nach den Tagen die Monden und die Jahre. Und deren schon manche hatte das Meer der Ver-

gangenheit verschlungen, und Vater und Mutter waren alt und grau geworden.

Und da kam wieder einmal ein Brief aus dem Elternhause, ein kurzer, trauriger Brief, dieses Mal von der Hand der Mutter geschrieben.

Und als der Sohn ihn gelesen, verbarg er das Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

Und daheim im Elternhause lag der gute alte Vater und schlummerte sanft, und in seinem verklärten Antlitz lächelte die Freude ewigen Glücks.

Es war ein heitrer Morgen mit Sonnenschein und Vogelsang, — aber in der Stube war es still und dunkel. Die Fenster waren wieder verhangen.

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — aber langsamer und immer langsamer, — und dann stand sie still. — Wer hatt' es vergessen, sie aufzuziehen?

Da hatte auch das kleine Männchen wieder Zeit, und dem Kukuk war das Herz so voll, daß er wieder mit ihm sprechen mußte.

Das war eine traurige Nacht, sagte er, Gott Lob, daß sie vorüber ist!

Ja, sagte das kleine Männchen, Gott Lob, daß sie vorüber ist!

Der hat nun auch wohl Flügel, sagte der Kukuk, und ist doch kein Vogel?

Ja, sagte das kleine Männchen, und ist doch kein Vogel, sondern ein Engel!

Ein Engel? fragte der Kukuk, was ist das?

Ein lieber und guter Mensch, sagte das kleine Männchen, wenn er gestorben ist.

O, sagte wieder der Kukuk, dann ist er's gewiß! Er that ja nicht einmal einem Thier etwas zu Leide und im Winter fütterte er sogar die Vögel!

Und erst recht die armen Kinder und die Handwerksburschen, sagte das kleine Männchen, — er gab den Rock vom Leibe weg. Und weißt du noch, das alte Bettelweib, das da krank war und auf der Straße lag? Er bracht' es hudepuck herein und holte schnell den Doctor und auch die Medicin; und als die alte Frau gestorben war, ließ er sie auch noch begraben und bezahlte die Kosten.

Ja, sagte der Kukuk, und weißt du noch, als er des Nachbarns Kinder aus dem Feuer holte, und das brennende Dach schon herunterschleusen wollte? Er holte sie doch heraus!

Das war brav von ihm! sagte das kleine Männchen.

Ja, sagte der Kukuk, das war brav von ihm! — Aber du hast ja gesagt, daß er nun ein Engel ist, — was machen denn die Engel?

Ja, siehst du, sagte wieder das kleine Männchen, das verstehst du nicht, du bist ja nur ein

Vogel. — Die Engel, die haben's schön, ganz wunderschön! Sie tragen Kleider, wie goldner Sonnenschein, und Kränze von Lilien und Rosen! und bald sind sie im Himmel und gehen aus und ein beim lieben Gott, bald wieder auf Erden und thun's bei den Menschen. — Hast schon mal einen gesehen?

Nein, sagte der Kukuk.

Ich auch nicht, sagte das kleine Männchen, denn Keiner sieht sie und Keiner kann sie hören. Aber Allen bringen sie Hülfe, — den Armen Brod, den Traurigen Trost, — und wo eben Einer stirbt, dem machen sie's leicht; sie singen ihm ein schönes Lied, bis er schläft, und nachher tragen sie ihn sanft in den Himmel.

Nein, was du sagst! sagte wieder der Kukuk, Gott Lob denn, daß er da ist!

Ja, sagte das kleine Männchen, und dann war es wieder still, ganz still in der Stube.

Und nachher da sahn sie's noch, wie sie auch den Vater davon trugen. Die Glocken klangen und die liebe Mutter stand am Fenster zu weinen.

Und wo sie ihn begraben, stehen zwei weiße Kreuze; sie berühren sich fast mit den Armen.

Und auf dem einen stehen die Worte:

Ihr Brautkranz wurde zum Todtenkranze.
Aber Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.

Und auf dem andern:

Er war so lieb und gut. In unserer Liebe wird sein Andenken leben ohne Aufhören!

Er war so lieb und gut, — ja, ja! das war er! — das hatten ja Alle gesagt, als er gestorben war, auch der Kukuk und das kleine Männchen.

Wie doch die Zeit geht! der alte Vater ruhte längst im Grabe.

Und tick! tack! — tick! tack! sagte wieder die alte Uhr, aber längst nicht mehr im Elternhause.

Sie macht mich immer so traurig, hatte die Mutter gesagt, als der Sohn sie später wieder besuchte; — nimm sie nur mit, aber halt' sie in Ehren!

Und da stand sie nun in einem großen, schönen Hause, alt und ehrwürdig allein zwischen all den hübschen Sachen in der Stube.

Und wieder einmal in seiner Stube, bei seinen Freunden, den Büchern, saß der ferne Sohn zu träumen und zu dichten. Er konnt' es doch nicht lassen.

Und es war schon spät in der Nacht, und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr, aber er merkte es nicht.

Da schlug es zwölf, und der Kukul fing an zu rufen.

Und verwundert wachte der Mann auf und rieb sich die Augen.

Wie doch die Zeit geht! sagte er leise, mir dünkt, als wär' es heute. — Die liebe Sonne schien so warm durch's Fenster, — im Garten spielte das fröhliche Schwesterlein, — und in der Stube saß der Knabe, — und der Aufsatz war noch immer nicht

fertig. — — War denn Alles nur ein Traum gewesen?

Alles ein Traum, — aber der Traum eines halben Lebens!

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr. — — —

Und der Aufsatz? — — — Ja, nun war er fertig, — und wollt Ihr ihn lesen — da ist er!



Verlassen.

Composition von Oscar Pletsch. Gedicht von Friedrich Oldenberg.

Nun ist er weit auf dem wilden Meer,
Und ich sehe sein Angesicht nimmermehr,
Er hört nicht, daß ich weine.
Wo lege ich jetzt mein Haupt zur Ruh?
O Vater, mein einziger Vater du,
Warum liehest du mich alleine?

O Mutter, du einzige Mutter du,
In Jammer gingst du zur Todesruh.
Wie dich sind' ich keine, keine.
Es jagen die Blätter über dein Grab.
O Mutter, wann komm' ich zu dir hinab?
Warum liehest du mich alleine?

Nur du, mein himmlischer Vater du,
Schließ'st nicht dein Herz vor mir Armen zu,
Und ich will bleiben der Deine.
Dein Haus ist groß, und die Welt ist weit.
Du treuer Gott, in meinem Leid
O laß mich nicht alleine!

Die Marienburg,

die deutsche Wacht an der Weichsel.

Von Friedrich Körner.

Verklungen sind die Festlieder, erloschen die buntflimmernden Lichter der Stadtbeleuchtung, verschwunden der Laubschmuck der Häuser und die sonntäglich geschmückten Menschenmassen, welche den freudreichen Erinnerungstag an die Vereinigung Westpreußens mit dem mächtigen Königreiche der Hohenzollern feierten, denen sie so viele Segnungen zu verdanken haben. Auf den Straßen ist es wieder still geworden, das Alltagsleben waltet einförmig, und nur hier und da wandeln Bürger unter den Lauben der Straßen oder des Rathhauses hin und unterhalten sich von der herrlichen Jubelfeier und den fürstlichen Gästen, welche an derselben Theil nahmen. Wie liebliche Traumbilder zogen die Festtage vorüber und durch das Stilleben einer Kleinstadt.

Einsam steht nun wieder die Marienburg da und schaut wie in ernste Gedanken versunken hinaus ins Land; und wer dieses stattliche Fürstenschloß sinnend betrachtet, zu dem reden diese mächtigen Mauern mit ihren straffen Pfeilern, gewölbten Thoren, bunten Glasfenstern, Zinnen und Thürmen und erzählen ihm Wunderbares von der Thatkraft und Herrlichkeit des deutschen Volkes, welches hier an der slavischen Weichsel eine Wacht baute für deutsche Gesittung, bürgerliche Freiheit, kriegerische Tapferkeit und segensbringenden Ackerbau. Wenige deutsche Männer vermochten es hier durch ausdauernden Fleiß und kluges Benehmen, weite Ländergebiete für Deutschland zu gewinnen, Wildnisse in fruchtbare Gesilde zu verwandeln, fremdliche Dörfer und gewerbreiche Städte zu gründen und eine Seemacht zu schaffen, vor welcher die dänischen und schwedischen Könige sich beugen mußten.

Mit Recht gilt die Marienburg, Festung und zugleich prachtvolles Fürstenschloß der Hochmeister des deutschen Ordens, für einen Wunderbau ohne Gleichen. Aus einfachen Ziegelsteinen thürmen sich die Mauern empor, in graden, scharfen, straffen Linien, im Innern aber wölben sie sich zu den gewaltigen Sälen der Remter, in deren Mitte eine Granitssäule die Bogen und Gurte des Gewölbes trägt, welches von seinem Knaufe niederfließt wie die Blätterkuppel einer Palme. Bunte, figurenreiche Fenster werfen ein märchenhaftes Licht über die farbigen Würfelplatten des Fußbodens und beleuchten wie mit einem Glorienschein die Bilder der

schlachtberühmten Hochmeister. Hier am Hofe der einst mächtigsten deutschen Fürsten sammelten sich Könige und Herzöge, welche mit ihren Streitern herbeizuziehen pflegten, um am Kampfe gegen die heidnischen Preußen Theil zu nehmen, hierher kamen Gesandte des Kaisers und fremder Könige, hier wurden wichtige Angelegenheiten des deutschen Reiches besprochen und geordnet, und dort auf jenen Steinbänken saßen die Comthure und Gebietiger des Ordens und unterhielten sich von ihren Kämpfen im Morgenlande, von Jerusalem und seinen heiligen Stätten, von Affen und gefährvollen Belagerungen, von Rom und Venedig, von den herrlichen Burgen der Hohenstaufen, von den mächtigen Ordensburgen, von Riga und Danzig, von Seeschlachten auf dem baltischen Meere und der blutigen Erstürmung Wisby's auf der Insel Gothland, von den grausamen Lithauern, den zerstörungsfüchtigen Polen, von den befreundeten Tartarenchans der Krimm und den unzuverlässigen Saaren, die Nowgorod den deutschen Hanfen willkürlich entrißen hatten und das deutsche Narwa bedrängten. Das waren Erinnerungen von weltgeschichtlicher Bedeutung, und jene Männer mit dem ernstesten Kriegerantlitze und der kraftbewußten Gestalt gehörten oft zu den tüchtigsten, charaktergroßen Staatsmännern ihrer Zeit.

Doch kamen auch schwere Zeiten über das Ordensland und sein Schloß, dessen Geschichte die Schicksale des Ordens getreulich abspiegelt. Unter der polnischen Starostenwirthschaft verfiel der herrliche Bau. In einem Frohnleichnamstage brannte durch Unvorsichtigkeit, mit welcher man die Lunten beim Abfeuern der Kanonen handhabte, das alte Schloß ganz ab. Später, unter preussischer Herrschaft, mußte das mittlere Schloß sogar eine Zeit lang als Kaserne und Getreidemagazin dienen. In die Hochmeisterburg und den prachtvollen Conventsremter quartirte man später ein Infanterieregiment ein, andere Räume benutzte man zu Salzniederlagen, Seidenspinnereien, Kinderschulen u. s. w. Noch später hatten Jesuiten sich das Schloß schenken lassen. Endlich gelang es den Vorstellungen Schön's, Hippel's, Eichendorf's u. A., den kunstsinnigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu veranlassen, das ehrwürdige Denkmal deutscher Macht und Kunst wieder in seiner ursprünglichen Gestalt herstellen zu lassen, so daß es jetzt eine Zierde der Provinz ist und als Zeugniß

des verjüngten deutschen Wesens freudig hinausleuchtet ins Land, bis hinein in das nahe wald-dunkle Slavenreich.

Wohl sind unsere deutschen Brüder in Westpreußen berechtigt, jenen Tag festlich zu begehen, an welchem sie vor hundert Jahren von polnischer Oberherrschaft befreit wurden, unter welcher Bauer und Bürger verarmten, Felder verwilderten, Städte verödeten, Straßen verfielen, der ungebändigte Fluß die fruchtbaren Niederungen in Moräste verwandelte, während zur Zeit der Ordensherrschaft Preußen zu den reichsten, blühendsten Ländern des Reiches gehörte. An dieser Feier muß aber auch ganz Deutschland herzlichsten Antheil nehmen, denn sie schließt den Sieg des Deutschthums über das verkommene Slaventhum in sich und giebt uns ein Vorbild von dem, was die kraftvollen Hohenzollern gethan haben für das Reich, an dessen Spitze sie gegenwärtig mit kaiserlicher Macht getreten sind. Im Osten schützten sie das vom Papst, den Erzbischöfen, Polen, Tschechen und Habsburgern hart bedrängte Deutschthum und erhielten wichtige Länder beim Reich, im Norden brachten sie Schleswig-Holstein als uralte Herzogthümer ans Reich zurück, und im Westen errang Deutschland unter ihrer Führung durch eine Reihe beispielloser Siege die alten Reichsländer Elsaß und Lothringen, welche die Habsburger an Frankreich überlassen hatten.

Das deutsche Ordensland Preußen lehrt uns, was deutsche Kraft vermag; es ist in seiner Geschichte ein Abbild des deutschen Lebens, bei welchem wir daher noch einige Augenblicke verweilen, da ein Rückblick auf jene thatkräftigen Zeiten unser Herz mit stolzem Hochgefühl erfüllt, einem solchen tüchtigen, schöpferischen Volke anzugehören.

Die thatenreiche Geschichte des deutschen Ordens beginnt im Morgenlande zur Zeit der Kreuzzüge. In Jerusalem gründeten deutsche Bürger ein Hospital für Kranke, welches auch der menschenfreundliche Sultan Saladin bestehen ließ, als er Jerusalem eroberte. Später nahmen deutsche Ritter bei der Belagerung Akkons sich der kranken Landsleute an und beschloßen, einen Orden zur Krankenpflege und zum Kampfe gegen die Christenfeinde zu gründen. Der hochherzige Friedrich von Schwaben erkannte diesen Orden an (1190), welcher nur Deutsche aufnahm und dessen Mitglieder sich Ritter unsrer lieben Frauen (Marienorden) nannten und einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuz als Ordenskleid trugen. Es waren vierzig Ritter, welche diesen Orden gründeten und Walpot v. Bassenheim zum ersten Ordensmeister wählten. Durch Tapferkeit machte sich der Orden in wenigen Jahren so berühmt, daß er reiche Schenkungen vom

Kaiser, Papst und von Fürsten erhielt, in Palästina, Deutschland und Italien, und der Ordensmeister, Hermann v. Salza (1210—39) der einflussreichste Fürst des deutschen Reiches ward. Treu hielt er zum Kaiser Friedrich II., als sich gegen diesen der Papst und deutsche Fürsten erhoben. Er begleitete den Kaiser nach Jerusalem, und als dort die Christen auf Befehl des Papstes sich feindselig gegen ihn benahmen, standen ihm die deutschen Ritter getreu und ohne Wanken zur Seite. Hermann aber bemühte sich redlich, Kaiser und Papst zu versöhnen, was seiner Klugheit endlich auch gelang. Seitdem war er der treueste Rathgeber Friedrichs, an dessen Hofe er lebte, und erhielt von diesem die Würde eines Reichsfürsten, den Titel Hochmeister und das Recht, den Reichsadler im Ordenswappen zu führen. In Siebenbürgen aber trieb er auf Königs Andreas des Zweiten Wunsch die grausamen Rumänen aus dem Lande und machte das Burgenland zum Ordensland, wo die wackern Sachsen gegen Türken, Walachen und Ungarn das Deutschthum unverzagt bis auf den heutigen Tag gewahrt und erhalten haben, als die südliche Ostmark des Deutschthums.

Zu derselben Zeit, als Hermann bei seinem Kaiser in Italien und Süddeutschland verweilte, war Konrad von Massovien mit den heidnischen Preußen an der unteren Weichsel, die er bekehren wollte, in Krieg gerathen und aus seinem Lande vertrieben worden. Da wandte er sich an den Hochmeister um Hilfe, versprach ihm das Kulmer Land, und der weitsehende Hermann sandte hundert Ritter unter dem waffenerprobten Landmeister Hermann Balk, welcher bei Thorn festen Fuß faßte. Es begann ein grausamer Vertilgungskrieg, welcher dreißig Jahre dauerte und den Orden oft in so große Bedrängniß brachte, daß er verloren schien. Aber von Zeit zu Zeit zogen ihm deutsche Fürsten mit ihren Heeren zu Hilfe und erschienen zahlreich einzelne Ritter mit ihren Fähnlein Gewappneter, so daß der Orden nach und nach das Land die Weichsel hinab und bis Königsberg eroberte. Da Hermann hatte noch die Freude, daß sich der deutsche Schwertbruderorden, welcher Kurland und Esthland erobert hatte, unterordnend angeschlossen und große Besitzungen in Süd- und Westdeutschland dem Orden geschenkt wurden, welcher nun das mächtigste und reichste Reichsland bildete. Doch verwickelte ihn diese Erweiterung in lange, blutige Kriege mit den Fürsten Litthauens und Polens; zugleich trat der Papst feindlich gegen den Orden auf, schädigten ihn ungehorsame Erzbischöfe, namentlich der von Riga, weshalb es der Hochmeister Siegfried von Feucht-

wangen nach dem Verluste Palästina's für angemessen hielt, seinen Wohnort nach Marienburg zu verlegen (1309), wo die prächtvolle mittel Burg als Schloß gebaut wurde.

Aber der Orden wollte nicht nur Länder erobern, sondern auch deutsches Wesen verbreiten. Er rief daher deutsche Bürger und Handwerker ins Land, daß sie sich Städte bauten, denen er große Rechte und Freiheiten schenkte; auch Bauern wurden gern aufgenommen und ihnen wie den gehorsamen Landesbewohnern Freiheit zugestanden. Während damals in Deutschland das Raubritterthum überhand nahm, Bauern zu Leibeigenen erniedrigt, Kaufleute auf den Straßen ausgeplündert wurden, schützte der Orden Bürgerthum und Bauerthum, unterstützte Handel und Verkehr, legte Landstraßen an, dämmte die Weichsel ein und schuf die fruchtbaren Weiden („Niederungen“) deren Bauern bald große Reichthümer erwarben. Der Orden selbst verwaltete seine Güter auf das strengste und gewissenhafteste und scheute sich nicht, Handel zu treiben. Den Hanseaten stand er gegen Seeräuber und die skandinavischen Könige bei, demüthigte dieselben, nahm Gotthland in Besitz und beherrschte mit seiner Flotte das baltische Meer.

Der Verfall des deutschen Reiches brachte indessen auch den Orden herab. Die habsburgischen Kaiser verriethen ihn wiederholt an die Polen, die deutschen Fürsten verloren die Theilnahme für das hochbedrängte Ordensland, welches sich der vereinigten Polen und Litthauen um so schwerer erwehren konnte, als im Ordenslande selbst Parteien entstanden und Revolutionen ausbrachen. Da erlag das Ordensheer endlich in der Heldenschlacht bei Tannenberg (1410), welche nur wenige Ritter überlebten. Es fochten 60000 Deutsche gegen 160000 Feinde und hatten bereits auf einem Flügel gesiegt: da ließen unzufriedene Parteien verrätherisch die Ritter im Stich, welche aber nicht diesen Tag der Schmach überleben wollten, sondern lieber den Heldentod starben. Bald darauf verkauften Söldlinge die Marienburg an den Polenkönig, wogegen der Hochmeister mit Hilfe des Bürgermeisters Barthol. Blum die Stadt Marienburg noch drei Jahre behauptete. Dann mußte er sich unterwerfen und Lehnsman des Polenkönigs werden, welcher dem treuen Bürgermeister den Kopf abschlagen ließ, weil dieser getreulich zu seinen deutschen Landsleuten gehalten hatte.

Furchtbar wirthschafteten seitdem die Polen im Ordenslande, unterdrückten deutsche Sprache und Sitte, die Felder verwilderten, Dörfer verschwanden, die Städte verkümmerten, Armuth und Rechtlosigkeit

Deutsche Jugend. I.

nahmen unter polnischer Adels Herrschaft mit jedem Jahre zu. Der Hochmeister aber verlegte (1455) seine Residenz nach Königsberg, da er in Ostpreußen unabhängiger Fürst bleiben konnte. Doch seine Macht sank mehr und mehr. Da wählte der Orden in der Noth einen hohenzollerischen Prinzen zum Hochmeister, welcher später mit sammt dem Orden zur evangelischen Kirche übertrat. Als darauf der Große Kurfürst durch Erbschaft Herr von Preußen wurde, schlug auch die Stunde der Befreiung für Preußen. Als Verbündeter der Schweden besiegte er bei Warschau in dreitägiger Schlacht die Polen und ward unabhängiger Herr Preußens, so daß sein Nachfolger sich in Königsberg zum „König in Preußen“ konnte krönen lassen und Friedrich II. das neue Königreich zur europäischen Großmacht erhob. Durch das Ordensland ward Brandenburg ein selbständiges Königreich, auf welches hundert Jahre nach der Wiedererwerbung Westpreußens die deutsche Kaiserkrone übertragen wurde. Hätte Hermann nicht getreu zu Friedrich II. gehalten, dann gab es keinen Preußenkönig Friedrich II. und keinen Kaiser Wilhelm I. So gewaltig wirkte die Ordensgeschichte ein auf die deutsche Reichsgeschichte!

Zum Heil und Segen Deutschlands hielten die Preußen unwandelbar treu zum Königreiche und pflegten eifrig deutschen Sinn, deutsche Kraft, Wissenschaft und Freiheit. In den Befreiungsjahren 1813—1815 gingen sie hochherzig mit dem guten Beispiele Allen voran und stellten dem Befreiungsheer freiwillig Landwehren und Linienregimenter; sie waren es, welche offen und ehrerbietig zuerst den Wunsch nach einer Verfassung aussprachen und 1848 den Eintritt ins deutsche Reich verlangten. Damals ging dieser Wunsch zwar nicht in Erfüllung, aber jetzt gehören diese ausdauernden Vorkämpfer des Deutschthums zum Kaiserreich. Haben sie als dankbare treue Preußen ihr Fest in Marienburg gefeiert, so rufen wir ihnen freudig entgegen: Willkommen, Ihr lieben deutschen Brüder im neuen Kaiserreich! Lange habt Ihr einsam gestanden im Kampfe gegen das Slaventhum, jetzt seid Ihr mit uns vereint und fortan stehn wir Euch tapfer zur Seite. Ihr habt Deutschland befreit helfen von napoleonischer Herrschaft und vertheidigt gegen slavischen Uebermuth, und das wollen wir Euch nie vergessen. Jetzt wird das ganze unter dem schwarzweißrothen Kaiserbanner geeinigte Deutschland die Wacht an der Weichsel übernehmen und Euch ehren als unverzagte Vorkämpfer deutschen Wesens und deutschen Landes.

Hoch auf die deutsche Wacht an der Weichsel!

Selbstbiographie eines Spaken,

von Carl Reinhold.

Zwölf Bildchen nach Original-Zeichnungen von Fedor Flinzer.

Täglich fühle ich mehr, daß mein Leben sich dem Ende zuneigt. Das Fliegen wird mir immer schwerer, die Augen sind nicht mehr so hell, wie sie einst waren, und nur der Appetit ist mir geblieben. Aber freilich die geringe Kost will mir nicht mehr behagen, nur nach Kirschen, Weinbeeren und ähnlichen Leckereien steht noch mein Sinn. Doch kann ich von mir rühmen, daß ich mit Ehren alt geworden bin. Um nun meinen zahlreichen Kindern, Enkeln und Urenkeln ein Andenken zu hinterlassen, will ich ihnen zu Nutz und Lehr mein Leben beschreiben, aus dem sie ersehen können, wie ich mich durch meine Lebens-tage hindurchgeschlagen und oft auch hindurch gebissen habe.

Meine Eltern zählten bereits eine große Schaar Nachkommen, als ich das Licht der Welt erblickte. Ich war ihr letztes Kind. Das Städtchen Neuhof, in dem sich meine lieben Eltern niedergelassen hatten, war nicht ihr Geburtsort, dieser war leider abgebrannt.

So waren sie denn eine Zeit lang heimatlos umhergeirrt, als sie eines schönen Tags auf ihrer Wanderschaft in Neuhof anlangten. „Hier bleiben wir“, hatte mein Vater zu seinem treuen Weibe ge-



sagt; „da wir uns voller Freizügigkeit erfreuen, kann uns Niemand ausweisen. Sieh dich nur um! Hier giebt es eine Menge Gärten und große Kirschplantagen in der Nähe; an Weinstöcken an den Häusern fehlt es auch nicht, und die zahlreichen Scheuern versprechen einen guten Winterunterhalt.“ Meine Mutter zeigte ihren Beifall zu diesen Worten und machte sich sogleich daran, eine Wohnung zu suchen. Sie war sehr wählerisch und hatte an den meisten Wohnungen etwas auszusetzen; die besten waren bereits mit den einheimischen Sperlingen besetzt. Endlich hatte sie einen passenden Platz gefunden.

Sie hatte ein noch ziemlich neues Haus mit weit vorspringendem Schieferdach gewählt, das in

einem Garten lag und vor dem drei große Kirschbäume eben in vollster Blüthe standen. Auch der Umstand hatte sie zu dieser Wahl bestimmt, daß die Wände des Hauses mit Wein umrankt waren. Für den Nestbau hatte sie sich einen Balken dicht unter dem Dache gewählt, weil sie gern im Trocknen saß. Das Nest war bald mit Hülfe des Vaters hergerichtet,



höchst einfach, aber mit Federn weich ausgepolstert. In diesem Neste trat ich in's Leben. Meine Mutter hatte zwar vier Eier gelegt, aber sie erlebte nur an einem die Freude einen kleinen Spak ausschlüpfen zu sehen, und dieser Glückliche war ich.



Es war kein Wunder, wenn ich hochgeborenes Späklein wohl gedieh, denn Vater und Mutter trugen mir unaufhörlich die zartesten Käuplein zu. Nachdem war ich ins Leben getreten, aber bald wuchsen mir die Federn, und eines Tages sagte mein Vater zu mir: „Junge, nun bist du flügge und kannst es versuchen zu fliegen.“ Ich erinnere mich noch recht wohl, wie ängstlich ich aus meinem Neste in die Tiefe hinabsah; doch sagte ich nach und nach Muth, schwang im Neste die Flügel und — husch, flog ich zum ersten Male aus dem Vaterhause. Ich mußte aber gewaltig rudern, um nicht zu fallen; unter



manchen Aengsten kam ich mit pochendem Herzen auf einem Akazienbaume an. Da saß ich fest, weiter wagte ich mich nicht, denn wohin ich nur blicken mochte, Alles war mir fremd. Im Hofe neben dem

Garten wanderten große Vögel umher, die ein gewaltig Geschrei machten; dann lag auch dort an der Kette ein vierbeiniges Thier, und auch die Kaze, vor der mich meine Mutter schon gewarnt hatte, schlich dort drüben auf und ab. Ich verlor die Kaze nicht aus den Augen, und bald sah ich, wie sie sich niederbuckte und auf eine alte Spägin, die ihr Junges fütterte, ihre bösen Augen richtete. Es wurde mir um Beide bange, denn sie schienen die Gefahr nicht zu ahnen, die ihnen drohte. Zur rechten Zeit jedoch schreckte sie der Schrei eines Geiers auf, der hoch in der Luft schwebte, und ich sah zu meiner Freude, daß sie auf das Dach flogen und die Kaze sich getäuscht davon schlich. — Ich blieb voll Angst sitzen und fing jämmerlich zu schreien an;



denn wenn ich auch die Kaze nicht mehr sah, so erblickte ich dagegen den Geier über mir hoch in der Luft schweben. Ich beruhigte mich erst wieder, als ich ihn dem nahen Walde zusiegen sah. Auf mein Geschrei war meine gute Mutter herbeigekommen, und hatte sich zu mir gesetzt; sie sprach mir freundlich Muth ein und belehrte mich über Alles, was ich ringsum sah. Bald kam auch mein Vater geflogen und brachte mir, um mich zu trösten, trefflich schmeckende Raupen getragen. Nach und nach wurde mir immer behaglicher. Ich hüpfte von einem Aste auf den anderen, und meine Eltern trugen mir immer lieblich Futter zu. Nachdem ich noch einige



Zeit müßig verbracht hatte, sprach mein Vater: „Von jetzt an, mein Sohn, mußt du für dich selbst sorgen. Damit du aber nicht dabei in Gefahr kommst, merke wohl auf meine Lehren. Siehe mein Sohn, wir sind leider mit unserer Nahrung oft genug auf die Menschen angewiesen. Es kommen Zeiten, in denen sie unsere Brodherren sein müssen, wenn wir nicht verhungern sollen. Dafür dienen wir ihnen freilich auch nach unserer Art und schaffen ihnen mancherlei Nutzen. Wir lesen ihnen die schädlichen Raupen von den Bäumen und verzehren die Samen so mancher ihnen nachtheiligen Gewächse.

Aber die Undankbaren erkennen unsere Ver-

dienste gar wenig an. Nicht die kleinste Beere oder Kirsche gönnen sie uns. Ja, mein Kind, hüte dich vor den Menschen, traue ihnen nie! Sind sie mächtig, so sei du um so listiger. Wenn einer von ihnen naht, dann husch auf einen Baum oder auf das Dach; zum Glück hat der Mensch keine Flügel. Wenn ein Bauer sich klug dünkt und um ein Schotensfeld Fäden mit Federn spannt, so lehre dich nicht daran, es ist keine Gefahr vorhanden; siehst du auf einem Felde eine wundersam zurechtgeputzte Gestalt stehen, so betrachte sie genau und achte längere Zeit darauf, ob sie sich bewegt; bewegt sie sich nicht, dann fliege ihr getrost auf den Kopf, es ist nur ein todttes Ding, ein Popanz, der dich in Furcht setzen soll; aber bange machen gilt nicht, ist unsere alte Spazengel. Vor der Kaze aber nimm dich stets in Acht, die ist gefährlich. Weiche ihr aus, und wähle deinen Schlafplatz immer an einem höheren Orte. Mit den Hühnern im Hofe halte gute Freundschaft, diese sind unsere alten Freunde und gönnen dir gern ein Körnchen. Auch den Hund brauchst du nicht zu fürchten. Wenn er in seiner Hütte schläft, kannst du getrost aus seinem Troge naschen. Sieh dich auch im Felde um, und merke dir, daß es da drüben sonstige mit Kirschbäumen bepflanzte Hügel giebt. Ich sage dir, es geht nichts über reife Kirschchen. Wenn dort auf einem Baume etwas klappert, so laß dich dadurch nicht stören, schleicht aber ein Mann mit einem langen Rohr in der Hand an den Baum, so nimm eiligst die Flucht.“

So war ich denn für mündig erklärt worden, und ich darf wohl sagen, daß ich meinem Vater alle Ehre gemacht habe, bis auf eine Thorheit, die ich beging und schwer büßen mußte. Eines Tages sah ich eine Menge Kameraden durch ein offenes Bodensfenster aus- und einfliegen. Ich wurde neugierig und wollte wissen, was es auf dem Boden zu sehen gäbe. Ich flog demnach auch durch das Fenster. Was fand ich? Einen mächtigen Weizenhaufen. Die goldgelben Körner ließ ich mir trefflich schmecken. Plötzlich schlug das Fenster zu, wir waren gefangen. Laut lachend trat ein Knabe ein, und



nun ging die Hege los. In meiner Angst flog ich gegen das Fenster und stürzte betäubt zu Boden, und ehe ich mich besinnen konnte, war ich in der Hand des Knaben. Er nahm mich mit hinab in

die Stube, stuzte mir mit einer Scheere die Flügel und ließ mich hüpfen. Ich muß es bekennen, er war sehr freundlich gegen mich, sorgte täglich für Futter und frisches Wasser, — aber mir war traurig zu Muthe, mir fehlte die Freiheit. — Das waren böse Tage. Ich kann nicht sagen, wie schwer mir das Herz ward, wenn ich einen Vogel am Fenster vorüberfliegen sah oder das lustige Gezwitzchen auf dem Hofe hörte. Glücklicherweise wuchsen mir unvermerkt die Flügel wieder, und als einmal das

Fenster offen stand, huschte ich hinaus und hatte meine Freiheit wieder gewonnen. An diesem Orte aber war meines Bleibens nicht länger, und dieses um so weniger, als mich an ihm das tiefste Leid getroffen hatte. Ich saß nämlich eines Tages mit meiner lieben Mutter auf einem niedrigen Schlagbaume, der an einem Weizen-

felde stand. Wir ließen uns in aller Bequemlichkeit die goldenen Körner trefflich schmecken, die wir aus den Aehren pückten und von unserem Sitze aus erreichen konnten. Plötzlich hörte ich einen Schrei, den ich nie wieder vergessen werde. Am Fuße des Schlagbaumes breitete eine Lattichstaude ihre mächtig großen Blätter aus. Hier halte die Kaze gelauert, ohne daß wir sie bemerkten. Sie war leise herbeigefschlichen und hatte mit einem gewaltigen Sage mein liebes gutes Mütterlein erreicht und mit den scharfen Klauen gepackt. Ach! so jämmerlich mußte die beste aller Mütter sterben!

Ich wählte mir ein nahes Dorf zu meinem



Aufenthalte. Hier lernte ich auch mein liebes Weib kennen. Es war eine vielumworbene Späzenjung-

frau, und ich mußte mich erst viel mit meinen Nebenbuhlern herumbeißen, bevor ich den Sieg davon trug. Mein Muth und meine Tapferkeit hatten der von mir Erwählten das Herz abgewonnen, sie hatte erkannt, daß sie an mir für das vielbewegte Leben eine kräftige Stütze finden würde, und ich darf es wohl sagen, sie hat ihre Wahl nie bereut. Wir hielten Hochzeit und gründeten uns einen eigenen Hausstand. Zur Wohnung wählten wir uns einen leerstehenden Staarkübel. Wir hatten uns aber

kaum bequem eingerichtet, so gab es Noth über Noth. Die Staare kehrten zurück und wollten uns aus unserer Wohnung vertreiben.

Ein heftiger Kampf folgte dem anderen, und wenn mir nicht gute Freunde treulich beigestanden hätten, so hätte ich sicher das Feld trotz meiner Tapferkeit räumen müssen.

So behauptete ich den Platz und die Staare suchten sich ein anderes Kübelchen. Da in ihm ein Feigling wohnte, hatten sie leichtes Spiel; schon nach den ersten Schnabelhieben nahm er laut schimpfend die Flucht, und das Staarenpärchen zog ein. Wir sahen aus unserer Wohnung zu, wie die Staare geschäftig den Kübel ausräumten; Stroh und Federn flogen in Menge auf den Hof. Das kam uns ganz erwünscht, wir konnten dergleichen Dinge recht gut in unserer neuen Haushaltung verwenden. Wir bauten mit einander geschäftig am Neste, und bald sah ich zu meiner Freude fünf bläulich weiße braun und aschgrau punktirte Eier vor mir liegen. Nachdem ich dieselben abwechselnd mit meinem lieben Weibe vierzehn Tage bebrütet hatte, durste ich fünf nette Späzlein begrüßen, drei Söhne und zwei Töchter.

Die Freude war groß, aber die Sorge war auch nicht klein. Fünf kleine Gelbschnäbel wollten schon gefüttert sein, und da es ein kühler Sommer war, mußten wir oft lange suchen, ehe wir ein Räuplein fanden. Vergest es nicht, liebe Kinder, wie sauer ihr euren Eltern geworden seid; was Eltern an uns gethan haben, können wir ihnen nie vergelten.

Uebrigens haben wir diese und später noch viele Kinder großgezogen.

Doch halt! auch einen kleinen Naseweis, ein fedes gelbschnäbliches Schelmchen verloren wir. Es wurde gleich mir gefangen, erlangte aber seine Freiheit nie wieder. Ein kleines freundliches Mädchen war seine Herrin; sie hatte ihn so an sich gewöhnt, daß er ihr aus der Hand fraß. Leider meinte sie es nur allzu gut mit ihm und reichte dem kleinen Näscher zu viel Süßigkeiten; davon bekam er die Fettsucht und starb. Ich sah wie das kleine Mädchen ihm im Garten ein Grab grub; bitterlich weinend legte es seinen todtten Liebling hinein, bedeckte ihn mit Erde und pflanzte ein Gänseblümchen auf den kleinen Hügel.



Von unseren übrigen Kindern hat sich eins nach dem anderen einen eigenen Hausstand gegründet, und alle leben zu unserer Freude ein gutes und ehrbares Spazenenleben. Die Schaar meiner Enkel vermag ich kaum mehr zu zählen. Sie leben zerstreut umher. Ich aber stehe jetzt allein im Leben, seitdem ich mein treues Weib verloren habe; die Gute hatte einen sanften Tod, sie schlief aus Altersschwäche für immer ein. Was ich noch zu leben habe, lebe ich der Erinnerung an vergangene Tage. — Ich weiß selbst gar wohl, daß mein Leben arm an großen Ereignissen war und es daher auch meiner Lebensbeschreibung an Interesse für diejenigen fehlen wird, die mir und meinem Geschlechte fern stehen. Hätte ich Wahrheit und Dichtung bieten wollen, dann hätte ich von Reisen in fremden Ländern erzählen können, die ich nicht gemacht habe, von Abenteuern, die ich nicht erlebt, von Siegen, die ich nicht errungen, von vornehmen Bekanntschaften, von denen ich nichts weiß, von tiefen Gedanken, die ich Anderen entlehnte, und von Gefühlen, die mir fremd geblieben sind. Aber ein ehrlicher Spaz bleibt bei der Wahrheit.

Damit jedoch die Dichtung nicht ganz fehle, will ich hier eines Liebes gedanken, das mir von einem Manne gewidmet wurde, der mich und mein Geschlecht verehrt und schätzt und uns gern eine Kirsche oder Weinbeere in seinem Garten gönnt.

Du gännen Ruh' an keinem Platz
Die kleinen Herren und die großen,
Allüberall, mein lieber Spaz,
Wirft du gescholten und gestochen.

Im Garten bist du keinem recht,
Im Feld will man dich auch nicht lassen,
Im Hof verfolgt dich Magd und Knecht
Und Buben drohn dir auf den Gassen.

Und hast du dir mit frohem Muth
Ein Nest gebaut, gleich giebst ein Toben;
Man stürzt dein Nestlein mit der Brut
Mit wildem Schrei vom Giebel droben.

Und singst du dir die Melodei,
Die deinem Schnäblein ward beschieden,
Grollt Jung und Alt: „Welch ein Geschrei!
Schafft vor dem läst'gen Spaz uns Frieden!“

So lebst du mit der Welt im Streit
Und Keiner läßt dich ungeschoren;
Doch war die Welt zu aller Zeit
An Weisen ärmer als an Thoren.

Drum, schilt ein Thor dich Schelm und Dieb
Und spart an dir nicht Schimpf und Schande,
Mein lieber, kluger Spaz, vergieb
Die Feindschaft seinem Unverstande.

Dies Gebicht hat mich oft in trüben Stunden getröstet; es ist doch auch für einen Spaz eine Freude zu wissen, daß es noch Herzen giebt, die mit ihm fühlen.

Ich ahne, daß es mit mir bald zu Ende geht, und scheidet von dieser Welt ausgeföhnt mit meinen Feinden und mit Dank für jeden frohen Tag, den mir dieses Leben gebracht hat.



Kleinigkeiten

von Johann Meyer.

I.

Das Leben ist eine Reise; —
Aber sieh', ich finde
Eine Reise im Kreise:
Das Kind wird zum Greise
Und der Greis zum Kinde.

II.

Wer da glaubt, er sei klug,
Weiß nimmer genug;
Wer was Rechtes will lernen,
Muß allen Dünkel entfernen.

Der Blinde im Frühling.

Gedicht von Julius Sturm.

Holzschnitt nach einer Original-Zeichnung von P. Thumann.



Mit dünnen Locken silberweiß
Und tiefgefurchten Wangen
Sitzt auf der Bank ein stiller Greis,
Die Augen nachtumfangen.

Er sonnt sich an dem goldnen Strahl,
Fühlt weiche Lüfte wehen,
Und möcht' nur einmal noch im Thal
Die Pracht des Frühlings sehen.

Da naht sich, flüchtig wie der Wind,
Daß hoch die Locken fliegen,
Dem Greis sein jüngstes Enkelkind,
Sich an sein Knie zu schmiegen.

Und mag sein Blick, uninstet von Nacht,
Nicht für die Sonne tangen,
Er schaut des Frühlings dufte Pracht
Mit seines Lieblings Augen.

Der kleine Zimmermann.

Gedicht von Carl Reinhold.

Holzschnitt nach einer Original-Zeichnung von
Paul Thumann.

Nicht Schöneres giebt es auf der Welt,
Als wenn man wandern kann.
Drum kauf' ich mir ein Winkelmaß
Und ward ein Zimmermann.

Nun geht es auf die Wanderschaft;
Lieb Mütterlein, ade!
Und wein' dir nicht die Augen roth,
Bis ich dich wiederseh.

Ich schneid mir einen Knotenstod
Am Weg vom Holderstrauch
Und fachte mich durch Dorf und Stadt
Nach altem Handwerksbrauch.

Bei allen Meistern klopft ich an:
Giebt's keine Arbeit hier?
Und wenn ich erst den rechten fand,
Dann, Mutter, schreib ich dir.

Hurrah! und wenn ich Meister bin
Und wenn das Wandern aus,
Dann bau' ich hier für dich und mich
Das allerschönste Haus.





von Robert Löwike.
(Für Aeltere.)

Schluß und Auflösung der ersten aus vorigem Hest.

Nicht zwei Minuten hatte es gedauert, da sprang Franz lachend zum Vater und rief: „Ich hab's heraus. Die Nuß ist geknackt. 7 Gänse und 13 Enten sind's gewesen. 7 mal 43 macht 301, 13 mal 23 macht 299. 301 und 299 macht 600. 600 Silberg. macht 20 Thaler. Quod erat demonstrandum, heißt es bei uns, wenn es zu Ende und wenn alles richtig ist.“

Der Vater klopfte ihm auf die Schulter und nickte ihm freundlich zu.

Johann, der die leeren Marktkörbe in die Stube gebracht hatte, war in der Thür stehen geblieben um doch auch zu sehen, wie sein junger Herr das Examen bestehen würde. Als er nun die richtige Antwort hörte, schüttelte er ungläubig den Kopf und brummte leise vor sich hin: „Dat gleew*) wer well. Do räknen jeiht dat nich. Entweder de Schult hat es ihm towinkt, oder de Diewel heft siene Hand dabi em Spel gehatt.“

Schluß und Auflösung der zweiten aus vorigem Hest.

Frau Marthe gießt zuerst aus der großen vollen Schüssel so viel Milch in die beiden kleinsten als diese fassen können. Dann aus einer der beiden letzteren den ganzen Inhalt in die Schüssel, welche 7 Liter hält, und aus der andern 4 Liter-Schüssel so viel Milch als die 7 Liter-Schüssel noch fassen kann, dort hinein. Natürlich bleibt in der einen der beiden kleinsten Schüsseln noch 1 Liter übrig. Nun gießt Frau Marthe aus der größten Schüssel die

*) „Das glaube, wer will. Zu rechnen geht es nicht. Entweder der Schult hat es ihm zugewinkt, oder der Teufel hat seine Hand dabei im Spiel gehabt.“

leere voll, und Lise erhält ihre 5 Liter, wenn sie die Milch nimmt, welche in den beiden kleinsten Schüsseln enthalten ist. Gießt nun Frau Marthe wieder die beiden kleinsten Schüsseln voll, so daß in der größten nur 2 Liter bleiben, dann wiederum die Milch, welche in den beiden kleinsten Schüsseln enthalten ist, in diejenige, welche 7 Liter hält, so bleibt wiederum in einer der beiden kleinsten Schüsseln noch 1 Liter übrig. Aus der Schüssel von 7 Liter füllt sie dann diejenige von den kleinsten, welche leer ist, und Lise erhält die 5 Liter, welche zusammen in den kleinsten Schüsseln enthalten sind, und es bleiben dann auch noch gerade 5 für Anne übrig.

Auflösung der fünf letzten.

I.				II.			
J	E	N	A	H	A	A	G
E	g	e	r	A	m	u	r
N	e	w	a	A	u	l	a
A	r	a	d	G	r	a	f
III.				IV.			
B	E	I	N	P	R	A	G
E	r	b	e	R	o	s	e
I	b	i	s	A	s	y	l
N	e	s	t	G	e	l	d
V.							
W	E	L	T				
E	s	a	u				
L	a	u	b				
T	u	b	a				



Auflösung der Räthsel aus vorigem Hest.

I. Räthsel von Johann Meyer.

- 1. Regen. Neger.
- 2. Base. Gase. Nase.
- 3. Briefstaube.

II. Charaden von Gustav Pfarrins.

- 1. Entenspiegel.
- 2. Bachstelze.
- 3. Laubfrosch.
- 4. Bergbau.
- 5. Hühneraugen.
- 6. Waldhorn.

III. Räthsel von Friedrich Oldenberg.

- 1. Flasche.
- 2. Tintenfaß. Sandfaß.
- 3. Rittersporn.

Auflösung des Räthselbildes von Fedor Kliner.

„Ein Narr macht viele.“



Von
Johann Meyer.

I.
(Buchstabenräthsel.)

Ein, zwei, drei, vier ist Dir bekannt,
Wird in der Bibel ja genannt,
Als Goliath durch David fiel;
Denk' nur an David's Harsenspiel.

Vier, zwei, drei, ein — ein häßlich Thier,
Zum großen Ekel Dir wie mir;
Doch gab ihm Gott des Lebens Frist,
Ist's auch wohl nöthig, daß es ist.

Drei, zwei und ein, was ist denn das?
Ich will Dir's sagen, — weißt Du was?
Dies Räthsel ist es eben jetzt,
Nun ich das Punktum hingesezt.

II.
(Kreuz- und Quersilberräthsel.)

Ein, zwei — Du sitzest oft darin
Und auch wohl gern, — indessen,
Sitzt Du darin im schlimmen Sinn,
So warst Du pflichtvergessen.

Ein, vier hat oft für Dich zu thun,
Du bist sein guter Kunde;
Wenn uns nur nicht die Füße ruhn,
So hat er Brod im Munde.

Drei, vier ward erst nach längerer Frist,
Wozu man ihn erhoben,
Und wenn er wirklich tüchtig ist,
So muß das Werk ihn loben.

Drei, zwei mißt die Entfernung aus,
Man frägt darnach beim Wandern,
Du findest es gewiß heraus,
Und findest auch die Andern.

III.
(Räthsel.)

Oft stehn sie wo im Feld wir wandern,
Mir dünkt, sie schmecken gar nicht schlecht;
Ein Bruder gab sie einst dem andern
Als Preis für ein ererbtes Recht.

Dein eigen sind sie stets gewesen,
Nur gut; — denn hättest Du sie nicht,
Du könntest nicht dies Räthsel lesen,
Und traurig ständ's um Dein Gesicht.

Von
Gustav Psarrus.

I.

Die Erste und Zweite wird laut,
Beschaut sein Chor der Major,
Die Dritte ist nichts als Haut,
Das Ganze sitzt dir im Ohr.

II.

Der Wind, des ersten Paares Better,
Jagt hin mit ihm von Land zu Land,
Das zweite Paar hebt im Geschmetter
Des Kampfs empor des Siegers Hand;
Das Ganze, auf des Daches Spitze,
Hat wenig Ruhe, wenig Rast,
Gehorcht im Frost, wie in der Hitze,
Dem strengen Herrn mit gleicher Hast.

III.

Oft dankt der Schiffer dem Geschick,
Zeigt sich das Erste seinem Blic;
Am Zweiten hält des Kriegers Hand
Den Speer, dem Feinde zugewandt;
Das Ganze, lieblich bald, bald wild,
Besitzen viele nur im Bild.

IV.

An einem Teich umringt von Wald,
Von Blumen, Schilf und Klieder,
Ließ sich ein Dichter, schwach und alt,
Auf weichem Rasen nieder.

Da schwammen Eins und Zwei heran
Bis dicht zu seinen Füßen,
Als wollten sie den kranken Mann
Mit Grazien-Huld begrüßen.

„Wie gerne,“ sprach er, „möcht ich hier
Ergreifen meine Leier,
Ermuntern Euch durch Drei und Vier
Zur heitren Frühlingsfeier,

Befreien mich von Trübnißs Bann
Im holden Sonnenglanze;
Doch ahnet mir, als wäre dann
Mein Lied für mich das Ganze.

Von
Friedrich Oldenberg.

I.

Mein Kind, als deine Schulzeit kam,
Sahst du oft davor mit Gram;
Wärest lieber mit des Nachbars Zungen
Im Gallop über Hecken und Gräben gesprungen,
Hast an der Exempel harten Nüssen
Dir deine armen Zähne zerbissen.

Aber wenn die großen Leute dran sitzen,
Dann brauchen sie nicht vor Gram zu schweigen,
Haben dabei ganz fröhlichen Muth,
Wischen den Mund und sagen: 's schmeckt gut!
Klingen an beim Saft der Neben:
Bivat hoch! der Hansherr soll leben!
Bis sie, wenn voll ist der hungrige Magen,
Sich lächelnd gefegnete Mahlzeit sagen.

Nun sagt, wer rath es von euch?
Zwei Worte, beinahe gleich.
Ein kleines t als Mittelglied,
Das ist der ganze Unterschied.
Mit t ist's ein Träger klein,
Auf vier, auf drei oder einem Bein.
Zur Zeit, wo ich nichts davon seh',
Trägt er mir Uhr und Portemonnaie;

II.

Es fährt durch's tiefe Weltmeer hin
Zum fernen Pol, zum fernen Land.
Viel Wunderzeichen voller Sinn
Schreibt mit ihm hin des Schreibers Hand,
Und treue Deutsche halten drin
Die Wacht am schönen Ostseestrand.

III.

Am Eise war's, und doch zur Sommerzeit,
Ein Architekt, der saubere Schlösser baute,
Und der, sobald der frühe Morgen graute,
An seine Arbeit ging mit Emsigkeit.
Doch ohne Kopf ist es ein Vögelein,
Das in den Buchen zwitschert seine Weise.
Kopflös im Walde, mit dem Kopf am Eise;
— Nun rathe Du, was wird das sein?

IV.

Bisweilen auch — nun merkt ihr was?
Zum kühlen Trunk ein Wasserglas.
Doch ohne t hat's keine Süß',
Ist klein und bunt und zuckersüß,
Nach Bonillon und Braten, den heißen,
Mit fatten Zähnen zubeißen.
Und wer's mir rath, bekommt zum Lohn
Für seinen Süßmund eins davon.

Selbstgespräch eines Ausgesperreten.

Nach einer Original-Zeichnung von Fr. Werkmeister.

Text von Julius Lohmeyer.



Ist das ein Benehmen? Er sollte sich schämen.
Was hat denn mein Herr dort so lange zu thun?
Läßt hier vor dem Garten mich passen und warten —
Ich glaube drei Stunden fast laure ich nun.
Sitzt dort in der Laube beim Pastor; ich glaube
Sie speisen in allerbehaglichster Ruh.
Ei seht doch! Der Braten scheint trefflich gerathen,
Er duftet durch's Gitter gar lecker mir zu.
Filtwahr, das gesteh' ich, dies Knöchlein — Was seh' ich?
Nun wirft er dem Caro, dem Schlingel, es vor!
Und ich, sein Getreuer, der Hof ihm und Scheuer
So treulich bewacht, sitz' hier hungernd am Thor!
Mich läßt er hier sitzen und dursten und schwitzen,
Daß Einem die Zunge am Gaumen schier klebt.
Was soll man noch sagen in unseren Tagen,
Wenn so was am eigenen Herrn man erlebt?

Räthselbild

von Fodor Klinger.

(Wahrpruch einer gemeinnützigen deutschen Genossenschaft.)



Anmerkung zum Märchenlustspiel.

Für diejenigen unter unsern jungen Lesern, welche nicht damit zufrieden sind, wenn sie ein hübsches Kinderchauspiel gedruckt besitzen, sondern dasselbe auch auführen wollen, möge folgendes als Anleitung dabei helfen. Vor Allem braucht es nicht unbedingt einer Bühne, eines wirklichen Theaters, um obiges Stück in Scene zu setzen. Der erfinderische Knabe weiß sich auch ohne dergleichen kostspielige Einrichtungen zu behelfen. Mit Hilfe von spanischen Wänden, Diensthirnen, an denen er Latten befestigt, u. s. w. weiß er sich Coulissen zu beschaffen. Er malt nach guten Bildern, auf denen für ihn passendes zu finden ist, mit brauner Leimfarbe und auf grauem Ellenpapier die Felsen des Hintergrundes und der Coulissen. Dabei benützt er die graue Farbe des Papiers als die Grundfarbe der Felsen und schattirt nur mit stärkerem oder verdünntem Braun (Casslerbraun). Mit lichtem Ocker, gleichfalls Leimfarbe, malt er dann etliche Lichtanten und bringt so, wenn er des Guten nicht zu viel thut, einen Effekt mit wenig Mitteln zuwege, welcher, je nach dem Geschick des Knaben, sogar sein Publicum in Stammen über die Täuschung versetzen kann. Aber wohlgemerkt, nicht

zu viel schattiren! Er benützt ferner, je nach der Jahreszeit, natürliche grüne Zweige oder Tannenreisig und bringt vielleicht am geeigneten Plage auch Zimmerpflanzen so an, daß die Blumentöpfe durch auf Pappe gemalte Steine verdeckt werden, womit der Schein hervorgebracht wird, als seien die Pflanzen aus dem Felsen oder Erdboden gewachsen. Einen Vorhang kann man zur Noth entbehren.

Was das Kostüm betrifft, so sind die Schwierigkeiten dasselbe zu schaffen ebenfalls nicht groß. Lange weiße Frauenstrümpfe werden als Trilots von der guten Mutter oder Schwester so weit eingenäht, daß sie dem jungen Schauspieler passen und möglichst gar keine Falten werfen. Das lange Haar des kleinen Nidel wird aus Hanf hergestellt, welcher beim Seiler zu haben und für den Gebrauch recht locker zu rauhen ist, damit die Perücke recht hübsch voll wird. Die Bärte werden aus Bartwolle hergestellt, wie sie der Friseur verkauft. Man klebt sie mit arabischem Gummi auf. Alles andere zum Kostüm gehörige ist aus Kinderkleidern herzustellen.

Nun recht brav auswendig gelernt, dann thut ihr ohne Verlegenheit mit richtiger Betonung und Gestikulirung spielen und es geht „wie am Schnürchen.“ — **Euer alter Practicus.**

Fräul. J. A. in H. — Fr. A. v. S. in B. — Herrn Lehrer M. in M. Freundlichsten Dank. Wir sind zu unserm Bedauern vorläufig außer Stande Beiträge anderer Autoren als der von uns zur Mitwirkung aufgeforderten in diesen Hefen zu veröffentlichen.

Frl. M. G. in D. Wir bringen in jedem der sechs Hefen des Halbjahrbandes nur ein Märchen aus der Feder eines unserer geehrten Mitwirkenden. Ergebenen Dank.

Gust. H. in B. Vortrefflich, junger Freund! Alle Räthsel und Knackmandeln aufgelockt. Hoffentlich doch auch ganz allein und mit eigenen Zähnen? — Die Räthselbilder sollen

Briefkasten



auch keineswegs auf einen Blick errathen werden. Es bleiben ja vier lange Wochen Zeit zum Kopfzerbrechen.

Herrn O. B. in M. Die Bezeichnung „Jugend-Zeitung“ oder „Kinder-Zeitung“ für unsere Jugendhefte erscheint durchaus unzutreffend. Die „Deutsche Jugend“ ist keine Zeitung.

Herrn Prof. Gl. in B. Besten Dank für Ihre überaus freundliche Beurtheilung. — Allerdings! Die drei ersten Hefen erscheinen zu elegantem Band vereinigt, Anfang December als Weihnachtsbuch im Buchhandel.



Ein Gedenkblatt von Theodor Storm.

Illustrirt von Fedor Flinzer.

ber an Deinem niedrigen Häuschen kann ich nicht so vorübergehen, Du liebeiche Freundin meiner Jugend, die Du wie Scheherezade einen unerschöpflichen Born der Erzählung in Dir trugst. — Ich will eine Gänsefeder nehmen; die weiße Fahne soll nicht gestutzt werden, und das gesellige vogelartige Gezwitscher, das sie, ihres Ursprungs eingedenk, beim Schreiben hören läßt, soll mich an vergangene Zeit gemahnen, während ich dieß zu Deinem Gedächtniß niederschreibe.

Noch stehen die steinernen Bänke vor dem Hause, noch die gemalten Schwarzbrode, das Zeichen des Betriebes, auf dem einen Fensterladen; und, wenn man die Hausthür mit den dicken grünen Glasscheiben aufstößt, so schellt die Glocke, und hinten im Backhause läßt „Perle“ seine Stimme erschallen; denn — der Hund ist todt; es lebe der Hund; der Hund stirbt nicht! — Aber es ist nicht mehr der „Perle“ meiner Jugend.

Wie manchen Herbst- und Winterabend bin ich nach diesem kleinen Hause gegangen. — Gegangen? — Nein, gelaufen, gerannt! — Es gab damals in unserer Stadt noch keine Straßenbeleuchtung; aber desto mehr Gespenster; „es übte vor“, es „jankte“ draußen im „Austrom“, im Schlosse wurde Nachts eine kleine braune Frau gesehen. Und das alles wurde mit jedem Abend bei mir lebendig, und meine kleine Handlaterne warf zweifelhafte Lichter auf die unbewohnte Plankenstrecke, die in jener Straße zu passiren war. Hatte ich glücklich das Haus erreicht, so stürzte ich fast die Thür ein; die Glocke läutete, hinten im Backhause riß Perle an der Kette und erhob ein wüthen- des Gebell.

Athemlos stand ich vor dem kleinen hitzigen Gefellen, der nun freudewinselnd an mir aufstrebte. Kräftig dufteten die frischen Roggenbrode, welche reihenweise auf den Wandgestellen lagen; und nebenan in der offenen Kammer stand die alte Mutter Wies am Backtroge, mit dem Ansäuern des Teiges für den

„Lena noch nicht sardig?“ fragte ich auf Plattdeutsch; und die alte Frau hielt im Kneten inne, und ihre noch immer schönen Augen blickten mit großmütterlicher Zärtlichkeit auf mich.

Nein, Lena und Vater Wies waren noch im Stall beim Melken.

morgenden Tag beschäftigt. Im Backhause selbst drängte sich eine Schaar von Nachbarskindern, welche mit irdenen Schüsseln in der Hand, auf die Aus- theilung der Abendmilk warteten; denn auch eine Milchwirthschaft wurde hier mit vier oder fünf schweren Marschkühen betrieben.

Schnell war meine Handleuchte ausgeblasen und auf den Tisch gestellt; dann ging's über den dunkeln Steinhof und in den alten niedrigen Stall hinein, durch den übrigens im Sommer der Weg zu einem seltsam stillen Garten voll rother Centifolien und kleiner süßer Stachelbeeren führte. — Wie ein kleiner Privilegirter dünkte ich mich den armen Nachbarkindern gegenüber, die beim Schein des dünnen Talglichts ruhig auf ihrem Platze bleiben mußten, bis sie ihr herkömmliches Quantum zugemessen erhalten hatten.

Unter dem Boden des Stalles hing eine Hornleuchte; aber es war kein Licht, sondern nur eine Art leuchtenden Dunstes, den sie in einem engen Kreise um sich her verbreitete. Und doch, für welch' trauliche kleine Welt war sie der Mittelpunkt!

Aus dem Dunkel, wo die Kühe an ihren Rausen wiederläuteten, klang es mir leibhaftig wie der alte Volksreim entgegen:

„Stripp, strapp, stroll —

Is de Nummer nich bald voll?“

Ich rief ihn denn auch lustig in das Dunkel hinein, und:

„Geduld überwindet Schweinebraten!“ kam sogleich von dort her die heitere Stimme meiner Freundin Lena an mich zurück, und unter einer andern Kuh heraus scholl als Begleitung im Grundbaß das behagliche Lachen von Vater Johann Wies.

Lena regierte mich mit scherzenden Worten, ja bloß mit ihren klugen Augen sicher genug; und so warf ich mich geduldig neben der Thür auf einen Haufen Heu, während seitwärts auf der Hühnerleiter der Hahn mit seinen Hennen im Traume kafeelte und von den Kühen her der Strich des Melkens eintönig hervorklang, nur mitunter durch einen Zuruf unterbrochen, wenn die Bläß oder die Schwarze etwa nicht ordnungsmäßig Stand hielten.

Endlich mit schwerem Eimer und heißem Gesicht, trat Lena in den Leuchtkreis der Laterne, und bot mir freundlich guten Abend. Sie war von kleiner Statur; ihre Gesichtszüge — sie mochte in meiner Knabenzeit etwas über dreißig Jahre zählen — ließen erkennen, daß sie einst ungewöhnlich wohl gebildet gewesen sein mußten; aber die Blattern hatten das Kinder Gesicht auf das unbarmherzigste zerrissen, als wenn, nach dem Volkswitz, der Teufel Erbsen darauf gedroschen hätte. Sie selber meinte freilich, am Ende müsse sie noch eitel werden; denn „So 'n Bildhauerarbeit ward nu nahgrad wat Rares!“ — Nur die schönen braunen Augen blickten unverfehrt; und sie gehören mit zu den Sternen, die über meiner Kindheit standen, und mitunter in dunklen Stunden

glaube ich sie noch jetzt zu sehen, obgleich auch sie erloschen sind. — —

Während nun Lena den Milchverkauf besorgte, hatte „Vater“ den Kühen ihr letztes Futter vorgeworfen; „Moder“ in ihrem Troge den Teig zusammengeballt und sorgsam zugedeckt; ich war schon vorher in die Bohnstube gewiesen, in jenen engen aber traulichen Raum, in welchem ich die schönsten Geschichten meines Lebens gehört habe. Fast immer, so wenigstens scheint es mir jetzt, blühten hier auf den Fensterbrettern die rothen Winter-Levkojen; meine Blicke aber gingen nach dem eisernen Beileger-Ofen, der an der Wand gegenüber zwischen den beiden verhangenen Alkoven-Betten stand und für mich einen Gegenstand der anziehendsten Betrachtung bildete; denn nicht allein, daß sich auf der vordersten Platte, wie nach einem Dürerschen Holzschnitt, die Verkündigung Mariä dargestellt zeigte, daß er an den Seiten und oben an beiden Ecken mit blankpolirten Messingknöpfen geziert war, welche ich, aller Warnung unerachtet, nicht unterlassen konnte vielfach abzuschrauben und mir fast eben so oft auf die Füße zu werfen; er strömte auch, was nicht jeder Ofen von sich sagen kann, einen ledernen Duft aus, welcher, mit dem der Levkojen vermischt, noch jetzt in meiner Erinnerung diesen Raum erfüllt, und war überdies allezeit von einer sanften Hausmusik umgeben. Das Erstere hatte seinen Grund in einer Schüssel, je nachdem mit Waffeln, Pfeffernüssen oder Bratäpfeln gefüllt, die unfehlbar unter dem blanken Messing-Stütz auf der Ofenplatte warm wurden; und da von der dem Backhause nahen Küche aus geheizt wurde, so mangelte es von dort her nie am Gesange der Heimchen, der gesellig in das Zimmer hineinklang.

Ich muß hier, obgleich es einen nicht zu befeitigenden Vorwurf für ihn enthält, bekennen, daß mein alter Freund Johann Wies, ich weiß nicht weshalb, ein unerbittlicher Verfolger dieser musikalischen Thierchen war. Oft, wenn er mit seinem ehrwürdigen Gesicht unter der blauen Zipfelmütze, mit den friedlich gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl saß, habe ich ihn darauf ansehen müssen, wie doch der gute alte Mann so grausamer Dinge fähig sein könne.

Aber jetzt dachte Johann Wies an keine Heimchen-Jagd; unter dem Schutze der Dunkelheit sangen sie sicher in ihrem warmen Backhause; und während ich ihnen und der alten Wanduhr zuhörte, die bescheiden dazu den Takt schlug, war auch schon Lena hereingetreten, von der Arbeit gesäubert, in frischer weißer Mütze mit schmalgefälteltem Strich, und setzte

Theegeschirr und Abendbrod auf den mit Wachstuch überzogenen Tisch, der dicht unter Mariä Verkündigung und den blanken Messingknöpfen seine Stelle hatte; bald kamen auch die beiden Alten, und nahmen je zu einer Seite des Ofens ihren Platz. Mutter Wies, die vom Lande war, trug ihr graues Haar unter ein Käppchen zurückgestrichen, wie man es früher bei unsern Bäuerinnen sah; ihre fleißigen Hände waren, wovon an unserer Küste das Alter selten verschont bleibt, mit Sackknuten besetzt und zitterten, wenn sie die Tasse an den Mund führte; gleichwohl, sobald wir unsere Mahlzeit beendet hatten, holte sie ihr Spinrad aus der Ecke, und dem Tagewerk folgte nun noch das Werk des Abends. — Dann wurde der duftende Teller aus seinem Versteck unter dem Messingstülp hervorgezogen, und Johann Wies lehnte sich behaglich in seinen Lehnstuhl zurück. Auch ich saß oder, vielmehr, ritt auf einem solchen; denn es war eine von jenen nun verschwundenen Karitäten, die dem Sitzenden die eine Ecke entgegenstrecken; und zwar war er, mir unvergeßlich, mit einem bunten Flickpolster geziert. —

Und dann — ja, dann erzählte Lena Wies; und wie erzählte sie! — Plattdeutsch, in gedämpftem Ton, mit einer andachtsvollen Feierlichkeit; und mochte es nun die Sage von dem gespenstischen Schimmelreiter sein, der bei Sturmfluthen Nachts auf den Deichen gesehen wird und, wenn ein Unglück bevorsteht, mit seiner Mähre sich in den Bruch hinabstürzt, oder mochte es ein eignes Erlebnis oder eine aus dem Wochenblatt oder sonst wie aufgekommene Geschichte sein, Alles erhielt in ihrem Munde sein eigenthümliches Gepräge und stieg, wie aus geheimnißvoller Tiefe, lebhaftig vor den Hörern auf. Oftmals griff die alte Mutter in ihr Rad und ließ es stille stehen, oder nickte aus seiner Ecke Johann Wies behaglich blinzeln herüber; und dazu tickte die Uhr und saugen aus der Ofenwand die Heimgötter; mitunter an Herbstabenden — und dann war es am allerschönsten — rauschten auch noch von fern die Lindenbäume, die drüben jenseit der Gasse hinter einer Gartenplanke standen; — wie weit dahinter lag dann die ganze Alltagswelt! In den Pausen wurden zwar auch die Pfeffernüsse und die Bratäpfel keineswegs verschmäht; aber lange hielt ich doch nicht Ruhe, und Lena war eben so unerschöpflich, als ich unerfättlich war; sie legte wieder die Hände in einander und, den Kopf ein wenig übergebogen, begann sie eine neue Geschichte, wobei sie langsam die Daumen um einander bewegte. — Später, als ich selbst dergleichen Dinge erfann und niederschrieb, sandte ich ihr wohl das eine oder andere Buch;

und sie hat dann lächelnd geäußert, das hätte ich von ihr gelernt.

Aber nicht nur die Kunst des Erzählens, auch die Achtung vor ernster bürgerlicher Sitte lernte ich in diesem guten Hause. — Ein kleiner Vorfall ist mir unvergeßlich geblieben. Die Tochter aus einer angesehenen Familie hatte sich mit einem Cavalier verlobt, dessen Aufführung man nicht das beste Zeugniß geben wollte; die kleine Stadt war voll davon, in und außer den Häusern wurde in Ernst und Spott darüber geredet und auch an unserem Theetisch kam das Gespräch darauf. Da, in knabenhafter Unbedachtsamkeit und da es mich drängte, doch auch mein Theil dazu zu geben, entfuhr mir ein wenig sauberes Wort, das ich, Gott weiß wie, von der Gasse aufgelesen hatte. — Augenblicklich stockte die bisher lebhaftige Unterhaltung, Lena sah auf den Tisch und setzte ein paar Pfeffernußkrumen mit der Hand zusammen, und erst nach einer längeren Pause blickte sie wieder auf und sprach, als sei nichts vorgefallen, von anderen Dingen. Ich glaube kaum, daß ich jemals so beschämt gewesen bin, und noch später als erwachsenen Mann überkam mich, wenn ich daran gedachte, das unbequeme Gefühl einer empfangenen und wohlverdienten Züchtigung.

Dergleichen Zurechtweisungen beeinträchtigten indessen weder meine Zuneigung noch das sichere Gefühl, der Liebling des Hauses zu sein; war doch die zweite sehr geliebte Tochter, welche derzeit in einer fernen Großstadt in guten Verhältnissen verheirathet war, die treue und langjährige Pflegerin meiner Kinderzeit gewesen. Viel zu früh erschien jedesmal der Kutscher meiner Eltern, um mich nach Hause zu holen, oder schlug es, als ich später meinen Weg allein finden mußte, an der alten Wanduhr zehn. Ich weiß noch wohl, wie ich in der letzten Viertelstunde mit Lena kämpfte, ob nicht noch Zeit sei für wenigstens eine ganz kleine Geschichte, und wie es dann plötzlich in der Uhr einen Ruck that und die Warnung vor dem Stundenschlage alle meine Hoffnung zu nichte machte. Dann aber galt es nach Hause zu kommen; und das „Vorüber“ und das „Zanken“ drüben in der Au, Alles konnte mir unterwegs begegnen; dazu waren die Richter in den Häusern schon ausgethan, denn die Straße wurde meist von sogenannten kleinen Leuten bewohnt, welche, wenn der Tagelohn verdient war, früh zur Ruhe gingen. So legte ich mich denn auf's Betteln, und ließ nicht nach, bis Lena die Kommodenschublade aufgezogen und ihr Umschlagetuch herausgenommen hatte. — Wenigstens bis an das Ende der bösen Plankestrecke mußte sie mich begleiten;

aber auch dann noch ließ ich sie nicht los; zum mindesten mußte sie stehen bleiben und hinter mir her, und zwar recht laut, ein paar Mal „gute Nacht“ rufen, bis ich spornstreichs, mein flimmern- des Laternchen in der Hand, um die nächste Straßenecke schwenkte; denn von hier aus waren es nur noch wenige Schritte bis zum Hause meiner Eltern. — Alles dieß hat viele Jahre so gedauert; und frisch und erquickend ist mir die Erinnerung an jene Menschen geblieben, denen ich so viele glückliche Stunden meiner Jugend verdanke. Allmählich aber ging die Zeit dahin; ich verließ unsere Stadt, um die Studien für meinen künftigen Beruf zu beginnen; sie blieben in ihrem Häuschen und trieben es in alter Weise fort.

Dann eines Tages kam der Tod, nahm Vater Wies aus seinem Lehnstuhl und legte ihn in ein noch bequemeres Ruhebett; und als ich nach Jahren heimgekehrt war und schon mein eigenes Haus begründet hatte, ergriff er auch die arbeitsame Hand der alten Mutter, zog sie von ihrem Badtrog und ihrem Spinnrad fort und hieß uns sie auf dem schönen grünen Kirchhof zur Ruhe legen, wo von der See her die kühlen Lüfte über die Gräber wehen. —

Lena war nun allein; aber sie nahm eine junge Verwandte in's Haus und setzte mit deren Hülfe den elterlichen Betrieb fort. Oftmals in der schönsten Sommerzeit, wenn hinten in ihrem Gärtchen die Centifolien blühten, kamen aus der großen Stadt die Schwester oder deren Kinder auf Besuch; dann wurde es lebendig in dem niedrigen Häuschen; Kammern und Herzen, Alles voll Sonnenschein. — Aber auch diese jüngere Schwester sollte sie überleben. Als ich auf die Todesnachricht zu ihr ging, fand ich sie eben beschäftigt, aus Schubfächern und Kästchen ihre Vaarschaft zusammen zu suchen; es sollte heute noch Alles an ihren Schwager abgesandt werden, damit — so sagte sie — die Ueberlebenden außer der Trauer nicht etwa noch mit der kleinen Noth des Lebens zu kämpfen hätten.

Dann kam die Zeit, daß die Dänenherrschaft mich aus dem Lande trieb, und ich sah meine Freundin nur, wenn ich, in oft mehrjährigen Zwischenräumen, zum Besuch bei meinen Eltern einkehrte. Voll gesunden Zornes hoffte sie fest auf den endlichen Sieg der deutschen Sache. Dieß und die Kränkungen, die sie dort von dem Uebermuth der feindlichen Nation erdulden mußte, gaben uns jetzt den Stoff zur Unterhaltung. Als endlich bei uns die deutsche Schmach ihr Ende erreicht und ich in meiner Vaterstadt wieder einen Platz gefunden hatte,

traf ich Lena Wies noch rüstig an Körper und Geist, und mit der vollen Freude der Genugthuung trat sie bei unserm Wiedersehen mir entgegen.

Sie hatte es gut in ihren alten Tagen; ihre Pflgetochter hatte geheirathet, und die jungen Leute, die nun die Wirthschaft übernahmen, hegten und verehrten sie wie eine Mutter. Und wieder saß ich jetzt behaglich an ihrem Theetisch, die rothen Lebkuchen dufteten von den Fensterbrettern noch wie sonst, sogar der ledere Kuchenteller fehlte nicht unter dem blankpolirten Messingstülp; nur daß statt des alten Ehepaars jetzt ein junges da war und statt des aufhorchenden Knaben ein schon dem Alter entgegengehender Mann. Aber die Sitte, die geistige Luft des Hauses war dieselbe geblieben, und Lena's braune Augen blickten noch so klar und klug wie immer.

Sie hatte noch die Freude, aus den beiden Töchtern ihrer Schwester zwei wohlangesehene Predigerfrauen und aus ihrem einzigen Neffen einen der angesehenern Aerzte jener großen Stadt werden zu sehen. Wiederholt und dringend wurde sie zu diesem eingeladen; aber sie meinte, sie passe nicht dahin, die Kinder könnten zu ihr kommen. Und so geschah es auch.

Der Ausgang des Lebens sollte ihr nicht leicht werden. Eine jener Krankheiten ergriff sie, die sich an den Menschen anhaften wie ein freßendes Thier, das er nicht abschütteln, noch ausreißen kann, sondern Jahre lang mit sich umher tragen muß, bis er ihm endlich erlegen ist. In ihrem letzten Lebensjahre war ich als einer der dazu erforderlichen Zeugen bei der Niederschrift ihres Testaments zugegen. Sie hatte sich zu dieser feierlichen Handlung auf's sorgfältigste kleiden lassen, und empfing uns ernst und ruhig; ihr Antlitz schaute noch unverstellt aus der weißen Haube mit dem lila Seidenband; nur ihre Gestalt war jetzt zusammen gesunken. Vorher nahm sie mich in eine Nebenkammer und sprach über ihren bevorstehenden Tod und die jetzt vorzunehmenden Verfügungen, nicht ihrer Leiden, sondern nur mit Dank der Liebe gedenkend, die sie während derselben von den Ihrigen empfangen hatte; nur eine Besorgniß äußerte sie dabei: sie fürchte, ihr sonst noch kräftiger Körper möge sie noch lange auf das Ende warten lassen.

Und lange hat es gedauert. Ihr wurde keine Qual, kein Entsetzen jener furchtbaren Krankheit erspart; aber sie blieb bis zu Ende aus dieselbe, die sie in gesunden Tagen gewesen war, ruhig in sich selbst, fürsorglich für Andere. „Lena Wies stirbt wie ein Held!“ pflegte ihr Arzt von ihr zu sagen. — Um das Hauswesen der jungen Verwandten

nicht gar zu sehr mit ihrem Leid zu stören, begehrte sie in der letzten Zeit wiederholt, in eine kleine nach dem Hofe hinaus liegende Kammer gebracht zu werden. Aber freilich, für „Tante“, so lange sie noch da war, durfte nichts zu gut sein; und so blieb sie denn bei ihren Blumen, in der freundlichen Stube, wo die Erinnerung aller guten Stunden ihres Lebens bei ihr war.

Als ich zum letzten Mal in ihre Stube trat, erschrak ich bei ihrem Anblick; denn ihr Gesicht war aufgetrieben und ganz entstellt. Meine Bewegung entging ihr nicht; aber selbst dem Tode suchte sie mit ihrer guten Laune zu begegnen. „Da kiel man mal! Wo seh ick ut!“ rief sie, scheinbar mit der alten Munterkeit, mir entgegen. — Als ich mich kaum gesetzt hatte, entstand ein Lärmen draußen vor den Fenstern. „Da hebb't se all wedder de arme Jung to'm Besten!“ sagte sie; und krank und sterbend, wie sie war, ging sie aus der Stube und hinaus auf die Gasse. — Es war ein blödsinniger Knabe aus der Nachbarschaft, der sich vergebens gegen einen Rudel übermüthiger Jungen zu wehren suchte. Bald aber hörte ich draußen vor der Hausthür die gelassene Stimme meiner Freundin, und sah durchs Fenster, wie still und beschämt die Ruhestörer aus einander schlichen.

„Se hebben noch immer so vel Respect vör Tante“; sagte, nicht ohne einen gewissen Stolz, die junge Frau, die neben mir am Fenster stand. —

Das war das letzte Mal, daß ich Lena Wies gesehen habe. Noch einige, schwerste Leidens-Wochen folgten; dann hat auch sie das trauliche Häuschen mit dem engen Kirchhofsgrab vertauscht, in dem sie jetzt bei ihren Eltern ruht.



— — Mitunter an stillen Sommervormittagen besuche ich die alten Freunde meiner Jugend und lese die Inschrift auf ihrem Grabkreuze. Auch hier singen dann die Grillen; aber es sind nicht die Heimchen des häuslichen Heerdes, und Geschichten werden bei ihrem Gesange nicht erzählt.

Sprüche

von Carl Enslin.

Um fromm zu sein, bedarf's nicht großer Kenntniß,
Gelehrsamkeit und Wissenschaftsverständnis.

Ein reines Herz genügt, durch's Leben recht zu wandeln,
Und lehrt uns fromm und gut zu denken und zu handeln.

Erniedrigen dich Menschenmächte,
Mach du nur selbst dich nicht zum Knechte.

Nach Andrer Achtung magst du trachten,
Mußt du nur selbst dich nicht verachten.

Mag, wie sie will, die Zukunft sich gestalten,
Hab' nur gethan, was du für Pflicht gehalten.

Am besten ist es, gut zu sein schon früh,
Doch besser, gut zu werden spät, als nie.

Das Menschenherz, es gleicht der schwanken Welle;
Drum hüte dich und richte nicht zu schnelle.

Schwach bist du, wenn du nur vertraust
Auf dich, und nicht auf Gott auch baust.

Vergiß nicht in der Noth zu beten;
Doch handle auch — das hilft in Nöthen.

Der schönste Gottestempel ist ein reines,
Unschuld'ges Menschenherz. Heil'ge auch deines!

Weihnachtsgruß

von

Julius Lohmeyer.

Illustration von Paul Thumann.



O heil'ge Weihnacht, gnadenreiche Zeit,
So nahest du wieder unserm deutschen Herde!
In neuer Pracht, in alter Herrlichkeit
Steigst du herab zur winterlichen Erde.

Ein hehres Glänzen geht durch Wald und Feld,
Hoch in den Lüften tönt's wie Engellieder.
In jede Hütte, jede Kammer fällt
Ein flücht'ger Paradiesesschimmer nieder.

Wohl dem, dem heut in treuer Liebe Kreis
Ein Mutterblick die holde Botschaft kündet!
Wohl dem, dem heut das liebe Tannenreis
Ein Vaterherz in stiller Freude zündet!

Wohl noch dem Fremdling, der im Sturmgebraus
Boll Heimweh durch die lichten Gassen schreitet,
Weiß er daheim im alten Vaterhaus
Ein Plätzlein heut in Liebe sich bereitet.

Doch Jener denkt, die baar jedweden Glück's,
Von jeder Weihnachtsfreude ausgeschlossen,
Durch Eure Fenster lugen trübem Blicks,
Das Elend nur, die Trübsal zu Genossen.

Ihr höchstes Weihnachtswünschen ist ein Brot,
Ein reines Linnen, eine warme Kammer.
O Eure Händlein öffnet ihrer Noth,
O Eure Herzen öffnet ihrem Jammer!

Ja, denkt der Armen! denkt in Schnee und Wind
Heut an der Wittwe arme kleine Buben,
Denkt an des Bettlers, an des Nachbars Kind
Im Dachraum und in feuchten Kellerstuben.

Und dann, dann denkt an all' die Herrlichkeit,
Die Euer harret, — des fröhlichen Gewimmels
Beim Klang der Glocke, wenn sich vor Euch weit
Die Pforten öffnen Eures Kinderhimmels.

Denkt all' der Wonne, wenn in sel'ger Lust
Ihr jubelnd dann der Gaben Tisch umschaaret — —
Wohl dem, der dann in dankbewogter Brust
Sich das Geheimniß braver That bewahret!

Der stummen Danks, der frohen Lächelns dann
Gedenken kann von armen Nachbarskindern;
Der heut erfreun, der heut beglücken kann,
Ein Auge trocken und ein Wehe lindern!

Den preiß' ich, der der Armuth nicht vergift,
Der sie sich lud zu seinen Weihnachtslichtern!
Der schönste Strahl aus ihrer Krone ist
Der Freudenstrahl auf trübem Angesichtern!

O laßt ihn leuchten in die Nacht hinein,
In's Kämmerlein den Darbenden, den Kranken!
Laßt es ein Weihnachtsfest für Alle sein,
Durch Liebe lernt der Liebe Gottes danken!

Der arme Schlucker.

Märchen von

Friedrich Oldenberg.

Illustrirt von Leopold Venz.



war einmal ein armer Schlucker, der nichts gelernt hatte als geigen. Sein Vater, der auch ein Geiger gewesen, war todt, und seine Mutter war todt, aber sein Großvater lebte noch; der war alt wie Stein und hatte nichts mehr als Haut, Knochen und Runzeln. Er wohnte in einer elenden Kammer und schleppte sich Tag für Tag an den Thüren umher, um zu betteln. Manche Leute hielten ihn für einen Zauberer, aber keiner konnte es beweisen. In seinen jungen Jahren war er auch ein Musikmacher gewesen und mit der Geige durch's Land gezogen. Aber seit er vor zehn Jahren alt und kalt zurückgekehrt war, hatte Niemand mehr gesehn, daß er eine Geige anrührte. Nur manchmal um Mitternacht hörte man aus seiner verschlossenen Kammer allerlei seltsame Geigentöne; dann wachten im Hause die Leute aus dem Schlafe, die Hunde bellten, die Hähne krächten, und die Fledermäuse fuhren mit ihren dunklen Flügeln gegen die geschlossenen Fensterladen. Aber um ein Uhr wurde Alles wieder stille, und am nächsten Tage sah den Alten Niemand.

Sein Enkel, der arme Schlucker, kam selten zu ihm und nur dann, wenn er nichts zu beißen und zu brechen hatte. Eines Tages sprach der Großvater zu ihm: Joseph, wohin gehst du? — Nach Altenhausen, antwortete der, zum Kirneß spielen. — Gut, sprach der Alte, geh; aber erst morgen. Und ehe du gehst, komm zu mir. Mit diesem Schlüssel kannst du meine Kammerthüre aufschließen. Wenn du hereinkommst, werde ich todt sein, denn in dieser Nacht werde ich sterben. Dann lege mir das Gesangbuch unter den Kopf und rücke den Kasten vor, der unter meinem Bette steht. In dem wirst du eine Geige finden, die hinterlasse ich dir. Mehr als die habe ich nichts. Mit ihr sollst du in Altenhausen zum Kirneß spielen.

Als der arme Schlucker diese Worte gehört, nahm er von seinem Großvater Abschied. Am andern Morgen kam er, öffnete mit dem Schlüssel die

Kammerthüre und fand den Alten todt auf dem Bette. Er legte ihm das Gesangbuch unter den Kopf und drückte ihm die Augen zu. Hierauf zog er den Kasten unter dem Bette hervor, und richtig, in ihm lag die Geige. Er nahm sie und wanderte wohlgenuth gen Altenhausen.

Unterwegs kam er durch einen Wald. Und weil er müde war, setzte er sich unter eine Buche, zog ein Stück Brod aus dem Ranzel und verzehrte es. Dabei beschaute er seine Geige, kimperte an den Saiten, stimmte sie und fing an ein Stücklein zu probiren. Aber wie sonderbar ward ihm zu Muth! Der Bogen wurde in seiner Hand lebendig und nicht sie führte mehr den Bogen, sondern der Bogen die Hand, daß sie spielen mußte, was er wollte. Und aus den Saiten strömte ein Springquell wunderbarer Töne, so daß alle Bäume ihre Aeste der Buche zuneigten, unter welcher der arme Schlucker saß. Und die Waldvögel kamen geflogen,



Finken, Amseln und wilde Tauben, und setzten sich rings umher auf die Zweige. Und die Rehe wagten sich hervor und traten lauschend immer näher und näher, und die Häschen kamen gesprungen und machten nach der Musik ihre Männchen. Aber der arme Schlucker spielte wilder und wilder, bis er, berauscht von der Töne Gewalt, ermüdete, der Bogen seiner Hand entsank und er, das Haupt an den Buchenstamm gelehnt, einschlummerte. Da standen Rehe und Hasen um ihn und die Vögel alle auf den Zweigen streckten ihre Hälse aus, beschauten den armen Schlucker und warteten, ob er nicht endlich wieder anfinge zu spielen.

Er aber schlief so lange, bis sie traurig davongingen. Und als er endlich aufwachte, war die Sonne schon tief herabgesunken. Er rieb sich die Augen und wanderte durch den dunkelnden Wald die ganze Nacht. Nur die Geigenklänge, die durch seine Gedanken fortklangen, gingen mit ihm und hielten seine Seele in träumerischem Entzücken. Und als der Mondschein durch das Waldlaub stimmerte, war es ihm, als läge ein Wunderland vor ihm, und als baute sich aus Geigentönen eine Brücke hinüber wie ein siebenfarbiger Regenbogen, und als warte seiner, von der Musik gerufen, drüben eine wunderschöne Jungfrau, den Myrtenkranz in ihren Locken.

Doch das war nur ein Traum im Mondschein. In Wirklichkeit aber bellte sein Magen, sein Schnapp sack war leer, und ihn fröstelte, denn der Morgen begann zu dämmern. Als er nach vielen Stunden endlich in Altenhausen ankam, war der Kirneß bereits in vollem Gange. Das junge Volk tanzte auf der Wiese, und ein Stelzbein drehte den Leierkasten. Etliche Buden waren aufgeschlagen, in denen Bier und Wein feilgeboden wurde, und die Alten sahen behaglich dem Tanze zu und schmauchten ihr Pfeifchen. Auch die gräfliche Herrschaft war gekommen, um an der Freude des Landvolks Theil zu nehmen: der Graf und die Gräfin mit ihrer wunderschönen Tochter, die schön genug war, um auch eines Königs Thron als Königin zu schmücken. Für diese hohen Gäste war ein feines Zelt zugereicht, von dem eine Flagge mit des Grafen Wappenbild lustig im Winde flatterte. Und die schöne Grafentochter lächelte, wenn die Bursche, ihre handfesten Dirnen im Tanze schwingend, mit den Füßen aufstampften, die Ellenbogen in die Seiten gestemmt. Neben dem gräflichen Zelte aber befand sich die Bude des Speckwirths, in welcher das beste Bier zu haben war. Der Speckwirth thronte hier zwischen Tonnen und Gläsern auf seinem gewaltigen, mit

eisernen Klammern zusammengehaltenen Eichenstuhl, welcher allein die ungeheure Last des Mannes zu tragen vermochte. Er war der fetteste Mann im Lande, denn seit zwölf Jahren hatte er seine Füße nicht mehr gesehn, die durch den Banst seinen Augen verdeckt waren. Daheim bewegte er sich nur von seinem Bette zum Eichenstuhl in der Krugstube, und von seinem Eichenstuhl zum Bette. Höchstens wälzte er sich einmal in den Stall, um zu sehn, ob die Schweine, seines Herzens Lieblinge, bald fett wären, und die blinzelten ihn dann mit neidischen Augen an, denn trotz aller Mast blieben sie hinter ihrem Herrn doch weit zurück. Darum er von aller Welt nicht anders als der Speckwirth genannt wurde.

Ein Rechtes aber wollte es mit dem Tanze nicht werden denn der Leierkasten war heiser, und die besten Walzer verstand er nicht zu spielen. Längst hatte man sich umsonst nach dem erwarteten Spielmann umgesehn. Als nun eine Pause eingetreten war, und die Tänzer und Tänzerinnen sich den Schweiß von ihrer Stirn mit den Aermeln abwischten, da stand der arme Schlucker unter der Linde, stimmte ein wenig die Geige, und begann dann zu streichen, daß es urplötzlich wie Feuer durch alle Herzen und wie Quecksilber durch alle Füße fuhr. Wer sich in's Gras gelagert, sprang empor, und wer einen vollen Bierkrug zum Munde führte, ließ ihn fallen. Alles drängte sich zum Tanze, und immer heiser jagten die Geigentöne und immer schneller wirbelten die Paare, daß die Hüte flogen und die Bänder flatterten. Die Alten und die Kinder mischten sich in das Tanzgewühl. Der Speckwirth aber schnellte von seinem Eichenstuhl, leuchte nach dem herrschaftlichen Zelte und ergriff die holde Grafentochter, um sie zum Tanze zu führen. Die konnte, von der Musik gefaßt, sich nicht sträuben und walzte mit ihm in wilden Kreisen umher. Es erhob sich ein jubelndes Hoch und verstummte nicht eher, als bis der arme Schlucker den Bogen sinken ließ und Alle, wie aus dem Traume erwacht, mit offenem Munde sich ansahen.

Die Grafentochter eilte zu ihren Eltern zurück. Der Speckwirth sah versteinert ihr nach und Alle klatschten jauchzend in die Hände. Der arme Schlucker aber ward zum Grafen gerufen. Der fragte ihn, wo er sein Geigenspiel gelernt habe. Ich hab's nit gelernt, sagte er, ich hab's geerbt von meinem Vater, der todt ist, und von meinem Großvater, der auch todt ist. Und der Graf besah sich die Geige, die aussah wie jede andere, und er sprach zu ihm: Kannst du auch Anderes spielen als Walzer und Tänze? — Was begehrt der Herr Graf, daß ich

spielen soll? — Und der Graf sah seine Tochter fragend an; die sprach: er soll spielen:

Da droben vor meines Vaters Haus
Steht eine grüne Linde,
Darauf setzt sich Frau Nachtigall
Und sang mit heller Stimme.

Der arme Schlucker setzte den Bogen an und begann zu geigen, leise und immer lauter und wonniger, daß alle Herzen bewegt wurden und der Grafentochter die Thränen in den Augen standen. Alle Vögel flatterten herbei, das Wild kam aus den Büschen, eine Nachtigall setzte sich auf die Linde und schlug, daß Niemand wußte, welcher Sang himmlischer sei, der Nachtigallenschlag oder der Sang der Geige. Ein Reh aber schmiegte sich an die Grafentochter und schaute den armen Schlucker an mit seinen treuen Waldaugen.

Fort! sagte der Graf; denn es überließ ihn kalt. Er drückte dem Geiger ein Goldstück in die Hand, bestieg mit seiner Gemahlin und der Grafentochter die Kofse und sie sprengten davon. Morgen sollst du auf unserm Schlosse sein! rief die Gräfin dem Geiger zu.

Die Tänzer harrten auf einen Walzer, und ihre Sohlen zitterten. Aber der arme Schlucker, seit er die Grafentochter geschaut und die Wolke des Kummers über ihren blauen Augen, dachte nimmer an Walzerspiel, sondern nur an die Jungfrau. — Wo ist der Geiger? rief Alles. Sie suchten und riefen vergebens. Als sie ihn auch in der Bude des Speckwirths, der athemlos und schweißtriefend darsaß, nicht fanden, hoben sie den auf seinem Eichenstuhl empor. Sechs Männer trugen ihn schwankend, der Stelzfuß, seinen Leierkasten drehend, voran, und die Tänzer und Tänzerinnen folgten jubelnd im Zuge. Tanzkönig hoch! Speckwirth hoch! riefen sie und schwenkten die Hüte.

Aber der arme Schlucker war im Walde verschwunden.

Nun hört von der Grafentochter!

Sie war in tiefem Kummer und Trübsal. Denn um ihre Hand hatte der Fürstsohn geworben, der schöner und edler war als alle Fürstensöhne, und den sie mehr liebte als einen Menschen auf der ganzen Welt. Aber ihr Herzlieb hatte fortziehen müssen über's weite Meer. In einem Jahre sollte er wiederkehren, und dann sollte die Hochzeit sein. Aber das Jahr war längst um, und er war nicht wiedergekehrt, und keine Kunde war von ihm gekommen. Der Graf hatte Boten ausgesandt, ihn zu suchen, und des Fürstsohnes Vater hatte Boten

Deutsche Jugend. I.

ausgesandt, doch keiner hatte eine Spur gefunden. War er untreu geworden? Hatte das Meer ihn verschlungen? Lag er krank und verlassen im fremden Lande?



Die Grafentochter schaute alle Morgen und Abende, und oft bei Nacht, wenn sie keinen Schlaf fand, vom Altane des Schlosses in die Ferne hinaus. Wenn die Schwalben an ihrem Haupte vorbeizuckten, fragte sie: Schwalben, wo ist er? Wenn die Winde wehten, fragte sie: Winde, wo ist er? Aber nicht Schwalben, nicht Winde hatten eine Antwort. Dann dachte sie der goldenen Zeit, die nun in Thränen verblichen war, und dachte des Liebes, das ihr Herzliebster an jenem Abend, als er Abschied nahm, ihr gesungen:

Da droben vor meines Vaters Haus
Steht eine grüne Linde,
Darauf setzt sich Frau Nachtigall
Und sang mit heller Stimme.

„Frau Nachtigall, klein Vögelein,
Willst du mich lehren singen?
Ich will dir den Fuß mit Gold bescha'n,
Die Hand mit goldnen Ringen.“

Und als der arme Schlucker in Altenhausen dies Lied ihr so wunderbar gezeigt, da waren die Erinnerungen alle aufgewacht in der Seele der Jungfrau, und ein Todeswehe hatte sie ergriffen.

Am nächsten Abend stand sie wieder auf dem Altane und blickte in die Ferne hinaus. Goldenes Gewölk brannte am Himmel und die Lindenblüthen dufteten. Da aus dem Garten empor stieg der Geigenton, den sie seit gestern kannte. Der Geiger ist's! sprach der Graf zu seiner Gemahlin, und sandte hinab, den armen Schlucker in's Schloß zu rufen. Nun wurde ihm ein Mahl bereitet, und die Grafentochter kredenzte ihm einen Pokal voll edlen Weines, und als sie ihm den reichte, fiel eine Thräne hinein.

Ihr seid so reich, sprach der Geiger, und seid so schön; warum seid ihr so traurig?

Die Grafentochter sprach: Ich muß wohl traurig sein, weil mein Herzliebster nicht wiederkehrt. Weit über's Meer ist er gezogen, trägt mein Bild an einer goldnen Kette um den Hals, und den Ring, den ich ihm gab, und hat mein Herz mitgenommen und alle meine Freude.

Da sprach der Geiger: Ich will fort und ihn suchen. Und wenn ich bis an's Ende der Welt müßte, nicht will ich ruhen noch rasten, bis ich dir verkünde, ob dein Herzliebster lebt oder todt ist.

Und er ergriff seine Geige und hat ein Lied gespielt, das so wonnig klang wie ein Lerchenlied, das nach dunklem Gewitter vom blauen Himmel herabklingt. Dann hat er den Dreien die Hand gereicht und ist mit seiner Geige verschwunden.

Er wanderte durch Feld und Flur und von Land zu Land und spähetete nach dem Verlorenen. In den Wäldern geigte er die Vögel zusammen, und wenn sie in hellen Schaaren ihn umflatterten, fragte er sie: Sagt, wo ist der Fürstensohn? Aber sie wußten es nicht. In den Bergklüften geigte er das Wild zusammen, und wenn es ihn neugierig horchend umstand, fragte er: Sagt, wo ist der Fürstensohn? Aber sie wußten es nicht. — Endlich kam er an's ferne blaue Meer, über dessen Fluthen der Fürstensohn gefahren war. Am einsamen Ufer, wo die Möwen schreien und die Brandung dröhnt und die ewigen Wogen in Schaum sich verzehren, stand der Geiger an einen Fels gelehnt, schaute in die Weite und strich mit seinem Bogen über die Saiten. Die Wellen rauschten und rauschten, aber gewaltiger rauschte das Geigenpiel. Der Wind brauste und brauste, aber gewaltiger brauste das Geigenpiel. Da ward der Wind stille, der Geige zu lauschen, und die Wogen verstummten und horchten. Und aus des Meeres krystallnem Hause kamen die Fische alle geschwommen, viel tausend kleine und viel tausend große, mit grünen Augen und schwarzen Flossen, mit silbernen Schuppen und scharfen Zähnen, das Wasservoll, das sein Reich in der geheimnißvollen Tiefe hat, wo die Schätze versunkener Schiffe und die Gebeine der Ertrunkenen ruhen. Sie streckten ihre Köpfe aus den Wogen und schlugen mit den Schweifen, denn sie freuten sich, nach dem ewigen Orgelgebrause der Meereswogen den Geigenton der Kinder des Lichtes zu hören.

Da erhob der Geiger den Fiedelbogen, wie ein König das Scepter über den Häuptern seiner Unterthanen und sprach: Ihr Fische, wo ist der Fürstensohn, der vor einem Jahr über's Meer gefahren ist?

Die Fische antworteten: Viele Fürstensöhne liegen auf dem Meeresgrund; welcher ist es?

Der ist es, der um seinen Hals eine goldene Kette trägt mit dem Bildniß einer wunderschönen Jungfrau und an seiner Hand einen goldenen Ring.

Die Fische sprachen: Du Wundermensch! Du Fiederkönig! Weil du mit deinen Klängen uns Kunde gebracht hast aus dem Reiche des Lichtes, wollen wir dir Kunde bringen aus dem Reiche der Wasser!



Und alsobald tauchten sie unter in die Tiefe. Und der Wind begann wieder zu wehen und die Brandung wieder zu brausen, wie sie gebräust hat, seit Erde und Meer von Gott geschaffen worden. Aber der arme Schlucker lagerte sich zwischen Muscheln im Sande und ließ vom Wogenrauschen sich in den Schlaf singen. Die Geige lag neben ihm, und er träumte von dem fernen Schlosse und sah die Grafentochter auf dem Altare stehn, und trocknete mit seinen Fiedern ihre Thränen.

Als aber über dem Meere die Sonne aufging, da erwachte er und begann sein Wunderpiel. Und alsbald kam das Heer der Fische und Ungethüme aus der Tiefe empor. Und der Geiger erhob den Fiedelbogen und sprach: Nun sagt, wo ist der Fürstensohn, der vor einem Jahre über's Meer gefahren ist?

Ertrunken! ertrunken! riefen die Fische. Er ruht im Meeresgrunde.

Wo ist die goldene Kette, fragte der Geiger, mit dem Bildniß der Grafentochter? Wo ist der Fingerring?

Da trug eine Welle die Kette mit dem Bildniß der Grafentochter herbei und den Fingerring, und spülte ihn hin zu den Füßen des armen Schluckers. Denn die Fische hatten Beides emporgebracht.

Lebt wohl, ihr Fische! Lebe wohl, du blaues Meer! rief der Geiger. Und er strich noch einmal den Bogen, daß es wie Glockenton durch die Wasserwüste läutete. Dann schied er vom Strande, und die Fische schauten ihm nach, bis sie in den Wogen verschwanden.

Aber die Grafentochter wartete alle Tage und Nächte auf die Rückkehr des armen Schluckers und schaute vom Altane in die Ferne hinaus, und wenn ein Ton aus dem stillen Garten zu ihr empordrang, schrak sie zusammen. Nun war es Herbst geworden und das Laub spielte in allen Farben. Da eines Morgens erklang unter ihrem Fenster der traute Geigenton:

Da droben vor meines Vaters Haus
Sieht eine grüne Linde. —

Er ist es! Er ist es! rief sie. Und alsbald stand er vor ihr und vor dem Grafen und der Gräfin, gab Bericht von seinen Wanderwegen und gestand mit zagender Stimme, was ihm die Fische des Meeres verkündet hatten. Hier ist, so sprach er, der Fingerring und die goldene Kette mit deinem Bildniß. Da erbleichte die Grafentochter, wankte und brach ohnmächtig zusammen. Der arme Schlucker aber setzte den Bogen an seine Geige und spielte eine Melodie, die wie leiser Engelsgesang tönte voll friedereichen Trostes, also daß das Angesicht der Grafentochter sich verklärte und aus ihren schlummernden Augen die hellen Thränen tropften. Und je wundervoller er geigte, um so reicher flossen die Thränen, und es keimten aus ihnen Myrtenreiser auf mit schneeweißen Blüthen und schlangen sich zum Kranz über dem Haupte der Jungfrau. Als sie endlich die Augen aufschlug, sprach sie zum Geiger: Bleibe hier, daß dein Geigenspiel mich gesund mache!

Da blieb er ein ganzes Jahr auf dem Schlosse. Und jeden Tag, wenn die Stunden der tiefsten Traurigkeit kamen, spielte er seine Melodien, bis alle Thränen getrocknet waren und die bleichen Wangen der Grafentochter wieder mit dem Morgenroth der Jugend sich färbten. Als nun das Jahr vergangen war, sprach sie zu ihm: Geh aus durch alle Lande und suche, ob in der Welt einer ist, der mich so liebt, wie der Fürstensohn mich geliebt hat!

Da brach der arme Schlucker wieder auf und wanderte von Schloß zu Schloß und von Stadt zu Stadt und von Land zu Land, ob er einen fände.

Aber er fand keinen. Da er nun nach langer Zeit traurig den Rückweg antrat, kam er auch nach Altenhausen, wo einst beim Kirmeß der Speckwirth mit der Grafentochter getanzt hatte. Der Speckwirth saß just vor seiner Thür auf dem Eichenstuhl, hatte einen Krug Bier vor sich und war noch weit feister geworden als damals. — Woher des Weges? rief er dem Geiger zu. — Ich suche einen, der die Grafentochter so liebt wie der Fürstensohn sie geliebt hat. — Da schnaufte der Speckwirth: Das bin ich! Sie ist die rechte Frau für mich, denn meine ist vor vier Wochen gestorben! — Der arme Schlucker brach in ein Lachen aus und rief: Ich will dir den Hochzeitstanz spielen! Und er spielte einen Walzer, dessen Klang dem Speckwirth wie ein Feuerstrom durch die Gebeine fuhr, also daß er aufsprang und den Eichenstuhl ergriff, als ob der die Grafentochter wäre, und mit ihm im Tanz herumwirbelte. Sein Wanst drehte sich wie ein Kreisel immer toller und toller, und die Dorfleute strömten herbei, hielten sich vor Lachen die Seiten und alle Hunde stimmten ihr Gebell an.



Der Geiger aber ging seines Weges, und als er zur Grafentochter kam, sprach er: Ich habe in allen Landen gesucht und habe keinen gefunden, der dich liebt, wie der Fürstensohn dich geliebt hat. Nur Einen fand ich, den habe ich nicht gesucht. — Wer ist er? fragte die Grafentochter. — Ich bin es! sprach der arme Schlucker und fiel vor ihr nieder auf seine Kniee. Aber sie hob ihn auf und drückte

ihn an's Herz und gab ihm des Fürstensohnes Ring an seinen Finger und die goldene Kette mit ihrem Bildniß um seinen Hals und sprach: Deine Liebe hat mich gewonnen und dein goldenes Geigenlied! Du sollst mein Herzliebster sein und sollst es ewig bleiben!

Das war das Märchen vom armen Schlucker. Und wer an das Schloß kommt, wo er mit der Grafentochter in Freuden lebt, der soll die beiden tausendmal von mir grüßen.



Rom.
1822.

Freiherr vom Stein,

der Mitbegründer des neuen deutschen Reiches.

Von

Friedrich Körner.

Portrait nach einer Feder-Zeichnung von Julius Schnorr von Carolsfeld.

Der Rhein war seit fast zweitausend Jahren die vielbestrittene Grenze unsres schönen Vaterlandes; daher wohnen auch an seinen malerischen, fruchtreichen Ufern und waldigen Gebirgen die mannhaftesten Deutschen und weilt in seinen Städten und Gauen am liebsten die Heldensage. Vor etwa neunzehnhundert Jahren erschien der eroberungskühne Cäsar am Rhein in der Nähe von Mainz und des Taunusgebirges, wagte aber nicht in dessen dichte Waldungen einzudringen. Erst nach einem halben Jahrhundert versuchte Augustus, der erste römische Kaiser, die Gauen zwischen Rhein und Weser zu erobern, römische

Sprache, Sitten und Gesetze einzuführen, Festungen anzulegen, Abgaben zu erheben und die Deutschen als Unterthanen zu betrachten. Da erhoben sich die freiheitsmuthigen Bewohner des Taunus und der Wesergebirge voll Grimm über solche Verwegenheit; denn sie wollten freie deutsche Männer bleiben, ihre Volkssprache reden und festhalten an Sitte und Recht der Vorfahren. Hornentbraunt griffen sie zu Schwert und Schild und vernichteten nach einander mehrere römische Heere, welche unter der Anführung von Kaisersöhnen in's Land zogen. Deutschland blieb frei von Römerherrschaft durch die Tapferkeit der Taunus-

bewohner. Mit dieser That traten die Deutschen ein in die Geschichte, welche fortan viel Großes und Herrliches von ihnen zu erzählen weiß.

Als nun im Laufe der Jahrhunderte die Franzosen als Nachahmer der Römer sich in Deutschland Ansehen verschafft, hier ihre Sitten und Sprache als Mode verbreitet hatten, und als gar der erste ihrer eroberungsfüchtigen Kaiser Deutschland der Rheingrenze wegen bekriegte, deutsche Länder zu französischen Provinzen erniedrigte, französische Sprache und Gesetze gewaltsam einführte, da erhob sich wider ihn der Trefflichsten einer, ein Edelmann des Taunus, ein ächter deutscher Edelmann. Er vor Allen weckte im Volke deutschen Sinn und deutschen Heldenmuth, so daß Blücher es dann hinaus in den heiligen Kampf für Vaterland und Recht und Freiheit führen, den Franzosenkaiser aus seiner Hauptstadt hinweg und als Gefangenen auf eine einsame Felseninsel im weiten atlantischen Meere jagen konnte. Ganz Europa war Napoleon, seiner List und Gewalt unterlegen, ein deutscher Mann war es, welcher dessen Fall vorbereitete. Das war aber auch ein ächter Freiherr, der nicht nur der Fremdherrschaft ein Ende machte, sondern auch dem Volke die alte deutsche Freiheit wiedergab, indem er das kräftige deutsche Volksthum, welches unter französischer Lüge, Gewalt und Leichtfertigkeit so lange vergessen und vernachlässigt war, in seiner Tüchtigkeit, Biederkeit, Herrlichkeit und frommen Heldenkraft wieder erweckte. Tief war Deutschland gefallen, seine Stämme haberten mit einander und wurden dadurch machtlos, Stein vereinte sie im Geiste opferbereiter Vaterlandsliebe und erhob Deutschland wieder zu einer Hauptmacht Europas. Deutsche befreiten Europa von der Gewaltherrschaft Napoleon's, Deutsche besiegten ihn auf allen Schlachtfeldern und wurden Europas Retter. Mit Recht zählen wir daher den unverzagten Freiherren zu den größten Staatsmännern der Geschichte und verehren ihn als den vorbereitenden Mitbegründer des neuen deutschen Kaiserreichs. Sein dankbares Volk nennt ihn den Grundstein der Freiheit, den Eckstein der undeutsch Gesinnten und den Edelstein unsers Volkes.

Was war denn dieser berühmte Freiherr Stein, wie er kurzweg vom Volke genannt wird? Einige Jahre preussischer Minister, und diese kurze Zeit reichte aus, ein Werk zu gründen, welches Jahrhunderte bestehen wird. — Da drüben im wunderlieblichen Lahnthale am Taunus springt beim Städtchen Nassau ein Felskegel vor in's Thal, der trägt die Ruinen der Burgen Nassau und Stein. Dicht an der Stadt aber erhebt sich das geräumige Schloß

der Freiherren vom und zum Stein, in welchem Heinrich Friedrich Karl am 25. Oktober 1757 geboren wurde. Der heranwachsende Knabe zeichnete sich durch Lernbegier, leichte Fassungs-gabe und edlen Charakter aus, studirte als Jüngling zu Göttingen die Rechtswissenschaft, ward dann Beamter an einem Bergamte und rückte schnell aufwärts, weil seine schöpferische Thätigkeit bald bemerkt und anerkannt wurde. Besonders nahm er sich der hart bedrückten Bauern an, denen er vielfache Erleichterungen verschaffte. Als ihn der König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1804 zum Minister erhob, schaffte er Vieles ab, was den Handel und die allgemeine Wohlfahrt hemmte, und zeigte sich überall als wahrer Volksfreund.

Da kam schweres Unglück über Deutschland. Napoleon hatte den damaligen deutschen österreichischen Kaiser wiederholt besiegt, einige deutsche Länder an sich gebracht, die Fürsten anderer gezwungen, seine Bundesgenossen zu werden und mit ihm Oesterreich und Preußen zu bekriegen. Auch diese beiden Staaten hegte er gegen einander auf, so daß er einen nach dem anderen besiegen und unterwerfen konnte. Auf Befehl eines Fremdlinges mußten Deutsche gegen Deutsche Krieg führen und Unterthanen eines Franzosen werden. Als nun auch Preußen ihm erlag, die Hälfte des Landes an französische Prinzen abtreten, in alle Festungen Franzosen aufnehmen und sie ernähren, dazu noch 200 Millionen Thaler Kriegskosten zahlen mußte und nur 20,000 Soldaten halten durfte, da verzagten viele deutsche Männer an Deutschlands Zukunft. Aber Stein vertraute felsenfest auf des Volkes Kraft und Vaterlandsliebe, denen es gelingen mußte, das Vaterland zu befreien.

Im Jahre 1807 berief ihn der König zum ersten Minister, welcher bald ein neues thatenstarke Preußen schuf, damit es das ganze Deutschland von der Fremdherrschaft befreien könne. Er hatte eingesehen, daß es nicht genüge, den Feind auf dem Schlachtfelde zu besiegen, das Volk müsse auch innerlich sich losmachen von römischem und französischem Wesen, um nach deutscher Sitte zu leben, deutsch zu denken und zu handeln. Daher gab er wohlüberlegte Gesetze, welche ein Segen für unser Volk wurden und es geistig wie leiblich stark machten.

Es war ja ein uraltes Herkommen, daß jeder deutsche wehrhafte Mann verpflichtet ist, das Vaterland zu vertheidigen, dessen Schutz nicht gemietheten Söldlingen zu überlassen, sondern ihn selbst zu übernehmen als ehrenvollen, den Mann zierenden Dienst. Stein führte die allgemeine Wehrpflicht ein, er schuf in Verbindung mit Scharnhorst die Landwehr, so daß 1813 das ganze Volk unter Waffen gerufen

werden konnte. Gegen die Söldlingsheere Napoleon's führte Stein nach uraltem deutschen Brauche ein Volksheer in's Feld, von dessen eherner Kraft die Miethlinge des Soldatenkaisers zerstäubt und zermalmt wurden.

Stein machte Preußen zu einem wehrhaften Staate. Damit begnügte sich aber der hochherzige Freiherr nicht, er wollte das Volk auch zu einem freien machen. In den alten Zeiten verwaltete jedes Dorf, jede Stadt und jeder Gau seine Angelegenheiten selbst, wählte sich die Beamten und zog sie über ihre Amtsthätigkeit zur Rechenschaft; auch durfte jeder Deutsche frei über sein Eigenthum verfügen und nahm durch Abgeordnete an der Verwaltung und Gesetzgebung des Landes Theil. Auch diese uralten deutschen Rechte rief Stein wieder ins Leben und erneuerte dadurch deutsches Wesen, deutsches Leben und deutsches Recht. Die Gesetze wurden so fortan wieder der Ausdruck des Gesamtwillens des Volkes, denen jeder Einzelne gehorchen muß.

Das Bestreben des Ministers begeisterte alle vaterländisch gesinnten Männer, welche in der Stille zu einem Tugendbunde zusammen traten, um das Volk zu dem bevorstehenden Befreiungskampfe tüchtig zu machen. Da wandte man besondere Pflege dem Unterrichte zu, verbesserte denselben, gründete Volksschulen, Gymnasien und Universitäten, denn ein geistig tüchtiges Volk will nicht unterthan einem Fremdling sein. Daneben ward aber auch tüchtig geturnt und exercirt, um die Jugend körperlich zu kräftigen und an Ausdauer zu gewöhnen. Dies gefiel dem Franzosenkaiser freilich nicht, der sich gebardete, als sei er von Rechts wegen Herr in Deutschland. Er benutzte daher einen vertrauten Brief Stein's, der den französischen Spionen in die Hände gefallen war, um Stein in die Reichsacht zu erklären, wozu er gar kein Recht hatte. Stein rettete sich nach Prag, wo sich viel gleichgesinnte Vaterlandsfreunde um ihn sammelten, um die Pläne zu Deutschlands Befreiung weiter zu berathen. Napoleon beraubte nun den Geächteten seiner Besitzungen, und da sich dieser in Prag nicht sicher wußte, weil Napoleon kein Recht achtete, so folgte er der Einladung des russischen Kaisers Alexander I. und ging mit seinem treuen Freunde Arndt, dem hochgefeierten Dichter des Kernliedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?“, nach Petersburg, um von dort aus für Deutschlands Befreiung zu wirken. Viele preussische Offiziere folgten seinem Beispiele. Als daher Napoleon 1812 mit Rußland Krieg begann, waren es grade Stein's Rathschläge, welche den Russen zeigten, wie sie den Kampf siegreich führen könnten. Die Russen be-

folgten den Rath, und das Schicksal erreichte den eroberungssüchtigen Franzosenkaiser.

Napoleon verlor in Rußland sein ganzes Heer und eilte als Flüchtling nach Frankreich, um dort ein neues Heer zu schaffen. In Preußen aber zeigten sich die segensreichen Wirkungen von Stein's Gesetzen. Das ganze Volk ergriff die Waffen, die Jünglinge verließen Schulen und Universitäten, die Männer Amt und Familie, um in die Schlacht zu ziehen. In wenig Wochen standen stattliche Heere da voll Begeisterung für das Vaterland, Dichter entzündeten durch feurige Kriegslieder die Herzen, Aufopferungsmuth besetzte das ganze Volk, Jeder that und opferte, was er konnte, und die tapferen Heere gewannen Sieg auf Sieg, bis sie in Paris einzogen. Stein hatte die Freude, als oberster Verwaltungsbeamter dem Siegeszuge seiner Tapferen zu folgen, sie mit allen Bedürfnissen zu versorgen, frische Kriegerschaaren nachzusenden, Kranke und Verwundete zu pflegen.

Deutschland war frei von der Fremdherrschaft; aber Stein wollte das Werk vollenden, das deutsche Kaiserthum wieder herstellen und Elsaß-Lothringen, welches uns widerrechtlich entrisen war, wieder mit dem Reiche vereinigen. Aber die Zeit war zu einer solchen Umgestaltung noch nicht reif. Stein's patriotische Bemühungen scheiterten. Er zog sich ins Privatleben zurück, um in anderer Weise für die Belebung des Gemeingefühls der deutschen Stämme zu wirken. In Frankfurt, der ehrwürdigen deutschen Kaiserkrönungsstadt, gründete er einen Verein, welcher die Berichte über die alte deutsche Geschichte sammelte und drucken ließ. Sein König übertrug ihm später das Ehrenamt des Landtagsmarschalls in Westfalen, wo Stein also Gelegenheit fand, seine eigenen Gesetze in's Leben einzuführen. — Nach einem segensreichen Leben verschied der edle deutsche Mann als der Letzte seines Stammes am 24. Juni 1831 zu Kappenberg in Westfalen.

Seine dankbaren Zeitgenossen schrieben auf seinen Leichenstein: „Demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier!“ Verehrung dem Manne, der sich eine solche Grabchrift verdient hat! Stein's Werk ist vollendet: die deutschen Stämme haben sich zu einem mächtigen Kaiserreiche vereinigt, und der König, welcher 1814 und 1815 als Prinz in Paris mit einzog, empfing von deutschen Fürsten vor Paris die

Kaiserkrone und weihte als Kaiser das Denkmal des hochherzigen Vaterlandsfreundes ein, welches diesem ganz Deutschland errichtete! Welch ein herrlicher Lohn für deutsche Treue!

Ward dem edlen deutschen Mann von seinem Volke ein kunstvolles Denkmal aus Erz und Marmor errichtet, so erbaue Du ihm, deutsche Jugend, einen Altar in Deinem Herzen, und dort gelobe, vaterländisch zu denken und zu handeln wie Stein, deutsche Treue, Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit zu wahren, das große gemeinsame Vaterland über Alles zu lieben und ihm Gut und Blut zu opfern, wenn es in Noth ist. Sei unermüdetlich in der Pflichterfüllung,

fest im Glauben an den Sieg des Rechtes wie er. Dann wird das Reich bestehen Jahrhunderte in Kraft und Herrlichkeit und ein Segen werden für alle Völker der Erde, ein Stolz für jeden Deutschen. Heilig sei uns das Vorbild Stein's, und unvergesslich sein Name! Napoleon's stolzes Standbild hat das eigne Volk von der Siegessäule herabgestürzt, als es in seinem Uebermuthe vor der deutschen Heldenkraft und deutschen Treue erlag. Das deutsche Volk aber hat seinem Stein zur selben Zeit ein Denkmal errichtet als dem Manne, der ihm Kraft und Begeisterung zum Siege gab.

Anmerkung zum Bilde Stein's. Die Einfachheit und Entschiedenheit seines Wesens, wie klar ist sie im Antlitz ausgeprägt! An dieser Stirn, der nur gute und große Gedanken entsprangen, brach sich die Lücke feindlicher Anschläge; diese Augen waren gewöhnt, mit Spähkraft des Adlers dem Laufe der Welt zu folgen, allzeit die rechte Stunde zur That zu erblicken; dieser Mund sprach manches Entscheidungswort! Aber dabei ging der große Mann schlicht, bürgerlich einher, auch im Aeußern ein Urbild guter deutscher Art. Das Bild, nach welchem unser Holzschnitt gemacht ist, hatte sich ein berühmter Gesinnungsgenosse, der Geschichtsschreiber Niebuhr, von Stein erbeten, als dieser im Jahr 1822 zur Erholung von Mühe und Verdruß der Staatsgeschäfte in Rom weilte; Stein ließ einen damals dort studirenden jungen deutschen Maler kommen, Julius Schnorr von Carolsfeld, denselben, welcher vor Kurzem als gefeierter Meister hochbetagt heimgegangen ist; der machte die schlichte Zeichnung, die alsdann Niebuhr zum Andenken für seinen Sohn erhielt. Zum Danke schrieb dieser an Stein: „Ihr Bild soll meinem Marcus Ihre Züge bekannt machen, wenn sein jetziges Kindesalter ihm keine bleibende Erinnerung der Anschauung gestattet und die Stürme der Zeit uns hindern sollten, Sie in Deutschland wiederzusehn; es soll auf meine Nachkommen übergeben und wird als ein Heiligthum bewahrt werden, so lange sie es werth sind, darauf stolz sein zu können, daß Sie mir Ihre Freundschaft geschenkt haben!“ Für einen Deutschen Knaben war das Bild als Angebinde bestimmt, wir geben es heute der ganzen deutschen Jugend zu eigen.



Der erste Geburtstag.

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Text von

Friedrich Oldenberg.

Ei du lichter Sonnenschein!
Frische Rebe, junger Wein!
Noch zwanzig Jahr in's Land hinein,
Dann wirst du Fahnenjunker sein,
Und stellst dich jubelnd ein
Zur Wacht am Rhein!

An den Wassern zu Babel.

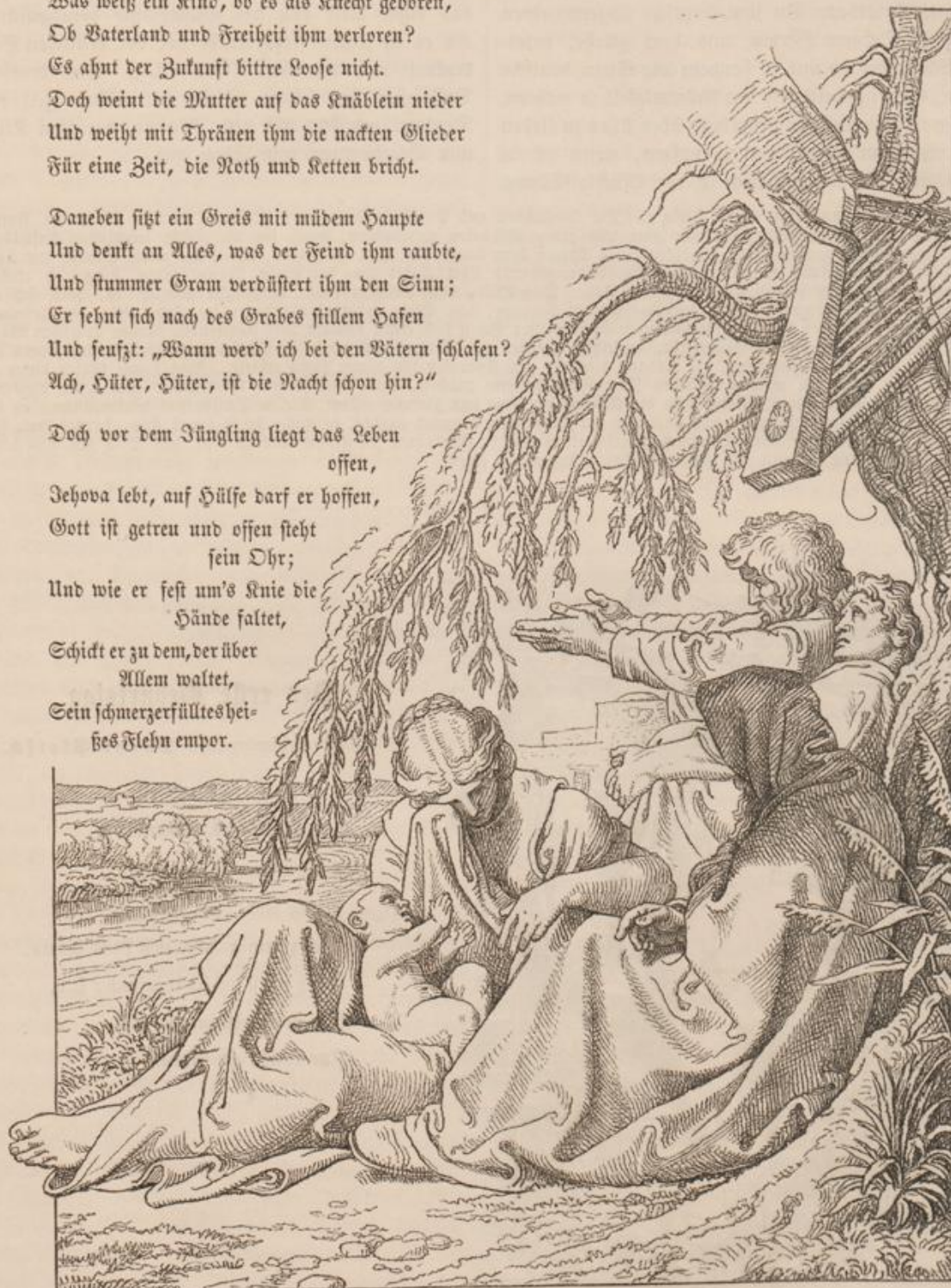
Nach einer Original-Zeichnung von Joseph Ritter von Führiq.

Gedicht von Julius Sturm.

Was weiß ein Kind, ob es als Knecht geboren,
Ob Vaterland und Freiheit ihm verloren?
Es ahnt der Zukunft bitter Loos nicht.
Doch weint die Mutter auf das Knäblein nieder
Und weicht mit Thränen ihm die nackten Glieder
Für eine Zeit, die Noth und Ketten bricht.

Daneben sitzt ein Greis mit müdem Haupte
Und denkt an Alles, was der Feind ihm raubte,
Und stummer Gram verdüstert ihm den Sinn;
Er sehnt sich nach des Grabes stillem Hafen
Und seufzt: „Wann werd' ich bei den Vätern schlafen?
Ach, Hüter, Hüter, ist die Nacht schon hin?“

Doch vor dem Jüngling liegt das Leben
offen,
Jehova lebt, auf Hülfe darf er hoffen,
Gott ist getreu und offen steht
sein Ohr;
Und wie er fest um's Knie die
Hände faltet,
Schickt er zu dem, der über
Allem waltet,
Sein schmerzgefülltes hei-
ßes Flehn empor.



Was aber ist dem reifen Mann geblieben?
Weit in die Ferne wird sein Herz getrieben,
Er streckt die Arme voll Verlangen aus!
Nur einmal noch mächt' er die Heimat sehen,
Jerusalem, auf deinen Trümmern stehen
Und knien im Staub vor seines Gottes Haus.

Die treue Harfe hing er an die Weide;
Dem Säng'er starb das Lied im bitteren Leide,
Wie mächt' er singen in des Feindes Land?

Er ist zu stolz, um seinen Schmerz zu klagen;
So mag für ihn der Wind die Harfe schlagen,
Bis seinem Volke sich ein Retter fand. —

Du aber, deutsche Jugend, nimm zu Herzen
Dies Bild und fühle nach die tiefen Schmerzen
Des Volkes, das um seine Freiheit klagt;
Und werde du ein starker treuer Hüter
Der dir von Gott beschiednen heil'gen Güter,
Daß an das Reich fortan kein Feind sich wagt.

Fabeln.

Von

A. Schwarzkopff.

Löwenaffe.

Ein Affe sprach: „Schaut goldne Mähuenzier,
Ich bin kein Aff, ein Löwe steckt in mir.“
Der Löwe lächelte: Mein goldner Laffe,
Du bist kein Löwe, nur ein Löwenaffe!

Keineke.

Herr Keineke, du Sagenheld,
Du schlimmster Schelm der ganzen Welt,
Preis sei dem Jäger, der dich prellt!

„Warum so böß? Mein Bau hat eben
Viel Thore, wie das alte Theben,
Ich speise gern gut, wie andre Veder,
Und bin nur etwas schlauer und feder,
Die Dummheit thut mir herzlich leid —
Was kann ich für meine Pssiffigkeit!“

Hirsch.

Wer bist du, stattliche Gestalt?
„Vom höchsten Adel in dem Wald!“
Trägst Baumessacken unbelaubt?
„Das ist die Kron' auf meinem Haupt!“
Sie hat auf deinem Haupt nicht Ruh,
Denn alle Jahre wechselst du?
„Die Menschenfürsten sollen seh'n,
Nicht alle Kronen ewig steh'n!“
Wann hältst du Tafel? „Meist zur Nacht
Im Königsaal voll Sternenpracht.“
Woher die Furch' am Auge dir?
„Gönn' doch die Thränengrube mir!“
Sind auch in Waldes grünem Reich
Der Fürsten Wege thränenreich?
„Ja wohl, doch hat mein Thränenfaß
Nach alter Sage Heilungskraft!“

Von

Julius Sturm.

Das Lamm und der Dornbusch.*)

„Was zupfst du mir die Flocken aus,
Und machst dir doch kein Kleid daraus!“
So schalt ein Lamm den Dorn.
Der sprach: „Die Flocken braucht fürs Nest
Das Schwälblein, das dich grüßen läßt.“
Da legte sich der Dorn.

Die Mauer und der Ephen.

Die Mauer sprach zur Ephenranke:
„Verpflichtet bin ich dir zum Danke;
Du schmückst mich hold mit grünem Laube.“
Die Ephenranke sprach dagegen:
„Ich danke dir noch reichern Segen,
Denn ohne dich kröch' ich im Staube.“

Der Wanderer und der Strom.

Der Wanderer sprach: „Wie klar sind deine Wegen,
Und gestern noch kamst du so trüb gezogen.“
Da rauscht der Strom und läßt die Wellen blinken,
„Was mich getrübt ließ ich zu Boden sinken,
Daß meine Fluth nach sturmbewegtem Tage
Das stille Bild des Himmels wieder trage.“

Die Aeolsharfe und der Wind.

„O lausche mir und laß' dein Rauschen sein!“
Sprach zu dem Wind die Aeolsharfe stolz;
Da zog er zürnend seine Flügel ein;
Nun hängt sie an der Wand, ein stummes Holz.

*) Nachfolgende vier Fabeln aus dem soeben erschienenen Buch des Dichters:

„Spiegel der Zeit in Fabeln.“

Die jungen Sammler.

Von

Gustav Jaeger.

II.

„Wartet nur noch ein Paar Augenblicke, ich bin gleich fertig;“ sagte der Professor zu den beiden Knaben, als sie am andern Morgen — es war Sonntag — in seine Stube traten.

Er hatte gerade einen — wie es schien leeren — Blumentopf in der Hand; da blies er ein paar-mal hinein und fuhr dann mit einem kleinen runden Pappschächtelchen — es lagen deren eine Menge auf seinem Tisch, die oben und unten einen Glasdeckel hatten — gegen das Fenster. „Seht Buben, so fängt man die Schmetterlinge in der Stube;“ dabei ließ er sie durch die Gläser des Pappschächtelchens durchsehen. Da saß nun eine ganz winzige Motte darin, aber schön, so schön! das hatten sie noch gar nicht für möglich gehalten, wie von Silber und Gold. Der Professor holte einen zweiten Blumentopf. Sie sahen jetzt, daß er auf einem Gestell wohl ein halb Hundert herumstehen hatte, jeder mit einem, in den Topf hinein passenden hohen Schachteldeckel bedeckt, dessen Boden aus Flor bestand. Neugierig betrachteten sie sich die Töpfe. Unten war Erde darin und in der wuchs irgend ein Kraut oder Gras, in jedem wieder ein anderes. Auf kreuzergroße weiße Flecke an den Blättern deutend, sagte der Professor:

„Hier stecken die Räumchen von ganz kleinen Schmetterlingen drinn, bald weiden sie einen runden Fleck, bald einen solchen geschlängelten Gang zwischen den feinen Häutchen, welche die Ober- und Unterseite eines Blattes überziehen. Fast eine jede Pflanzenart hat ihre eigenen Minirräumchen, wie man sie heißt, und viele Pflanzen dienen oft mehr als einem halben Duzend verschiedener solcher Motten zum Aufenthalt. Wenn die Räumchen schon ausgewachsen sind, pflückt man das Blatt ab und legt es in einen solchen Topf. Sind sie aber noch jung, gräbt man die Pflanze mit der Wurzel aus und setzt sie in die zugedeckten Töpfe, daß sie fortwachsen.“ — „Seht da ist wieder eine Motte ausgeschlüpft, die darf man aber gar nicht angreifen!“

„Ja wie fängt man sie denn?“ fragte Franz. „Will ich dir gleich zeigen!“ Dabei öffnete der Professor so ein Glasschächtelchen, deckte dasselbe rasch über die Motte und drin war sie.

„Das ist so! Das erschreckte Falterchen fliegt dem Licht zu und kommt so auf den gläsernen Boden zu sitzen, daß man bequem das Schächtelchen zu-

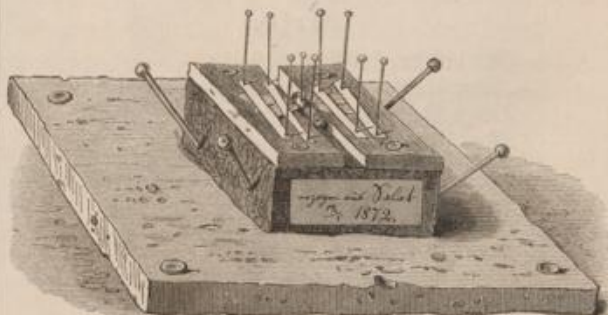
machen kann. Sigt es ungeschickt, oder sieht man keines, so bläst man in den Topf hinein und das aufgejagte Thierchen fliegt dann an's Zimmerfenster, wie ihr's vorhin gesehen habt.“

Nun stellte der Professor alle die Schächtelchen, in deren jedes er eine Motte hineingesetzt hatte, auf eine Glasplatte, daneben ein Fläschchen mit Aether und deckte über das Ganze eine Glasglocke.

„Bis heute Mittag sind alle todt und können dann aufgespannt werden. Aber jetzt wollen wir an unsere gestrige Ausbeute gehen!“

Der Franz hatte bei alle dem Mund und Nase aufgesperrt und sich gedacht: „O Gott, das leidet die Mama ganz gewiß nicht. Sie zankt allemal schon, wenn nur mein Schmetterlingskasten einmal auf dem Tische stehen bleibt, oder wenn ich wieder um Stednadeln bittle; aber ganz gewiß! ich erzähle dem Vater Alles, der kauft mir doch ein Paar Blumentöpfe.“

Nun war Alles hergerichtet, das Spannbrett mit dem Falz in der Mitte, so breit, daß der Leib des Falters gerade hineingeht, und unterhalb mit einer Korkplatte gefüttert, eine Schachtel mit kleinen kurzen Nadeln zum Feststecken der Papierstreifen, ein kleines Hängchen, eine feine Nadel, die in einem Hölzchen steckt, zum Richten der Flügel, und eine Scheere zum Abschneiden der Papierstreifen, wozu man festes glattes Postpapier nimmt.



„Man soll das immer alles vorher beisammen haben, daß man nicht unterbrochen wird. Die Spannbrettchen müßt ihr euch von einem weichen Holz machen lassen, das keine harten Rippen hat, am besten von Lindenholtz; bestellt's euch nur beim Schreiner Fuchs und sagt, „so wie ich's brauche“; er weiß es dann schon!“

Jetzt wurde der Schmetterling in die Rinne eingefeskt, darauf geachtet, daß die Nadel ganz senkrecht stal und so tief, bis die Flügel gut auflagern, der Papierstreifen zuerst hinten festgesteckt, mit der linken Hand hochgehalten, mit der Rechten, die eine Nadel führte, die Flügel gelegt, der Papierstreifen darauf gefeskt und auch vorn festgesteckt. Der andern Seite des Schmetterlings ging's gerade so, und dann kam auf jede Seite noch einmal ein Papierstreifen über die Flügel. Damit die beiden Seiten gleich wurden, war das ganze Spannbret von vorn nach hinten schön der Quere nach linirt.

„Den kann man jetzt nicht mehr ausspannen“, sagte der Professor von einem dünnleibigen Falter, „er ist schon zu trocken und muß erst aufgeweicht werden.“ Er machte einen Schwamm naß, steckte den Falter und später noch einen darauf und stürzte wieder eine Glasglocke darüber.

„Es thut's auch ein zugebedktes Schüsselchen, halbvoll mit nassem Mauer- oder Streusand; aber einen halben Tag, bei dicken Eulen, Spinnern und Schwärmern, die schon ganz trocken sind, auch einen ganzen Tag dauert es schon, bis sie weich sind.“

„Warum stecken Sie auf jede Seite vom Schmetterling zwei Papierstreifen?“ fragte Franz.

„Gut, daß du fragst! Beim Trocknen werfen sich die Flügel sehr häufig und deshalb müssen sie gut zugebedkt sein.“

„Könnte man da nicht einen einzigen breiten Streifen statt der zwei schmalen nehmen!“

„Du bist ein kleiner Schlaufkopf, aber hast's doch nicht errathen. Wenn man einen einzigen breiten Streifen nimmt, so kann man nicht gut zusehen, wie die Flügel liegen, und macht dann der Flügel noch einen Rutscher, so ist die Möglichkeit, daß er beschädigt wird, um so größer, je ausgebehnter die Fläche ist, an der er sich reißt. So ein schmales Streifchen kann nicht viel Unheil anrichten. Es ist aber ganz recht: wenn man etwas macht, muß man sich auch immer besinnen, warum man's macht.“

Der kleine Max war nur immer dabei gestanden und hatte geguckt; den Franz aber stach jetzt der Naseweis immer mehr, er hätte so gern noch gesehen, wie man's denn mit den winzigen Motten macht, die der Professor in seine Schächtelchen hineingefangen hatte. Die waren so klein, daß er gar nicht begriff, wie man sie nur an eine Nadel stecken könne und nun vollends noch ausspannen!? Während der Professor die Spannbretter in einem Kasten aufhob, ging er immer um die Glasglocke herum und guckte hinein, ob die Motten nicht todt seien.

„Das möchtest du also auch noch sehen. Nun meinestwegen! Nachmachen werdet ihr's freilich nicht gleich können!“ Sprach's und visitirte die Schächtelchen, bis er einige fand, in denen die Motte schon auf dem Rücken lag. Auf einem Nebentische stand etwas wie ein viereckiges Kistchen, fast so groß wie ein Fußschemel; das klappte der Professor jetzt auf, denn es war nur ein Kasten ohne Boden, der über eine Menge ganz kleiner mit Papierstreifen und Nadeln bespidter Dingerchen hergestürzt war.

„Ja aber Herr Professor, was sind denn das für Sachen?“

„Spannbrettchen für die Motten. Auf einen solchen Würfel aus Torf, so groß wie ein Thalerstück, leimt man zwei kleine glattpoirte Hölzchen, aus einem Cigarettenkistchen geschnitten, daß eine Rinne zwischen ihnen bleibt und jetzt wirst du gleich sehen, wie man's macht.“

Unter dem Kistchen war eine Korkplatte auf den Tisch geleimt und auf die heftete der Professor mit ein Paar Nadeln eins von den winzigen Spannbrettchen, schüttelte die Motte auf die Korkplatte, schnitt mit der Scheere von einer Rolle äußerst feinen Silberdrahtes ein kurzes Stückchen schief ab, legte das Thierchen gerade vor sich auf den Bauch, faste das Drahtstückchen mit einem feinen Zängchen,



stach es der Motte behutsam mitten durch den Leib und steckte sie in die Rinne des Spannbrettchens. Der Torf war so weich, daß das feine Drahtchen wie in Butter hineinging.

„Das ist Tabaksjaft. Wenn man die Motten nur so in Aether riechen läßt — und anschütten darf man sie nicht — so können sie wieder lebendig werden; deshalb muß man sie mit Tabaksjaft vergiften!“ Dabei tunkte er zwei ganz feine Nadeln, die dicht neben einander auf einem Hölzchen staken, in das Fläschchen, so daß zwischen den zwei Nadeln ein bißchen Saft hängen blieb, und stach damit die Motte von der Seite her vorsichtig in den Leib.

„So, die wacht nimmer auf!“

Jetzt blies er von hinten mit einem kurzen Stoß gegen die Motte, daß ihr die Flügel aufstiegen — ein-, zwei-, dreimal; — nun saßen die auf einmal so nett ausgebreitet auf dem feinen Brettchen, daß er nur an einer Seite sie noch ein ganz klein wenig mit einer feinen Nadel rücken durfte — er schob sie dabei bloß darunter — dann heftete er die Papierstreifen darüber und fertig war's, daß der

Franz kaum seinen Augen traute und dachte, das könne er wohl auch nachmachen.

„Es geht aber nicht immer so gut“, sagte der Professor; „wenn man das Drähtchen — und darauf kommt es an — nicht ganz genau in der Mitte durch den Leib sticht, so stellt sich der eine oder andere Flügel krumm oder geht beim Blasen nicht auf, und dann hat man seine liebe Noth, bis man's in Ordnung bringt. Es ist dann das Beste, man streift die Motte wieder vom Draht herab und versucht es, sie besser anzustecken.“

Jetzt wollte der Franz nur noch Eines wissen: da wo das Kistchen, unter dem die Spannbrettchen lagen, mit seinen Rändern auf den Tisch zu stehen kam, waren im Viereck Tuchstreifen auf den Tisch geklebt und auch die Ränder des Kistchens waren unten mit Tuchstreifen beklebt. Auf seine Frage gab ihm der Professor folgende Auskunft:

„Das geschieht der Staubläuse wegen; winzige hellbräunliche Thierchen, die sehr flink laufen und so groß sind wie eine Laus. Die fressen die Schmetterlinge, namentlich die kleinen, zu Schanden und ver-

derben auch die großen. Deswegen müssen nicht nur die Sammlungskästchen sehr gut schließen, sondern man muß auch Acht haben, daß sie nicht schon auf den Spannbrettchen daran kommen. Die Tuchstreifen hier sind vergiftet und wenn das Kästchen über sie her gestürzt ist, dann kommt nicht leicht eine hinein. Die großen Spannbretter, die man nicht so gut verschließen kann, sieht man eben immer sorgfältig an, ob keine Läuse daran sind, und wenn man welche bemerkt, so vergiftet man sie, oder steckt die Brettchen, wenn der Heerd nicht mehr zu heiß ist, in den Bratofen, daß das Ungeziefer umkommt. Wer da nicht pünktlich ist, dessen Sammlung kann sehr zu Schaden kommen.“

Damit verabschiedete der Professor die Knaben; und daß er ihnen sagte, sie dürften wiederkommen und auch einmal eine Exkursion mit ihm machen, wenn an einem Sonntag schön Wetter sei, war Grund genug, daß sie voller Freude nach Hause sprangen und dort alles erzählten, was sie heute gesehen und gelernt.

Tirolerbuben.

Von

Adolf Pichler.

Als im gottgesegneten Jahre 1870 der deutsche Kar den fränkischen Raubvogel rupfte, daß die Federn stoben, da jubelten auch viele Männer in Tirol und gedachten mit freudigem Stolz, daß auch in ihren Adern deutsches Blut fließe. Doch mischte sich in dieses hohe Gefühl die Trauer, daß die Tiroler nicht auch in Reih' und Glied mit anderen Deutschen den Franzosen die Abrechnung wegen des Mordbrandes von Schwaz und Hofers Tod zu Mantua bringen konnten. Der Friede wurde geschlossen; geschmückt mit unvergänglicher Ruhme kehrten die deutschen Heere heimwärts, überall war Festjubel und Begeisterung, — hat Tirol denn ganz dazu geschwiegen? Nein! für den Sieg von Wörth brannten auch in Tirol Bergfeuer, knallten Böllerschüsse, noch mehr für den Tag von Sedan. Ich will mir es nicht versagen, in der Erinnerung an jene großen Tage hier ein kleines Erlebnis aus dem Achenthal zu erzählen. Dort erhebt sich der lange Grat des Unuz über 7000 Fuß, mit der Fernsicht weit über die bairische Ebene gegen die Donau, tief hinein in die Centralalpen. Am 2. September 1870

war da oben eine kleine Gesellschaft versammelt; anstatt von Alpenblumen und Gletschern redete man jedoch vom Kriege und den Schlachten in Frankreich. Da füllte der Schreiber dieser Zeilen die Gläser mit rothem Tirolerwein und brachte ein Hoch aus „auf den Sieg der deutschen Waffen!“ Und nachdem das Glas geleert war, warf er es an den Felsen, daß es in Splitter zerflog, mit dem lauten Ausruf: „So mag es den Feinden des deutschen Volkes ergehen!“ — Das geschah zur selben Stunde, in der Napoleon sich vor dem alten eisernen König Wilhelm beugte und sich und sein Heer zu Gefangenen gab, wie wir anderen Tags durch ein Telegramm erfuhren. Hätten wir das damals auf dem Unuz gewußt! Jeder von uns, welcher dabei war, wird stets gern an diesen Zufall hoch droben auf dem Tirolerberge zurückdenken. — Nachdem der Friede geschlossen war, jubelte man auch in Tirol mit. Innsbrucker Bürger veranstalteten einen glänzenden Fackelzug; von den Bergen leuchteten helle Freudenfeuer und auch bei Kufstein zündeten Bauern auf dem Kaiserispiz solche an. Und so wurde der deutsche Sieg auch in anderen

Gegenden des Landes gefeiert; die hellen Lichter brannten den Franzosenfreunden, die auch in diesen Alpen ohnmächtig zum deutschen Kaiseraar emporstirzten, scharf genug in die Augen.

Doch nicht von 1870 wollte ich reden, sondern von 1809, wo die Tiroler gegen den großen Onkel des kleinen Neffen im furchtbaren Kampfe rangen und das Vorspiel von 1813 aufführten. So mancher brave deutsche Junge wird diese Blätter lesen, und wir wollen ihm diesmal ein paar wackere Tirolerbuben aus alter Zeit vorführen. Einer von diesen hieß Anderl und war der Sohn Speckbacher's, des berühmten Anführers im Tiroler Befreiungskriege, der andere — je nun, wir wissen nicht, auf welchen Heiligen er getauft wurde, aber seine Geschichte bleibt dessenungeachtet schön und wahr.

Am 29. Mai 1809, dem Tage, welcher Innsbruck und ganz Tirol zum zweiten Male befreite, stand Speckbacher, der Freund Sandwirth Hofers, mit den Scharfschützen am rechten Ufer des Inn, die Franzosen behaupteten noch die Stadt Hall, wo eine Brücke über den Fluß geht. Ihre Plänkler waren auf dem hohen Münsterthurm vertheilt; seine altersgrauen Wände zeigen heute noch die Spuren der tirolischen Stutzenkugeln. Speckbacher's Sohn, der damals zehn Jahre alt, aber schon mit ganzer Seele bei dem Kampfe, hörte in der Heimath zu Rinn das Krachen der Gewehre; das lockte ihn näher und näher, bis er im Bereich des Gefechts war. So mancher Tiroler-Schütze hatte hier seine letzte Kugel schon verschossen, dafür schlugen die französischen rechts und links ein. Anderl sah, daß es den Seinen an Kugeln fehle, da lief er furchtlos in den Kugelregen — und las sie auf; die im Boden steckten, stach er mit dem Taschenmesser heraus, bis er sein Hütchen voll hatte. Nun suchte er den Vater und brachte ihm die Kugeln zum Geschenk. Der erschrak nicht wenig über die Redheit des „Teufelsbuben“ und schickte ihn von einem Schützen begleitet heim; dem Schützen gab er aber in der Stille den Auftrag, ihn auf eine entlegene Alp zu führen, wo ihn die Senner gut hüten sollten. Der Anderl ließ sich aber schlecht hüten. Er sann und dachte nur wieder zum Vater in den Kampf gegen den Feind zu kommen. Er beredete einige vom Befreiungskampfe noch zurückgebliebene Schützen, sie möchten mit ihm in's Unterland zum Vater ziehen. — Gesagt, gethan! Er traf ihn zu Wörgl. Der Vater Deferegger schildert diesen Augenblick in einem berühmten Bilde. Mit Stammen und Aufregung, zornig wegen seines Ungehorsams, sah der Vater seinen Sohn wieder vor sich stehen. Aber auf Bitten seiner Freunde, die

den Knaben wegen seines Muthes lieb gewonnen hatten, vergab er ihm endlich, und nun durfte Anderl mit in den Krieg und trug seinen Stutzen trotz einem. Speckbacher drang ins Salzburgische vor. Aber bei Melled wurde er von den Franzosen überfallen, welche ihn, begünstigt durch die Nachlässigkeit tirolischer Vorposten, umgangen hatten. Ein wüthender Kampf entspann sich, und Speckbacher, von der Uebermacht auf den Boden geworfen, erhielt mehrere Bayonnetstiche und Kolbensöße, der Stutzen wurde ihm entrissen, das Gewand hing in blutigen Fetzen von seinem Leib. Der riesige Mann raffte sich aber wieder auf, schlug mit der Faust einige Feinde nieder und entram auf eine Felsenwand. Dort vermißte er seinen Sohn. Er ergriff einen Stutzen und wollte noch einmal hinab auf die Feinde, um sein Kind zu holen; die Schützen hielten ihn jedoch mit Gewalt zurück, denn er wäre nur in den Tod oder in die Gefangenschaft gerannt.

Die Feinde fanden und ergriffen den Knaben; sie führten ihn auf die Wahlstatt, damit er ihnen zeige, ob sein Vater unter den Todten oder Verwundeten liege. Alsogleich erkannte er den Säbel desselben und weinte bitterlich, faßte sich jedoch schnell als er ihn selbst nicht unter den Todten fand, und dachte nur daran, dem Vater, auf dessen Kopf vom Feinde ein hoher Preis gesetzt war, wenn er noch lebte, die Flucht zu erleichtern. Ist die Unwahrheit auch unter allen Umständen verwerflich, so mag sie hier, wo es den Vater zu retten galt, wohl eine Art von Entschuldigung finden. Anderl bezeichnete einen der todten Schützen als seinen Vater und sicherte ihn so vor Tod und Verfolgung. Sein Benehmen war so würdig, daß ihm die feindlichen Offiziere überall Achtung erwiesen.

Anderl wurde nach Landshut geführt. Als der König Max von seinen Schicksalen hörte, wollte er ihn sehen. Man führte ihn nach München in die Residenz. Der König fragte ihn: „Was glaubst wol, daß jetzt mit dir geschehen wird?“ — Der Bube antwortete: „Umbringen werdet ihr mich halt wie meinen Vater!“ — Der König nahm ihn lächelnd bei der Hand und sagte: „Nein, so arg wollen wir's mit dir nicht machen!“ — Er gab ihn in ein Erziehungs-Institut.

Die Familie Speckbacher bewahrt noch einen Brief, den Anderl aus dem Seminar später an seine Mutter schrieb. Wir theilen ihn hier mit: „Liebste theuerste Mutter! Du hast mich mit Deinem Brief ganz überrascht! Es freut mich herzlich, daß Du gesund bist und mein Vater noch lebt. Herzlich gern wollt' ich nun für ihn bitten, aber ich glaube,

daß es noch nicht thunlich ist. Was mich betrifft, geht es mir gut, ich bin mit meinem Zustand sehr zufrieden und gesund. Der König hat sehr viel Gnade für mich; was ich bedarf, schafft er mir bei. Er ließ mir heuer schon so viele Kleider, Wäsche und ein prächtiges Bett machen, was alles über 400 fl. kostete. Auch hatte ich das Glück, daß der König mein Firmgöth (Firmpathe) geworden wäre, wenn ich nicht schon gefirmt gewesen wäre. So oft ich bei ihm erscheinen darf, fragt er mich, ob ich in die Kirche gehe und fleißig bete. Hier sind die Kirchen auf das allerprächtigste verziert. Der Kriegsminister ist mein größter Wohlthäter, er zieht mich öfter zur Tafel und sorgt für mich wie für sein eigenes Kind. Ich bin nun im königl. Seminar, wo ich Deutsch, Lateinisch, Musik und Zeichnen lerne. Auch bin ich heuer schon siebenmal der Erste geworden. Ich werde mir alle Mühe geben, durch Fleiß und gutes Betragen die vielen Wohlthaten zu verdienen. Nun lebe wol; meine Geschwister, Deine Schwester und den Haushund grüße ich herzlich und verbleibe stets Dein dankbarer Sohn."

So der Anderl, der wie man sieht, zu München ganz gut Briefe schreiben gelernt hatte. —

Tirol kam wieder an Oesterreich zurück. Auch Anderl kehrte 1816 heim. Der Kaiser Franz verlieh ihm ein Stipendium, damit er auf der Akademie zu Schemnitz das Bergwesen studiren könne. Später wurde er als Verwalter beim Hüttenamt zu Imbach angestellt, wo er sich auch durch den Bau von Maschinen für die Verarbeitung des Eisens auszeichnete. — Als man ihn 1809 gefangen nach München brachte, liefen damals viele Leute zusammen ihn zu sehen. Unter diesen war auch ein Mädchen von zehn Jahren gewesen, Namens „Loischen“, die Tochter eines dortigen Beamten. Später begegneten sie sich wieder, und das „Loischen“ wurde seine Braut und dann seine Frau. Unser braver Anderl brachte es leider zu keinem hohen Alter, er wurde schwindföchtig und starb 1834 an einer Lungenkrankheit. Ein andermal sollt ihr mehr von jener Zeit erfahren. —

Und nun noch etwas von dem andern wackeren Buben, dessen Namen wir nicht wissen; — Anderl war aus dem Unterland, jener aus dem Oberinntal. Als im Jahre 1809 der Krieg losbrach, schickten die Franzosen Espione in das Land um Alles auszuforschen; zwei solche Burschen trafen in der Schlucht bei Landeck einen Knaben und meinten den aushorchen zu können. Der Knabe aber merkte, mit was für Gefellen er zu thun habe. Sie fragten ihn: „Ist dein Vater zu Haus?“ Er antwortete: „Wenn's euch wundert, schaut selber nach.“ — Drauf sie: „Er rücte wohl mit den Schützen aus?“ — Unser Bube trozig: „Schande über Jeden, der hinter dem Ofen zurückbleibt!“ „Da wird deine Mutter wol weinen?“ — Der Bube: „Sie betet täglich um Sieg für Tirol!“ — Nun wurde der andere von den Espionen wild und schrie: „Der Bub' wächst zu einem Rebellen heran! Schwör augenblicklich unserm Fürsten Treue.“ Der Knabe, der dem Feinde des Landes Treue schwören sollte, lachte dem Burschen ins Gesicht; da ergriff ihn jener wüthend, hielt ihn von der Felsenwand über den Inn hinaus, der unten brausend vorüberfloß und drohte ihm: „Wenn du jetzt nicht schwörst, nie kaiserlich zu werden, ist's aus mit dir, ich werf' dich sogleich in die Tiefe hinab. Aber der Bube, ob er gleich seinen Tod vor Augen sah, wankte nicht und schwur nicht, sondern krallte sich in den Bart des Spions fest, und als ihn der Genosse desselben endlich befreite, hielt er die Hand voll ausgerissener Haare. Die beiden Kundschafter bewunderten den Muth des Buben, der als er wieder Boden unter den Füßen fühlte, nun freilich eiligst von dannen trabte.

Die stolzen Franzosen aber, welche vermeinten, die Bauern „auf dem Kraut fressen“ zu können, werden seltsam dreingesehant haben, als sie dann geschlagen und gefangen nicht von Männern — denn diese mußten mit dem Stutzen die Grenze schirmen — sondern von Weibern und Knaben escortirt wurden!

So ging es im Jahre 1809 in Tirol zu.

Kleinigkeiten

von Johann Meyer.

I.

Schmollen —
Nicht darfst du's wollen
Und mußt es lassen;
Es führt zum Grollen,
Und der Groll zum Hassen.

II.

Wer kann von Glück
Im Leben sagen?
Wen kein Mißgeschick
Je zu Boden geschlagen?
Der Weise spricht: Wer seine Pflicht
Getreu erfüllt in allen Tagen.

Der Weihnachtskuchen.

Von

Rudolf Löwenstein.

Holzschritte nach Original-Zeichnungen von Hugo Bürkner.



Der Kuchen ist, wie sich gebührt,
 Geknetet schon zum Feste,
 Mit Butter, Ei und Mehl gerührt,
 Gezuckert auch auf's beste,
 Mit bittern Mandeln reich gespißt,
 Von Safrans Gold beschieden,
 Und um den Rand, als wär's gestickt,
 Ein Kränzlein von Rosinen.

„Ja, Kinder, kommt nur her und gafft!
 Was sagt ihr, kleine Leder,
 Zum Werk, das ich für euch erschafft?
 Es muß sogleich zum Bäcker,
 Damit sich auch des Ofens Gluth
 Vermische mit dem Teige,
 Und aus der Form dann, braun und gut,
 Mein Meisterwerk erseige.“

Die Mutter spricht's und geht hinaus.
 Die Kinder gaffen lästern,
 Ihr Mäulchen wässert nach dem Schmaus,
 Duft schlürfen schon die Nästern.
 Sie möchten in den Teig hinein
 Sich, gleich den Wespen, saugen.
 Es schau'n auch gar zu lockend drein —
 Ach — der Rosinen Augen.

Frits spricht: „Ich sah die Mutter zwar
 Vorhin am Teige mischen;
 Doch Eines ist mir noch nicht klar,
 Ob Salz auch ist dazwischen.
 Er stüpft den Finger ein und leckt
 Und spricht mit heitren Sinnen:
 „Postausend, Schwesterchen, das schmeckt!
 's ist gar kein Salz darinnen!“

Die Liese spricht als schlaues Kind:
 „Ich möcht' nur einmal proben,
 Ob innen auch Rosinen sind!
 Ich glaub', sie sind bloß oben.“
 Sie bohrt den Finger tief hinein
 Mit sachverständ'gen Mienen:
 „Es sind Korinthen nur, ganz klein,
 Jedoch — es sind Rosinen!“

Die kluge Grethe aber spricht:
 „Was ihr da schaut im Mehle,
 Glaubt mir, das sind Korinthen nicht!
 's ist Pfeffer, meiner Seele!
 Nur Pfefferkörner sind im Brei!
 Will's doch einmal versuchen! — —
 Es sind Korinthen doch! ei, ei,
 Das wird ein prächt'ger Kuchen!“

„Die Mutter kommt — ruft plötzlich Frits —
 O laßt den Kuchen stehen!
 Wenn sie den Schaden merkt — postbly! —
 Wie wird es uns ergehen?
 Wer Beine hat, der rette sich,
 Sonst nimmt's ein schlimmes Ende.
 Fort, fort! und wischt fein säuberlich
 Das Mäulchen und die Hände!“

Zu spät! Die Mutter ist schon hier. —
 Wie wird euch, kleine Wichter?
 Was ihr gethan, verriethen ihr
 Schon eure Angstgesichter.
 Schon ist dem Kuchennapf sie nah
 Und sieht, was ihr vernichtet.
 Wie arme Sünder steht ihr da.
 Jetzt werdet ihr gerichtet!

„O Schmach! mein prächtig Meisterwerk
Voll Löchern und voll Rissen!
Durchwühlt, wie ein Kaninchenberg,
Von euren Fingerspigen!
Hier steht der Grethe Finger noch,
Hier Lieschens Hand zu lesen,
Und hier — dies furchtbar tiefe Loch —
Das bist du, Fritz, gewesen!

Nun hört“ — spricht sie mit ernstem Wort —
„Für das, was ihr begangen,
Sei schwere Strafe auch sofort,
Ihr Lüsternen, verhangen:
Den Kuchen seht ihr nimmermehr,
Und sollt ihn kosten nimmer!
Wenn heut nicht Weihnachtsabend wär,
Dann ging es euch noch schlimmer!

Der arme Nachbar soll in Freud
Sich an dem Kuchen laben,
Kein Weihnachtsbäumchen soll euch heut
Erfreun mit seinen Gaben.
Das soll des Frevels Strafe sein.
Laßt sie zur Neu' euch frommen;
Vielleicht wird dann das Christkindlein
Zu euch auch — morgen, kommen.“



Weihnachten, das älteste deutsche Familien- und Volksfest.

Von

Friedrich Körner.

Das lieblichste unsrer Feste naht bereits! Der Christbaum steht bald wieder kerzenschimmernd und im bunten Festschmuck auf dem Tische der Armen wie der Reichen.

Weihnachten bleibt unser schönstes Fest, aber nur Wenige erinnern sich dabei, daß es einer uralten Sitte entstammt, welche unsre Vorfahren bereits vor Jahrtausenden einführten und uns als kostbares Erbe des traulichen, herzigen Familienlebens hinterließen. Denn in die letzte Woche des Decembers fiel ihr Zulvest als das heiligste des Jahres. Die Natur ruht um diese Zeit, und mit ihr die ländlichen Arbeiten, welche damals jeder Deutsche trieb, da es weder Städte noch Handwerker gab. Von weit und breit kamen Verwandte nach dem Stammhause der Familie zu Pferde und auf leichtem Schlitten. Hocherfreut empfing sie der Hausvater, welcher sich durch solchen Besuch geehrt fühlte und ihn acht Tage lang festlich bewirthete. Man feierte nemlich gemeinsam die Wiederkehr der belebenden Sonne und mit ihr das Wiedererwachen der allnährenden Erde. In ihrem frommen Gemüthe empfanden unsre heidnischen Vorfahren tief, welche Wohlthaten ihnen die Sonne erwies, und verehrten diese daher als oberste Gottheit. Sie bedurften ja des Regens und Sonnenscheins, des Wechsels der Jahreszeiten, damit die Saat gedeihe und der Mensch behaglich lebe. Wenn die Tage am kürzesten, die Nächte am längsten wurden, die Natur erfordern zu sein schien und Schauer des Todes durch die Welt gingen, dann begann die heilige Zeit der langen Nächte, wie man die lichtarme letzte Decemberwoche nannte. Dann wanderte das oberste Götterpaar, Odin und seine Gemahlin, durch das Land von Hof zu Hof, um nachzusehen, ob die Menschen fleißig und fromm wären.

Sie erschienen als arme Wanderer, und wenn sie sahen, daß Herrschaft und Gefinde ihre Pflicht gethan hatten, so hinterließen sie Geschenke, welche unscheinbar ausfahen, aber für den, welcher sie dankbar annahm, in Kostbarkeiten sich verwandelten.

In dieser geheimnißvollen Zeit versammelten sich daher die Familienglieder im Stammhause; denn die Familie galt bei unsern Vorfahren für die heiligste Verbindung der Menschen, und stand unter der besonderen Aufsicht des Gottes. Man ahnte die Nähe des allwaltenden Odin, erwartete voll froher Zuversicht die Wiederkehr der Sonne und feierte die Gottheit durch Schmans und heiteres Familienleben. Da saßen die Gäste an langen hölzernen Tischen: Brüder, Schwestern, Schwäger, Enkel, Großeltern u. s. w., tranken süßes Honigbier (Meth), aßen Schweinebraten, beschenkten sich, spielten oder erzählten sich die Ereignisse des verflossenen Jahres.

Obenan am Tische thronte auf dem erhöhten Sitze des Hochstuhls das Familienhaupt, ihm gegenüber auf ähnlichem Hochstuhl die Hausmutter, damit sie Tisch und Zimmer übersehen konnten. Tannenzweige schmückten den Saal, Rienspähne und Fackeln leuchteten, und die Gäste verzehrten als Festspeise Aepfel und Nüsse, erfreuten sich gegenseitig durch Geschenke und sangen dem segensbringenden Sonnengotte zu Ehren fromme Lieder oder erzählten sich die Thaten der Götter und Helden. Jenen Festschmuck wählte man mit gutem Bedacht, denn er sollte den Zweck des Festes vergegenwärtigen: die nahe Wiederkehr der Sonne und die Neu belebung der Natur. Die Fackeln bedeuteten das Sonnenlicht, die Aepfel und Nüsse die Unvergänglichkeit des Naturlebens, denn sie bleiben das ganze

Jahr hindurch genießbar, wie ja auch die Tanne im Winter ihre grünen Blätter behält. Das uralte Hausthier aber, das Schwein, welches die Menschen ernährt, war dem Sonnengott geheiligt, und der Braten dieses Thieres daher ein passendes Festgericht. Wer solchen Braten nicht schaffen konnte, der buk aus Mehl einen Kuchen von der Gestalt des Schweines, um den Sonnengott zu ehren, denn der Festschmaus galt als Opfermahl.

Als nun vor mehr als 1000 Jahren unsre heidnischen Vorfahren zum Christenthum bekehrt wurden, behielten die Sendboten des Christenthums das schöne Zulfest bei, da es mit Christi Geburt zusammenfällt. Wir verehren in Christus ja auch die geistige Sonne, welche neues Leben unter die Völker brachte. Daher ist das Christfest für uns ein Familien- und Kinderfest geblieben, daher schmücken wir den Tannenbaum mit Lichtern, vergolden Aepfel und Nüsse, um uns an das aufgehende Sonnenlicht zu erinnern, beschenken uns und verkürzen uns die langen Abende mit Spielen aller Art. Aus dem Schweinebraten ist bei uns die Christwede (Stollen) geworden, der gabenpendende Odin verwandelte sich in den Knecht Ruprecht, welcher den Kindern Geschenke bringt, sobald sie fromm und fleißig waren. Den Hochstuhl des Familienhauptes besitzen wir noch im würdigen Großvater-

stuhl, welchen wir heute noch lieben Gästen als Ehrensitze anbieten.

Wir feiern also Weihnachten noch immer nach Art unsrer Vorfahren. Dagegen kennen nichtdeutsche Völker den Christbaum nicht. In Ungarn z. B. begehen nur die Deutschen das Christfest nach uralter deutscher Weise und da es so schön ist, so ahmen es viele ungarische Familien nach, zünden aber den Christbaum nur am Neujahrsabende an und beschenken sich an diesem Tage, weil sie eben den tieferen Sinn der urdeutschen Sitte nicht verstehen.

Anders ist es bei den uns stammverwandten Völkern, bei Schweden, Norwegern, Dänen, Holländern, Engländern und Nordamerikanern. Diese feiern nach alter Weise das Zulfest, und so weit auf der Erde Deutsche wohnen, in China und Australien, in Brasilien und im Kaplande, überall leuchtet und schimmert zu Weihnachten der Christbaum auf dem Familientische. Daher hat das schöne Fest noch den Werth, daß sich sämmtliche deutsche (oder germanische) Stämme wie eine große Völkerfamilie um den Weihnachtsbaum sammeln und sich dadurch als Verwandte bezeichnen. Trennen wir uns also, daß wir Deutsche sind, und bewahren wir dankbar das fromme, sinnige Gemüth unsrer Stammväter!

Was Fritz seinen Lieben zu Weihnachten schenkte.

Soll ich dir einmal zeigen, was ich alles für Weihnachten vorräthig habe?" fragte Fritz seinen Schul- und Specialfreund Karl, der ihn Sonntags besuchte. Er wartete aber dessen Antwort gar nicht erst ab, sondern lief zur Thür, riegelte sie mit geheimnißvoller Geberde zu und schloß in eifriger Hast einen Kasten seines kleinen Schreibepultes auf. Das erste, was er an's Tageslicht beförderte, war ein ganz hübscher Cigarrenbecher. Fritz hatte ihn aus den Bretchen von Cigarrenkistchen mittelst der Laubfäge hergestellt und mit schwarzem Sammet so ausgelegt, daß die durchbrochenen Stellen des fein ausgefügten Musters sich prachtvoll tiefschwarz von den hellbraunen Ornamentmustern abhoben. Die Innenseite des Bechers war mit feinem, glattem Goldpapier ausgeklebt. "Wie hast du nur das Goldpapier so wunderschön glatt bekommen?" fragte Karl; "ich habe auch so etwas versucht, aber der Sammet will mir allemal nicht flach aufliegen und das hinten aufgeklebte Papier wirft allemal Blasen oder Buckel auf." Fritz lächelte sehr überlegen. "Ich will dir's sagen", hub er mit wichtiger Miene an; "ich habe den ganzen Becher noch einmal um einige Linien kleiner aus dickem, mit Goldpapier überzogenen Cartonpapier angefertigt und in diesen hölzernen dann hineingeschoben. Dann sind, wie du siehst, die Mänder hier oben durch feine Goldstreifen mit dem Holzbecher verbunden. Aber weißt du, wo ich das Muster her habe?" — "Nun?" — "Das habe ich selbst erfunden!" sagte triumphirend Fritz. "Wie das zugeht, werde ich dir später einmal erklären, wenn ich mehr Zeit habe; jetzt hier weiter!" — Das nächste kleine

Kunstwerk, das er freudig aus dem Kasten hervorbrachte, war ein für die Mutter bestimmter schöner Lichtschirm, den er dem auf's höchste erstaunten Karl so vorhielt, daß das einfallende Tageslicht die auf dem Schirme befindliche Malerei transparent erscheinen ließ. Karl bezweifelte stark, daß Fritz diese selbst ausgeführt habe. "Gewiß," entgegnete dieser, "und das ist außerdem gar nicht schwer! Weißt du, dabei wird es ja nicht so streng genommen wie in der Zeichenstunde, in der man alles aus freier Hand zeichnen muß. Ich habe mir mit Lineal und Zirkel und auch sogar mit Pauspapier geholfen. Die Hauptsache ist dabei immer, daß das Ganze sauber und genau gearbeitet wird. Sieh! die Leute, welche solche Sachen für den Verkauf anfertigen, machen es ganz ebenso. Du weißt, daß Papa die „Gewerbehalle“*) mithält, welche wir auch in der Schule als Zeichenvorlagenwerk benutzen, und aus dieser habe ich das Muster abgezeichnet. Die Farben aber sind meine eigene Erfindung." — "Ja, aber kannst du denn auf Porzellan malen?" fragte der nur halbgläubige Karl. Da lachte Fritz hell auf. "Das ist spaßig, du hältst meine Papiermalerei für Porzellanarbeit? Nein, mein lieber Karl, das ist ganz ehrliches gutes Zeichenpapier, aber auf der andern Seite noch einmal gegen das Licht gemalt, so daß die Farben schön bunt wirken. Die goldig schimmernden Punkte sind

*) Eine Zeitschrift für Kunstindustrie, Verlag von Engelhorn in Stuttgart. Zu Anfertigung eines solchen Lichtschirmes kann man auch anstatt jener Verzierungen irgend ein beliebiges hübsches Bild wählen.

durchstochen und auf der Rückseite des gemalten Papiers liegt ein anderes von goldgelber Farbe. Die beiden zusammengelegten Papierblättchen sind dann zwischen zwei Glas tafeln von gleicher Größe eingelegt und Rahmen und Fuß des Schirmes habe ich beim Händler gekauft. Wenn ich aber wieder einen Schirm mache, so fertige ich das Gestell aus Laubsägenarbeit. Für Kösschen habe ich leider nichts fertig machen können, weil die Zeit zu kurz war. Sie hat aber zum Glück im Februar ihren Geburtstag, zu welchem sie einen kleinen Toilettenspiegel von mir bekommen, soll und zwar gleichfalls eine Laubsägenarbeit. In den Weihnachtsferien habe ich ja dazu vollkommen Zeit. Nun bleibt nur noch das kleine Piesel übrig. Für die Kleine mache ich etwas ganz apartes, noch nicht dagewesenes.“

„Nun und das wäre?“ fragte Karl. Da holte Fritz oben vom hohen Schrank einen Holzkasten herunter, auf dem ein Paar Bretter aufgesetzt waren, so daß sie eine Art Dach bildeten. Vorn an diesem Bretterbau war noch ein kleines Kästchen angenagelt und ebenfalls mit schrägem Dache versehen. Dieser Vorbau bildete den überdeckten Hauseingang. „Hier,“ sagte Fritz, „hier sollst du mir helfen die Fenster und Thüren hineinsägen.“ „Aber Fritz,“ rief Karl erstaunt „das soll noch fertig werden und übermorgen haben wir Weihnachtabend? Die Bretter sind auch nicht gehobelt, und dann der Anstrich?“ — „Still!“ sagte Fritz, „du sollst gleich Alles erfahren. Kennst du die Geschichte vom Hänsel und Gretel, vom Pfefferkuchenhäuschen und der bösen Hexe?“ — „Ach ich errathe,“ unterbrach ihn Karl, „du willst ein Pfefferkuchenhäuschen für Piesel machen. Höre, Fritz, das ist eine hübsche Idee. Und mit vereinten Kräften gingen beide, nachdem sie sich über die Herstellung verständigt hatten, an die Arbeit. Karl na-

gelte aus kleinen Brettchen eine Fenereffe zusammen und dieselbe dann auf's Dach. Fritz sägte während dessen die Fenster aus und zum Schluß überzogen sie das ganze Haus mit gewöhnlichem weißem Papier. Das Fensterglas vertraten rothe Gelatineblätter, die einen gar prächtigen Anblick gewährten, wenn das Innere des Häuschens durch ein kleines Licht erleuchtet wurde. Die Wände des Hauses wurden nun mit weißem Lebkuchen, das Dach aber mit braunem belegt und dieser mit kleinen Holzstiftchen angenagelt, dann aber noch das ganze Haus mit Confect von verschiedenster Art so geschmackvoll als möglich ausgeputzt. Das Haus stand auf einem Brett, auf dem von Fritz ein kleiner Garten geschaffen worden war. Der Zaun war von Süßholz geflochten und seine Pfeiler bestanden aus Schoten von Johannisbrod. Reiser, mit Traubenrosinen und Knackmandeln behängt, stellten, je nach der Form, Büsche oder Bäume vor. Kurz, wer die prächtige Arbeit der beiden kleinen Tausendkünstler gesehen hätte, dem wäre das Wasser im Munde zusammengelaufen. Als Hänsel und Gretel aber standen ein Paar niedliche Gelenkpüppchen im Garten, und unter der Thür, — was denkt ihr wohl? — die böse, alte Hexe. „Aber wo hast du denn die famose Hexe bekommen?“ „Die hab' ich beim Händler gekauft,“ antwortete Fritz, „man bekommt solche komische Figuren zu kaufen. Kösschen hat ihr das Mäntelchen mit einer Kapuze dazu gemacht und es ihr angezogen. Nun weiß ich aber noch etwas. Ich habe beim Conditore am Schaufenster einen allerliebsten Storch aus Zuckerwerk gesehen, den kaufe ich noch dazu und setze ihn hier oben auf das Dach, in ein kleines Nest mit Zuckereiern, dann sollst du die Freude Piesel's am Weihnachtsabend sehen!“

F.

Kleine Büge aus dem Seelenleben der Thiere.

Von

Carl Reinhold.

Ihr habt die Ueberschrift gelesen und wißt nun, was ihr in Folgendem zu erwarten habt. Aber ich höre schon einige Wißbegierige unter euch fragen: „Haben denn auch die Thiere eine Seele?“ — Ich weiß gar wohl, daß man vielfach bei den Thieren Alles und Jedes, was auf ein Seelenleben hindeutet, auf Rechnung des sogenannten „Instincts“ setzt. Mit diesen Worten sucht sich eben unsere Unwissenheit abzufinden. Nun will ich gar nicht leugnen, daß die Thiere vielfach durch das, was man Instinct nennt, geleitet werden, wie dies auch bei uns Menschen vielfach genug geschieht. Wenn wir das Wort „Instinct“ richtig gebrauchen, so verstehen wir darunter zunächst den Selbsterhaltungstrieb und sodann vielleicht auch den Kunsttrieb, der mit dem Selbsterhaltungstrieb vielfach in naher Verbindung steht. Bei genauer Beobachtung aber finden wir, daß auch diese beiden Triebe bei dem Thiere nicht so dunkel und unbewußte sind, als Viele annehmen möchten. Es verbindet sich mit diesen Trieben bei den Thieren oft viel Ueberlegung und Berechnung. Viele

Büge aus dem Thierleben deuten geradezu ganz bestimmt darauf hin, daß auch Thiere Verstand und Gemüth haben. Wenn der Mensch, das Meisterstück, der König und Priester der Schöpfung, dies leugnet, liegt der Grund hierzu entweder in seiner Unkenntniß vom Thierleben, oder auch in einem sicher nicht löblichen Hochmuth. Indem der Mensch den Thieren höherer Ordnung jene Seelenkräfte zugestehet, verliert er nicht nur nicht das Geringste an seiner Würde, sondern er erschließt sich ein unermessliches, noch wenig durchforschtes Reich, in dem jede neue, auch die unscheinbarste Entdeckung ihm zur Freude gereicht. Die kleinen Büge aus dem Seelenleben der Thiere, von welchen ich hier meist selbstbeobachtete mittheile, sollen euch nicht nur eine angenehme Unterhaltung bieten, sie sollen euch auch anregen, das Seelenleben der Thiere selbst zu beobachten und kleine Erfahrungen selbst zu sammeln. Auf diese Weise lernt ihr die Thiere mehr und mehr kennen und verstehen, gerechter beurtheilen und aufmerksamer und wohlwollender mit ihnen umgehen.

Ioli.

Heute will ich euch von meinem Ioli erzählen. Ioli war ein Pincher der kleinsten Art, er konnte recht wohl in einem Puppenbettchen schlafen. Das Hündchen war ungemein zierlich gebaut, immer in Bewegung und äußerst wachsam und klug. Gewöhnlich war er mein treuer Begleiter auf meinen Wanderungen durch Feld und Wald. Eines Tages aber ging ich auf ein benachbartes Gut; ich wußte, daß der Hausherr kein Freund der Hunde war und schickte daher das Hündchen, das mir bereits gefolgt war, zurück. Ioli gehorchte und trabte meinem Hause zu; er war an pünktlichen Gehorsam gewöhnt. Mein Weg führte mich am Rande eines dichten Waldes vorüber. Dann und wann hörte ich im Walde etwas neben mir rascheln. Ich blickte nach dem Walde hin, konnte aber nicht bemerken, woher das Rascheln kam. Müßig wanderte ich weiter. Der Wald nahm ein Ende und mein Weg führte mich über eine große Wiese. Die Sonne stand gerade über mir; es war um die Mittagszeit. Zufällig sehe ich mich nach einer Blume um, die mir im Vorübergehen in die Augen gefallen war. Da war es mir, als bemerkte ich einen Schatten, der dicht an meinen Füßen lag. Ich wende mich links, ich wende mich rechts: der Schatten ist verschwunden. „Hm“, brumme ich und denke, dahinter willst du doch kommen. Ich drehe mich blitzschnell um und siehe da, wer hocht ganz zusammengedrückt hinter mir? Iolichen ist es. Also doch ungehorsam! sage ich scheinbar erzürnt. Warte, du sollst deine wohlverdiente Strafe erhalten! Da aber sieht mich das Hündchen flehentlich an und hebt bittend sein Pfötchen empor. Was konnte ich Anderes thun, als ihm die Strafe erlassen? So komm nur, du Schelm, rief ich freundlich, du sollst mich nun doch begleiten! — Ein lustiger Sprung und wie toll tanzte der kleine Pincher mir voran. — Nun überlegt nur einmal das Gesichtchen und sagt mir dann, ob eine so fein berechnete Handlungsweise nicht auf Bestand schließen läßt? — Das kluge Hündchen blieb noch Jahre lang unser Liebling, bis es endlich einem bösen Husten erlag.

Eine Gans als Musikfreundin.

In dem Flecken H. lebte eine schmutze, schneeweiße Gans, die über der Musik Fressen und Saufen vergessen konnte. So wie auf dem Tanzboden die Fiedel klang, stand unser Gänlein sicher vor der Thür, neigte den Kopf auf eine Seite und lauschte. Ob ihr die Tanzmelodie in die rothgelben Latschen fuhr, kann ich nicht sagen, aber das weiß ich, daß die Gans sich nicht vertreiben ließ. So oft sie auch fortgejagt wurde, sie kam immer wieder. Da sie sich anständig betrug, ließ man sie endlich gewähren und gönnte ihr die bescheidene Freude. Aber unsere Gans hatte auch Sinn für ernstere Weisen. So lange am Sonntage im Hause des Herrn die Orgel klang und heilige Lieder ertönt, stand sie an der Thüre des Gotteshauses. Ja, was das Seltsamste war, sie fehlte, so wie gesungen wurde, bei keinem Leidenbegängnisse. — Zu ihrer Ehre muß ich ihr auch nachrühmen, daß sie den Gesang nicht mit ihrer kreischenden Stimme störte, gleichsam als wüßte sie, daß ihr die erte, von ihr so geliebte Kunst des Gesanges versagt sei.

Der Freitagsgast und der kalenderkundige Hund.

In der Nähe von Dresden befindet sich eine Tabagie, in der ein Herr aus Dresden, so wie es die Witterung erlaubte, sich regelmäßig Freitag Nachmittag zwei Uhr einfand, um eine Tasse Kaffee zu trinken. In der Tabagie befand sich ein Hund, der sich die Zuneigung des Freitagsgastes gewann. Der letztere verfehlte auch nie, dem Liebling eine Leckerei mitzubringen. Das gefiel dem Räucher und regelmäßig Freitag nach Tisch trabte er bis an eine Waldecke dem Gaste entgegen. Kam dieser einmal nicht, so wartete der Hund den nächsten Freitag pünktlich ab, und verfehlte diesen Tag nie. Woher mochte der Hund seinen Kalender haben? — Verstand er vielleicht die Tage zu zählen? — Wer Lust hat, mag es versuchen das Räthsel zu lösen. —

Die Gans und der Stiefelschaft.

In einem Hofe lebten zwei Gänse in innigster Freundschaft. Sie waren an einem schönen Frühlingstage als „goldhaarige Kinder des Lenzes“ zu gleicher Zeit aus dem Ei gekrochen. Sorglos wuchsen sie mit einander auf und gewannen nach und nach ihr Federkleid, die eine Gans ein weißes, die andere ein graues. Aber sie kannten keinen Neid, sondern schienen sich vielmehr gegenseitig zu bewundern. Ihre Heimat, ja ihre Welt, war der kleine verschlossene Hof. So einformig auch ihr Leben war, sie hatten einander mit Eil und Gal viel zu erzählen. Nur einige Tage im Jahre gab es, an denen sie des Lebens Bitterkeit erfahren mußten. Das waren die Tage an denen sie gerupft wurden. — Da trennte der Tod den innigen Freundschaftsbund: die weiße Gans starb und vereinsamt und mit gesenktem Kopfe stand die graue auf dem Hofe. Sie gakte tief traurig, nur ein leises Echo von der Wand her gab ihr Antwort. Die untröstliche Gans verschmähte das klarste Wasser und den goldigsten Hafer. Eines Tages aber ging mit ihr eine merkwürdige Umwandlung vor. Sie ließ ein andauerndes, freudiges Gak! Gak! und Gik! Gik! hören. Wie festgebaut stand sie auf dem Dlingerhaufen. Sie hatte einen Erfas für ihre Freundin gefunden, einen Tröster in ihrer Einsamkeit, — einen alten Stiefelschaft. Von diesem Tage an war sie von ihrem stummen Freunde unzertrennlich, trug ihn überall mit sich herum und verschwendete die zärtlichsten Gaks an ihn. Das wurde der Magd des Hauses nach und nach unheimlich; ach! die arme Gans mußte beschrien, mußte behext sein. — Die Magd faßte sich kurz, packte den gespenstischen Stiefelschaft vorsichtig mit einer Zange, machte im Hofe ein tiefes Loch und begrub den Stiefelschaft. — Die Gans stand daneben und sah wehmüthig zu. Was geschah? Von diesem Tage an war die Gans von dem Grabe ihres Freundes nicht zu entfernen und magerte sichtlich ab. Es half nichts, man mußte ihr den Stiefelschaft wieder ausgraben. Kaum erblickte sie ihn, so stieß sie ein lautes Freudengeschrei aus, nahm ihren lieben Freund in den Schnabel und stolperte mit ihm triumphirend auf dem kleinen Hofe umher, legte dann und wann auch das schwarzlederne Ding vor sich hin und rief zärtlich: Gak! — Fortan störte man die seltsame einseitige Freundschaft nicht; die Gans behielt ihren Stiefelschaft und — wurde gerupft. —

(Fortsetzung in späteren Hefen.)



Von

Johann Meyer.

I.

(Gleichlautdräthscl.)

Legst auf die Erste Du den Ton,
Wie ich darum Dich bitte,
Gleich hast Du einen Königssohn
Aus der Trojaner Mitte.

Und hast Du die Geschichte gar
Von Troja's Fall gelesen,
So weißt Du auch, daß er es war,
Der schuld daran gewesen.

Nun aber leg' ich bitte dich,
Den Ton 'mal auf die Letzte,
Gleich ist es was, darob man sich
Vor kurzem noch entsetzte.

Gott Lob und Dank, so ist's nicht mehr,
Seitdem es voll Soldaten;
Und nun genug — ich fürchte sehr,
Du hast es schon errathen.

II.

(Kreuz- und Quercharade.)

(Zwei Wörter.)

Eins, zwei ist dir gewiß bekannt,
Man hat es eckig, hat es rund,
Und hältst du's gar in deiner Hand
So führst du es gewiß zum Mund.

Eins, vier ist manches Thieres Tod
Und manches Menschen auch kann's sein,
Doch manchem, der in großer Noth,
Half's auch wohl schon, sich zu befrein.

Drei, zwei geht häufig hin und her
Auf Flüssen, Teichen oder Seen;
Geh't's aber mal auf hohem Meer,
So kann es leicht zu Grunde gehn.

Drei, vier gebraucht der Zimmermann,
Und wer nicht sonst! — und wer, kein Tropf,
Mir zeigt, daß er gut rathen kann,
Der trifft es grade auf den Kopf.

Von

Carl Reinhold.

I.

Hat die Fluth sich ausgetobt,
Dann beginnt mein Reich;
Siehst du mich von hinten an,
Bleib ich doch mir gleich.

II.

Schlimm, wenn du in den legtern beiden
Nichts Andres als die erste hast;
Und bist du selber gar das Ganze,
Fällst ernsten Leuten du zur Last.
Biel lieber magst du mich verspeisen,
Um meinen Wohlgeschmack zu preisen.

III.

Es hat an mir zwar Keiner seine Knochen,
Wohl aber Mancher seinen Kopf zerbrochen,
Und dennoch bin ich nicht aus Erz und Stein,
Mir hauchte seinen Geist mein Schöpfer ein.
Von Mund zu Munde wandr' ich hin und her,
Und was ich war, bin ich für dich nicht mehr,
Wenn du den Schleier hebst, der mich umhüllt;
Doch hab ich dann auch meinen Zweck erfüllt.
Du lächelst klug, ich aber scheid' und wandre
Und such' für meine Rederei mir Andre.

Von

Friedrich Oldenberg.

I.

Ihr Angesicht ist düster,
Wie Finsterniß und Nacht.
Es sind, glaub' ich, Geschwister,
Von denen keines lacht.
Zwei sind es, gleich sind beide,
Ihr stummes Conterfei,
Zwei, gleich in Freud' und Leide,
Zwei — und zugleich entzwei.

II.

Es soll ein Herr im spanischen Land sein,
Der es selber trägt, wenn er nicht will gekannt sein.
Und ist's auch nicht fabricirt aus Sandstein,
So wird's dir doch als steinig bekannt sein.

Von
A. Schwarzkopff.

I.

Wer geht — ohne Fuß?
Wer steht — ohne Bein?
Wer schlägt — ohne Arm?
Wer hängt — ohne Bein?
Wer läuft so schneller, je schwerer die Last,
Doch nie außer Athem, trotz aller Hast?
Wer bringt nicht Frucht und hat doch ein Blatt?
Wer fliegt nicht — trotzdem er Federn hat?
Wer hat Räder und reißt nicht?
Wer hat Zähne und speißt nicht?
Wer darf bei Tag und Nacht nicht ruhn
Und hat ein Werk ohn' alles Thun?

II.

Ein Thier gar borstig, wild und kraus,
Kehr's um — und es umarmt dein Haus.

III.

Nenne mir zwei Sorten Rosen ohne Wurzel, Duft
und Dorn,
Und zwei Hühner ohne Krallen, ohne Kamm und ohne
Sporn.
Und zwei Katzen, die nicht mausen, eine trägt, die andre
schlägt;
Und zwei Bären, deren keiner brummt, noch einen
Maulkorb trägt;
Einen Stod, darin man wohnt, einen der dir leuchtet
mild,
Einen, der die Speisekammer, einen, der den Keller
fällt!

Von
Robert Löwike.

I.

Ich weiß eine Dame, strahlend und schön,
Die ist nicht gern in der Klausen.
Sie liebt es sehr spazieren zu gehn,
Nur bei Regen, da bleibt sie zu Hause.
Sie ist eine segnende, glütige Fee
Und fördert Blühen und Gedeihen,
Ist dem Landmann hold, wie dem Schiffer zur See,
Dem Sklaven, so wie dem Freien.
Sie liebt es zu baden in blauer Fluth,
Doch nur am Morgen und Abend,
In der Früh und nach heißer Tagesgluth
In den kühlenden Wellen sich labend.
Viel Heiden beten sie gläubig an,
Bann Tempel ihr und Altäre,
Auf daß als oberste Göttin man
Mit Gaben und Opfern sie ehre.

II.

Ich bin ein Wörtchen leicht und klein,
Bestehend aus vier Zeichen.
Doch werd' ich stets die Erste sein
In meines Kaisers Reichen.
Wer von Berlin nach Ofen fährt
Wird unterwegs mich sehen,
Und wenn Natur und Kunst er ehrt,
An mir vorbei nicht gehen.
Tauscht man die beiden Zeichen um,
Die in der Mitte standen,
Wird jeder, den wir sehen und stumm
Im Leben sonst nur fanden,
Durch mich beredt und froh erregt.
Doch jeder, der verblendet
Zu viel Verlangen nach mir trägt,
Hat noch in Schmach geendet.



Auflösung der Räthsel aus vorigem Heft.

I. Räthsel von **Johann Meyer.**

	1.	2.	
1.	1. 2. 3. 4.	2.	3. Linsen.
	S a u l.	Schule	
		Meister.	

II. Räthsel von **Gustav Psarrus.**

1. Trommelfell. 2. Windfahne. 3. Landschaft. 4. Schwanengefang.

III. Räthsel von **Friedrich Oldenberg.**

1. Tafel. 2. Kiel. 3. Ameise. 4. Nachttisch, Nachtsisch.

Auflösung des Räthselbildes von Fedor Flinzer.

Einer für Alle, Alle für Einen. (Feuerwehr-Wahrspruch.)

Schreckliche Abenteuer des Koboldchens Klein-Fingerling.



1. Nun hört, wie es Klein-Fingerling
Auf seiner Heldenfahrt erging.
Klein-Fingerling verließ sein Haus
Und zog auf Abenteuer aus;
Sein Ränzlein war ein Fingerhut,
Ein Rosenstiel die Keule gut.



2. Beim schönsten Frühlingssonnenschein
Schritt er vergnügt zum Wald hinein,
Wußt' dort ein Hummelnest gar süß,
Das ihm manch leckres Mahl verhieß.
Schon griff er zu — da nahte ihm
Das schwarze Hummel-Ungethüm.



3. Entsetzt saßt den kleinen Mann —
Ein heißer Heldenkampf begann!
Die Hummel summt, die Hummel sticht —
Auf Tod und Leben kämpft der Wicht,
Bis von der Keule wucht'gem Schlag
Getroffen sie am Boden lag.



4. Erschöpft von solch gewalt'gem Strauß,
Ruhet nun der Held vergnüglich aus.
Wie schmeckt der Raub nun doppelt gut!
Zwölf Tröpflein barg ja noch der Hut!
Rühn war die That, süß war der Lohn —
Doch seht! da naht das Schicksal schon.



5. Denn plötzlich — denkt wie fürchterlich! —
Sieht er ein Raubthier unter sich;
Ihm schien's ein Bär. Sein Schreck war groß!
Klopffüßer slog er tief in's Moos;
Dort sah er wie der grimme Gast
Sein Wahl verschlang in wilder Hast.



6. Sein Muth erwachte allgemach;
Auf Rache sann er für die Schmach.
Mit einem Seil von Lindenbast
Naht er dem Thier unhörbar fast,
Das sich des Raubs schon sicher glaubt —
Wupp! slog die Schlinge ihm um's Haupt.



7. Wohl schrie die Maus: Verrath und Mord!
Doch unser Held ließ sie nicht fort,
Schwang auf des Unthiers Rücken sich
Und tummelt es bald meisterlich,
Nitt bald verguldet die Kreuz und Quer
Auf seinem Kößlein hin und her.



8. „Wohlan, mein Schlachtroß!“ rief der Held,
„Nun trag' mich in die weite Welt
Zu Heldenfahrt und Ritterthat!“ —
Doch weh! da lag ein Halm im Pfad.
Allein das Kößlein, wohl dressirt,
Mit jedem Hochsprung volltigirt.



9. Doch als er ritt zur Schenke — husch!
 Da sprang die Kage aus dem Busch.
 Heidi! Wie zog mein Kößlein aus,
 Im Sturmgalopp zum Wald hinaus,
 Die Kage saugend hinterher —
 Nicht Köß noch Reiter sah man mehr.

Fedor Flinzer.

Eine Knackmandel

Von

Robert Löwike.

(Für Aeltere.)

Auf einem Uferdamme einsam stand
 Ein Rohr von hohem Wuchs und gradem Stamme.
 Ich maß es, und von seiner Spitze fand
 Drei Meter ich bis unten zu dem Damme.
 Ein Sturmwind kam und knickt das schlanke Rohr,
 Daß seine Spitig' es bis zur Erde neigte,
 Und wieder nahm ich meinen Meßstock vor
 Der hundertzwanzig Centimeter zeigte
 Am Boden von der Spitze bis zum Schaft.
 Nun aber sei von Euch als Antwort ausgesprochen,
 Wie hoch vom Boden hat des Sturmwind's Kraft
 Das schlanke Rohr geknickt und durchgebrochen.



Frau **A. B.** in **B.** Freundlichsten Dank.
 Das Titelblatt unseres Weihnacht-Bandes ist
 von Prof. Theod. Grosse entworfen.

Herrn Dr. **S.** in **M.** Außerordentlich
 liebenswürdig. Die freundliche Zustimmung, mit
 welcher die zwei ersten Nummern unserer Mo-
 natshefte von so vielen Seiten begrüßt wurden,
 gereicht uns zur herzlichsten Freude.

Fr. Sanitätsrath **N.** in **B.** Besten Dank.
 Auch die Composition: „Verlassen“ von
 Oscar Pleisch im vorigen Hefte gehört dem
 bereits erwähnten Cyclus des Künstlers an, der
 im nächsten Jahre erscheinen soll.



Herrn Prof. **S.** in **L.** Sehr dankbar für
 Ihren ganz vortrefflichen Beitrag. — Selbstver-
 ständlich waren sämtliche von uns veröffent-
 lichten Texte und Illustrationen Original-
 Beiträge.

Ernst **L.** in **B.** Das lobe ich mir, sämtliche
 Räthsel richtig gelöst. Nun aber aufgepaßt auf
 die „Knackmandeln“ in den nächsten Heften.

Frau **G. B.** in **G.** „Anregungen zur
 künstlerischen Selbstthätigkeit im Familientreise“
 bringen die nächsten Nummern. Besten Gruß.



Der deutschen Jugend meinen Neujahrsgruß!
Weit wird die Brust in freudigem Entzücken,
Als müßt' ich einen langen, vollen Kuß
Auf all' die frischen Kinderlippen drücken;
Aus hellen Augen leuchtet's um mich her,
Wie Wiedererschein verglommener Weihnachtskerzen,
Ob draußen auch noch Alles kahl und leer,
Ein holder Frühling blüht in meinem Herzen.

Das ist der Jugend süße Zauberei,
Daß ewig sie von Licht und Duft umflossen,
Zum Paradiese wird die Wüstenei,
Und Blüten unter ihren Füßen sprossen,
Die Wünschelruthe hält sie in der Hand
Und findet Gold am allerärmsten Orte,
Sie hat den Schlüssel zu der Zukunft Land
Und öffnet weit uns der Erinnerung Pforte.

Das ist der Jugend gottverliehnes Recht,
Daß dornelos noch ihre ersten Rosen,
Die niedre Sorge, was gemein und schlecht,
Bleibt immerdar aus ihrem Kreis verstoßen;
Vertrauend sucht sie was ihr selber gleicht,
Gesegnet ist, wen sie zum Freund erkoren,
Doch wer der Jugend Liebe nicht erreicht,
Bleibt rettungslos gerichtet und verloren.

Deutsche Jugend. I.

Das aber ist der deutschen Jugend Pflicht,
Daß sie in deutschem Geiste sich entfalte,
Den Eichenkranz, der ihre Stirn' umflieht,
Durch alle Stürme hoch und heilig halte;
O Seligkeit, die in dem Worte liegt,
Welch frommer Klang, wie Gruß von Engelzungen:
Die deutsche Mutter hat mich eingewiegt
Und mir dabei das deutsche Lied gesungen!

Des deutschen Märchens wunderbarer Traum
Aus Waldesdunst und Mondenschein gesponnen,
Der deutschen Weihnacht immergrüner Baum,
Des deutschen Hauses stillverschwiegene Wonnen,
Die heitre Kunst, die ernste Wissenschaft
Gespielen dir und liebevolle Hüter,
Und Alles nährt und stärkt die junge Kraft,
Sei, deutsche Jugend, würdig solcher Güter!

Und, sieh! ein Märchen unsrer Kinderzeit,
Um welches unsre Väter schon gelitten,
Wir haben's jetzt in tapfrer Männlichkeit
Zur Wirklichkeit mit Wort und That erstritten;
Kein deutscher Knabe werde ferner roth,
Vor Zorn und Scham soll keiner mehr erbeben,
Das höchste Glück, das Gott dem Menschen bot,
Auch ihm ward jetzt ein Vaterland gegeben.

Ein Vaterland, wie es kein schöner giebt,
In Blut und Thränen ist es nun errungen,
Und wer's nicht bis zum letzten Hauche liebt,
Dem ward kein deutsches Wiegenlied gesungen;
O deutsche Jugend, sei den Vätern gleich,
Dann wirst du's noch im vollsten Schmucke schauen,
Gott segne uns, daß wir das deutsche Reich
Getrost der deutschen Jugend anvertrauen!

Albert Graeger.



Josef Haydn.

Eine Lebensgeschichte.

Mit Illustrationen von Paul Schumann.

I.

In Rohrau, einem Dorfe an der österreichisch-ungarischen Gränze, lebte zu Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Wagenbauer mit Weib und Kindern.

Arm an Geld und allen Erdengütern, war die Familie doch zufrieden und vergnügt in ihrer stillen Häuslichkeit, geachtet und wohlgelitten von den Mitbürgern des kleinen Wohnortes.

Der Mann war als Handwerksbursche lange und weit in der Welt umhergereist, ehe er sich in seiner Heimath fest niederließ, und wußte daher seinen Landsleuten viel zu erzählen, wodurch er denn auch in besonderem Ansehen bei ihnen stand. Am längsten hatte er sich in der alten freien Reichsstadt Frankfurt aufgehalten, wo er die Harfe spielen gelernt, was er noch fortan mit großer Liebe betrieb. Seine Frau, des Markrichters von Rohrau Tochter, besaß eine hübsche Stimme und hatte auch etwas Unterricht im Singen gehabt, da sie, mit freilich sehr bescheidenen Ansprüchen, als Kirchensängerin verwendet wurde.

So war es denn nach harter Tages-Arbeit die einzige und liebste Erholung des jungen Paares, noch ein Stündchen mit einander zu musizieren. Die Kinder, damals drei an der Zahl, mußten auf ausdrücklichen Wunsch des Vaters immer dabei sein und, so gut es eben ging, sogar ein wenig mitzuwitschern.

— Weil nun aber der Verdienst des Stellmachers in dem kleinen Orte ein gar geringer war, so daß er, trotz der allergrößten Sparsamkeit, für fünf Personen oft nicht ausreichte, entschloß sich das junge Ehepaar, zur Aufbesserung ihrer Verhältnisse ihre musikalischen Talente zu verwerthen. Und so musizirten sie denn jeden Sonn- und Feiertag Nachmittags nach der Vesper im Wirthshause, — dem einzigen, das damals in Rohrau bestand, und wo ziemlich regelmäßig die begütertsten und geachtetsten Bewohner des Ortes sich einfanden.

Dabei begleitete sie jedesmal ihr ältester Knabe, der kleine fünfjährige Josef. Zu den Füßen der Eltern sitzend, spielte er in seiner kindlichen Phantasie Violine, wobei ein Stückchen Holz das Instrument und eine Weidenruthe den Geigenbogen vorstellte, mit dem er nun bald rascher, bald sanfter, über das Brettchen hin- und herstrich, je nachdem die Musik der Eltern erklang. Dabei wiegte er sein Köpfchen gar wohlgefällig und so genau nach dem Takte, als ob er wirklich in einem Orchester spielte. Dieser Knabe, des armen Wagenbauers Kind, war — Josef Haydn, der nachmals hochberühmte Meister in der Tonkunst, dessen Name in erster Reihe unter den Musikern neben Mozart und Beethoven genannt wird.

Eine Stunde von Rohrau, in dem Städtchen Haimburg, lebte ein Verwandter des Vaters Haydn, der Schullehrer und Chorregent Frank, ein tüchtiger

Musiker. Wiederholt hatte er den Verwandten versprochen, einmal nach Hohenau herüber zu kommen. Die Aussicht auf diesen Besuch beschäftigte nun den guten Wagner außerordentlich. Er besprach und überlegte wohl, was sie dem musikerverständigen Vetter vorspielen wollten; denn Meister Mathias hatte eben auch in seiner Weise sein Theilchen Künstlerstolz, so gut, als irgend Einer.

Endlich, eines Sonntag-Nachmittags, erschien der lang Erwartete; da aber die Familie Haydn, wie gewöhnlich, im Wirthshause musicirte, ging auch er dort hin, und mischte sich unter die Zuhörer, bis das Concert zu Ende war. „Bravo, bravo!“ rief er dann, „Ihr seid ja ganz wackre Musikanten; aber Eins will ich Euch sagen, in dem da (dabei faßte er den kleinen Josef am Kopfe), da steckt ein tüchtiger Musiker, drauf wollt ich wetten. Gebt mir den Buben mit, ich will ihn unterrichten, in Allem, was er lernen will, — versteht sich unentgeltlich! Wer weiß, ob er nicht vielleicht ein berühmter Mann wird, irgend ein Kapellmeister mit großem Gehalt, von Kaisern und Königen geehrt und gesucht.“

Dem Wagner schwindelte ganz bei diesem Gedanken; er hatte auf seinen Reisen auch Manches gehört, wie große Musiker geehrt und ausgezeichnet werden, und der Vetter erzählte nun, mit stark aufgetragenen Farben, verschiedene Beispiele.

„Ach, was der Herr Vetter da sagt,“ unterbrach ihn endlich Vater Mathias. „Nichts für ungut, aber ich möchte doch wissen, aus was der Vetter Solches errathen will.“

„Aus seinem Geigenpiel!“ — versetzte Frank zur allgemeinen Verwunderung. „Gelt, das kommt Euch kurios vor,“ — fuhr er mit großem Selbstbewußtsein lächelnd fort, — „weil Ihr gar nichts davon gehört habt? — Aber unser eins braucht das gar nicht, und weiß doch, wie er daran ist.“ Und nun mußte Josef noch einige Liedchen singen und sang so allerliebste, daß der Vetter Schullehrer ganz entzückt seine Prophezeiung und sein Anerbieten nachdrücklichst wiederholte.

Vater Haydn wußte nicht recht, was antworten, und blickte fragend nach seiner Frau.

„Ei, das wäre freilich Alles recht schön, und eine große Güte vom Herrn Vetter, wofür wir sehr dankbar sein müssen,“ sprach diese ohne Besinnen; „aber der Seppel ist ja kaum fünf Jahre alt, und das ist denn doch gar zu jung, um in die Lehre geschickt zu werden.“

„Ja freilich, freilich!“ riefen da einige von den Gästen, „was kann einer denn mit fünf Jahren lernen!“

„Nun, macht das, wie Ihr wollt,“ versetzte Frank; „meine Zusage habt Ihr.“

Damit war denn für den Augenblick die Sache beigelegt. Man forderte nun den Vetter auf, im Hause der Verwandten Nachtquartier zu nehmen; er aber lehnte es dankend ab, er müsse heute noch heim kommen, und deshalb denn auch aufbrechen, um noch vor sinkender Nacht Haimburg zu erreichen. So verabschiedete er sich denn mit den Worten: „Ueberlegt's Euch wegen des Buben; wenn Ihr ihn mir bringt, ist er willkommen; ich behalte ihn.“

Mathias Haydn begleitete den Vetter noch eine kleine Strecke, dann kehrte er in's Wirthshaus zurück, um Frau und Kind abzuholen. Aber da war an ein Fortkommen so schnell nicht zu denken. Der Besuch, das Anerbieten und die Erzählungen des Schullehrers waren wie ein zündender Funke in die kleine ländliche Gesellschaft gefallen. Wäre der kleine Josef mit einem Male leibhaftig als Kapellmeister unter ihnen gestanden, es hätte kaum mehr Aufregung verursachen können. Da hatte Jeder etwas dafür oder dawider vorzubringen, je nach seiner Anschauung, und fast wären die Vertreter der verschiedenen Meinungen noch unter sich darüber in Streit gerathen.

Da erhob sich endlich Frau Marianne Haydn, und sprach: „Es ist hohe Zeit, daß wir heimgehn; komm, Mathias, nimm Deine Harfe, ich nehme den Buben, der ja vor der Hand jedenfalls bei uns bleibt. Was später geschehen soll, wollen wir dem lieben Gott anheim stellen, der ja besser weiß, als wir alle, was uns zum Heile gereicht.“ — Mit diesen Worten hob sie den Kleinen, der inzwischen fest eingeschlafen war, während man sich so lebhaft über seine Zukunft ereiferte, vom Stuhle, und verließ freundlich grüßend das Zimmer.

Als sie zu Hause angelangt, das Kind in sein ärmliches Bettchen legte, küßte sie es wohl doppelt innig, und dankte Gott, daß sie ihren kleinen Liebling nicht hergeben mußte, obgleich noch zwei jüngere Brüder ihre Sorge und Mühe in Anspruch nahmen. Auch der Vater wiederholte öfters: „Bin doch froh, daß wir den Seppel behalten haben.“ — Dennoch wollte ihm das, was der Vetter vom Kapellmeister mit großem Gehalt und von den Ehren und Auszeichnungen gesagt hatte, gar nicht mehr aus dem Kopfe; und je mehr er daran dachte, desto mehr schien es ihm, als beginge er ein Unrecht an seinem Kinde, indem er zögerte den Schritt zu thun, der zu solch glänzender Zukunft führen könnte.

So geschah es denn auch, daß nach Jahresfrist, — Anfangs April 1738, der nun sechsjährige Knabe wirklich dem Vetter Frank in Haimburg übergeben

wurde, von dem er nun Unterricht in den Elementar- Gegenständen und in der Musik erhielt.

In den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Frank's Hause, der als Chorregent auch für die Kirchenmusik zu sorgen hatte, starb plötzlich der Paukenschläger. Die Verlegenheit des armen Musikmeisters war um so größer, als die Charwoche ganz nahe war, welche viel Kirchenmusik erforderte. An allen benachbarten Orten waren daher auch die etwa vorhandenen musikalischen Kräfte unentbehrlich. In seiner Verzweiflung kam nun Frank auf den Gedanken, es mit seinem kleinen Zögling zu versuchen, der sich auch über alle Erwartung gut dazu anschickte. Aber nur einmal wurden dem Knaben die Kunstgriffe des Paukenschlagens auf dem Instrumente selbst gezeigt, und nun sollte er es üben ohne dasselbe. Wie aber das beginnen? Josef wollte so gerne dem Vetter seinen Eifer und guten Willen beweisen, und suchte nun allerwärts, ob er denn gar nichts Paukenartiges finden könnte. Da entdeckte er, zu seiner großen Freude, einen runden Korb, der zum Formen der Brode diente und daher auch in allen Vertiefungen noch Mehl enthielt. Zubeind



ergriff der Knabe den Korb, überspannte ihn mit einem Tuche, welches er mit Bindfaden so straff als möglich befestigte, stellte denselben auf einen Stuhl und begann nun seine Paukenübungen, ohne an etwas Anderes zu denken. Das unermülich durchgepaukte Mehl aber war so sehr in den gepolsterten Sitz des Stuhles eingebrungen, daß es kaum möglich war, ihn wieder völlig zu reinigen. Da gab es

denn freilich einen sehr fühlbaren Verweis! Aber der Vetter besänftigte sich bald wieder, da der kleine Paukenschläger seine Sache so gut machte, daß er gar keines anderen mehr bedurfte für sein ländliches Orchester.

Haydn sprach in seinen späteren Jahren oft und gern von dieser Lebensperiode.

„Ich danke es diesem Manne noch im Grabe,“ pflegte er zu sagen, „daß er mich so viel gelehrt und mich so strenge zu Fleiß und Ordnung angehalten hat, wenn ich gleich dabei mehr Prügel als zu essen bekommen habe; wer weiß, was sonst aus mir geworden wäre.“ —

Zwei Jahre waren verfloßen, seit Josef das elterliche Haus verlassen, wohin er in dieser Zwischenzeit nur ein einziges Mal zu Besuch gekommen war. Vater und Mutter hatten ihn abwechselnd einige Male besucht, und waren nicht minder verwundert und erfreut über seine Fortschritte als beflissen, dem Knaben wiederholt einzuprägen, welch seltenes Glück ihm durch die Güte des Veters zu Theil geworden sei. — So war der kleine Josef, der ja gar keine Gelegenheit hatte, seine Lage mit der anderer Kinder etwa zu vergleichen, denn auch, trotz Hunger und Prügel, fest überzeugt, daß er zu den glücklichsten Erdenkindern gehöre, und dachte nicht daran, daß es auch solche geben könnte, die mehr und besser zu essen und weniger Schläge bekämen, als er.

Seine glücklichsten Stunden brachte Josef im Pfarrhose zu. Der Dechant von Haimburg, ein freundlicher, musikliebender Mann, hatte große Freude an dem talentvollen Knaben, und besonders an seiner wunderschönen Stimme. Er unterhielt sich gern mit ihm und ließ ihn auf seinem Klavier spielen, das viel besser war, als das des Veters Frank, gab ihm schöne Bücher zum Lesen und zuletzt, wenn er seine Sache gut gemacht hatte, noch die Erlaubniß, im Garten des Pfarrhofes so viel Obst zu essen, als er Lust hatte, je nachdem die Jahreszeit eben etwas bot.

Eines Abends im Sommer 1740 wurde Josef eiligst in den Pfarrhof beschieden, mit dem Bemerkten, man solle ihm aber seine besten Kleider anziehen.

Der Hofkapellmeister Reuter aus Wien, ein Jugendfreund des Pfarrers, war angekommen diesen zu besuchen und einige Tage bei ihm zu verweilen. Reuter war zugleich Chorregent an der Stephanskirche und Vorstand des „Kapellhauses“ in Wien, eines Institutes, in welchem musikalisch begabte Knaben aufgenommen und in allen damals üblichen Kenntnissen unterrichtet werden sollten, vorzüglich

aber in der Musik und ganz besonders als Singknaben für die Kirche ausgebildet wurden.

Der Pfarrer erzählte seinem Freunde alsbald von dem kleinen Haydn, und dieser verlangte ihn sofort zu sehen.

Als dies Frank vernahm, legte er selbst also gleich seinen schönsten Sonntagsstaat an, um seinen Zögling dem Herrn Hofkapellmeister persönlich vorzustellen und den ihm gebührenden Antheil an dessen Erfolgen in Empfang zu nehmen.

Auf dem Wege nach dem Pfarrhof erhielt Josef noch weise Ermahnungen, wie er sich dem Herrn Hofkapellmeister gegenüber zu benehmen habe. Dort angelangt konnte er aber, außer einer tiefen Verbeugung, wenig davon zur Anwendung bringen.

Der Pfarrer faßte ihn gleich bei der Hand und stellte ihn seinem Gaste mit den Worten vor: „Da ist unser kleiner Musikant.“

„Ich höre, Du kannst gut singen,“ sprach Reuter, „getraust Du Dir dieses vom Blatt zu singen?“ Mit diesen Worten gab er dem Knaben einige lateinische und italienische Gesänge in die Hand und setzte sich an's Klavier.

„O ja, das kann ich schon;“ erwiderte dieser, nachdem er die Noten durchgesehen.

Und wirklich sang der achtfährige Knabe die niedergelegenen Musikstücke nicht nur ohne Fehler, sondern mit so viel Ausdruck und Verständniß, daß Reuter seine Erwartungen weit übertroffen erklärte.

„Kannst Du denn auch einen Triller schlagen?“ fragte er.

„Einen Triller? Nein! Das kann aber der Herr Better Schullehrer auch nicht!“ antwortete treuherzig der Kleine.

Reuter und der Pfarrer brachen in lautes Lachen aus über diese kindliche Entschuldigung, und Frank mußte ehrenhalber wohl auch mit einstimmen.

„Nun, gib Acht,“ fuhr der Kapellmeister fort, „ich mache Dir den Triller vor, dann versuchst Du es, ihn nachzumachen.“

Kaum hatte Reuter den Triller geschlagen und

dem Kleinen die Anweisung gegeben, wie er es zu machen habe, als dieser es zu versuchen begann, und zwar mit so viel Glück und Geschick, daß er schon bei dem dritten Versuch einen ganz untadelhaften, schönen Triller schlug, und der Kapellmeister hochentzückt, unter lautem „bravo, bravissimo“ in die Tasche griff und ihm einen blanken Zwanziger schenkte, dann einen Teller voll der herrlichsten Kirschchen vom Tische nahm und sie dem Knaben mit den Worten gab: „Da, Büberl*); hast mir eine große Freud' gemacht, sollst auch eine haben; laß Dir's schmecken.“

Darauf, zu Frank und dem Pfarrer gewendet, rief er: „Hört, den Buben da nehm' ich mit nach Wien, in's Kapellhaus; mit dem leg' ich Ehre ein,

bei meiner Kaiserin Majestät! Einen solchen haben wir gar nicht in Wien; den nehm' ich gleich mit, den kann ich just brauchen.“

Frank und der Pfarrer meinten, der Knabe sei doch noch gar zu jung; Reuter aber ließ keine Einwendung gelten. „Er soll ja nicht als Soldat oder Handwerksbursche ausmarschiren,“ erwiderte er, — und lernen, singen und wachsen könne der Kleine in Wien so gut und noch besser



als hier in Haimburg. —

Es wurde also gleich am folgenden Tage ein Bote nach Rohrau mit einem Briefe an Mathias Haydn geschickt, um dessen Einwilligung einzuholen.

„Der Hofkapellmeister will den Sepperl mit nach Wien in's kaiserliche Kapellhaus nehmen!“ Das schien Herrn Mathias der direkte Weg zur Erfüllung seiner stolzen Hoffnungen für seinen Erstgeborenen. Er zauderte daher nicht lange, seine Zustimmung zu geben. Schwerer wurde es der sorgsamen Mutter. Der Gedanke, den Kleinen so weit entfernt, in der großen Kaiserstadt, unter lauter fremden Menschen zu wissen, that ihr unsäglich wehe. Endlich aber stimmte auch sie ein, und am nächsten Tage wan-

*) Es war dies Reuter's gewohnte Anrede.

berten die beiden Eltern von Rohrau nach Haimburg, um ihre Einwilligung selbst zu überbringen und ihren kleinen Josef vor seiner Abreise noch einmal zu sehen.

Wenige Tage später fuhr der achtjährige Knabe in seinem ländlichen Gewande, an der Seite des Herrn Hofkapellmeisters und Directors durch die Straßen der alten Kaiserstadt Wien, bis zum Kapellhaus, wo er nun fortan zu bleiben hatte. — Da war es denn freilich ganz anders, als in Haimburg und in Rohrau; nur Schläge und Hunger scheinen freilich auch hier häufig sein und seiner Kameraden Antheil gewesen zu sein. „Und so meinte ich denn,“ sagte Haydn, wenn er später von seinem Aufenthalte daselbst sprach, „es müsse eben überall so sein.“

Bald hatte Josef es so weit gebracht, daß ihm gestattet wurde, in der Stephanskirche als Chorknabe mitzuwirken. „Das war ein unbeschreiblicher, unvergeßlicher Augenblick,“ erzählte Haydn noch in späteren Jahren, — „als ich, der nie eine andere Kirche, als die bescheidenen Gotteshäuser in Rohrau und Haimburg gesehen, mich plötzlich in der herrlichen, ehrwürdigen Kathedrale befand. Neben der gewaltigen Orgel stehend, schaute ich vom Musik-Chor hinab und hinaus in die weiten, dunklen Hallen, nur matt erhellt von dem durch die hohen, buntgemalten Fenster gebrochenem Lichte. Die unzähligen Standbilder an den riesigen Pfeilern, die ich nur in unbestimmten Umrissen gewahrte, schienen sich zu regen, und mir gegenüber, in einer Entfernung von mehr denn dreihundert Fuß, strahlte der Hochaltar in einem Meer von Licht. Mir war's, als sei ich in einer ganz anderen Welt, ich hatte in diesem Augenblick alles Uebrige vergessen.“

Als nun die mächtige Orgel ertönte und die herrlichen Stimmen, und ein Meer von Tönen, durch die weiten Räume hinwegte und Josef selbst mit-singen mußte, da war es ihm gar wundersam zu Muthe; er mußte immer daran denken, was die Mutter ihm vom Himmel und den lieben Engeln erzählt hatte, die immer den guten Kindern nahe sind, und er faltete die Händchen und sang, und dachte, so müsse es wohl im Himmel sein. Der Knabe hatte noch niemals gute Musik gehört, es war daher wirklich eine neue Welt für ihn, und er hatte in jener Stunde, wenn auch nicht das klare Bewußtsein seines Berufes, — doch das ahnende Gefühl, daß er in dieser neuen Welt heimisch sein und bleiben werde.

Seine Lust am Studium der Musik wuchs nun mit jedem Tage; Haydn lernte alle damals gebräuch-

lichen Instrumente spielen, was ihm später als Komponisten von großem Nutzen war.

„Meine ersten Versuche in der Komposition,“ erzählte Haydn später, — „durchsah Neuter wohl hie und da, und lachte über meine unreifen Versuche, über Sätze, die Niemand singen und spielen konnte; doch eine eigentliche Anleitung gab er mir nie, und so mußte ich mich durch einen wahren Irthumgarten von Irthümern durcharbeiten. Ich glaubte damals, je mehr Noten auf dem Papier, desto besser sei die Arbeit.“ —

Mit zehn Jahren schrieb der junge Haydn eine Messe nur für Singstimmen, und bald darauf ein zwölfstimmiges Stabat mater. Als Neuter dieses durchsah, rief er: „Du dummes Büberl, meinst nicht, es wären vier Stimmen auch genug?“ — Indes war er über Josef's Fortschritte so erfreut, daß er dessen Vater, als dieser zum ersten Mal nach Wien kam, um sein Kind zu besuchen, versicherte: wenn er zwölf Söhne hätte, wollte er sie alle in's Kapellhaus nehmen, weil ihm der Josef so viele Freude mache.

Vater Mathias ließ sich das nicht zweimal sagen; er nahm den Kapellmeister beim Wort und brachte bald darauf seinen zweiten Sohn Michael*), und später einen dritten, Johannes**), welche beide mit schönen Stimmen begabt waren, in's Kapellhaus.

Der übrige Unterricht war in dem Institute, selbst nach den geringen Ansprüchen der damaligen Zeit, auf das Unentbehrliche beschränkt, und auch die leibliche Verpflegung der Knaben entsprach durchaus nicht den großmüthigen Absichten der Kaiserin, die für jeden derselben jährlich 700 Gulden bezahlte. Hunger und immer wieder Hunger war die fortwährende Sorge und Klage; daher denn auch großer Jubel bei den Knaben, wenn sie bei den Hofconcerten verwendet wurden, wo sie jedesmal ein gutes und reichliches Nachtessen erhielten.

Nachdem Haydn das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hatte, begann seine schöne Sopranstimme merklich abzunehmen; indessen war sie so kunstreich ausgebildet, daß er noch bei allen Gelegenheiten die Soli's zu singen hatte.

Eines Tages aber machte die Kaiserin scherzend die Bemerkung: Josef Haydn singe nicht mehr, er krähe. — Das war mehr als hinreichend für den Kapellmeister, einen andern Solisten zu wählen. Die

*) Michael Haydn, geb. den 14. Septbr. 1737 zu Rohrau, gest. als Kapellmeister zu Salzburg 1806. — Ausgezeichnet als Kirchencompositenr.

**) Johannes, geb. 1743, gest. 1805, fürstl. Esterhazy'scher Hof- und Kapellänger.

Wahl fiel auf Josef's jüngeren Bruder Michael, welcher bei einer kirchlichen Feier in Kloster Neuburg, der die Kaiserin beiwohnte, mit so großem Erfolg als Solofänger zum ersten Male auftrat, daß Maria Theresia ihn zu sich rufen ließ und mit 24 Dukaten beschenkte.

„Was machst Du nun mit dem vielen Gelde?“ fragte Reuter den freudig überraschten Knaben.

„Unfrem guten Vater ist vor Kurzem ein Thier gefallen,“ erwiderte Michael, „und da will ich ihm die Hälfte schicken; die andere Hälfte bitte ich Sie mir aufzuheben bis zur Zeit, wo auch meine Stimme bricht.“ —

Da nun Josef's Stimme nicht mehr tauglich war, bei den Musikleistungen der Chorknaben mitzuwirken, so war die nächste Folge davon sein Austritt aus dem Kapellhause. Leider wurde derselbe noch durch einen Zwischenfall unerwartet beschleunigt. Die Knaben trieben nämlich in ihren Freistunden oft tollen Muthwillen. Bei einer solchen Gelegenheit schnitt Josef einem Kameraden, der sein Haar in einen Zopf gewickelt trug, diesen ab.

Die Sache kam als Anklage vor den Director, der Josef zu Stockschlägen verurtheilte.

Der sechzehnjährige Jüngling, der die Schmach noch mehr als die Schmerzen scheute, bot Alles auf der Strafe zu entgehn. Er bat, ihn lieber sofort, aber ungestraft zu entlassen, obgleich er nicht wußte, wo sein Haupt hinlegen.

Aber Reuter, obgleich er des Knaben ehrliche Reue sah, ließ nicht mit sich handeln: „Da hilft nichts, Du wirst erst geprügelt, und dann marsch!“ — Also lautete der strenge Ausspruch des unerbittlichen Kapellmeisters.

So wurde denn Josef verabschiedet; arm, rath- und hilflos, ohne jegliche Aussicht für die Zukunft, stand er nun allein in der großen Welt, die er nicht kannte, umgeben von Gefahren, von welchen er keine Ahnung hatte. Seine ganze Habe bestand in drei schlechten Hemden und einem abgetragenen, ausgewachsenen Anzug. Die Eltern waren tief bekümmert, aber geben konnten sie ihm nichts. Die besorgte Mutter meinte, er solle in ein Kloster gehen, um doch seines Unterhaltes sicher zu sein, — der Vater schüttelte bedenklich den Kopf über diese Enttäuschung seiner stolzen Hoffnungen; Niemand aber wußte Rath und Hilfe zu schaffen.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Die kleine Gemüsehändlerin.

Gebicht von Karl Gerok. Holzschnitt nach einer Zeichnung von Ludwig Richter.



L. R.

Da sitzt das arme gute Kind
Barfüßig auf dem Stein,
Im leichten Rod, im kühlen Wind,
Und bittet stumm: „Kauft ein!
Kauft ein, noch ist mein Körbchen voll,
Mein Beutelein fast leer,
Das ich nach Hause bringen soll
Von Silbermünzen schwer!
Kauft schöne junge Rüben!“

Mein Brüderlein liegt krank zu Haus,
Der Mutter fehlt's an Brod,
Der Vater zog in Krieg hinaus
Und liegt in Frankreich todt.
Manch schmuckes Mägdlein wohlgemuth
Hüpft leicht des Wegs daher,
Mir armem Kind, mir jungem Blut
Wird Kopf und Herze schwer.
Kauft schöne junge Rüben!“ —

Manch dreistes Marktweib mit Geschrei
Preist seine Waare an,
Geht nicht am armen Kind vorbei,
Das noch nicht feilschen kann.
Seht wie so sanft sein Auge blickt,
Mit schüchternem Begehr:
„Ach wär mein Beutelein gespickt,
Ach wär mein Körbchen leer!
Kauft schöne junge Rüben!“

Das bucklige Mädchen.

Nach einem Motiv von Richard Leander*)

von

Wilhelm Osterwald.

War einmal ein kleines Mädchen, Gretchen
Nannt' es seine liebe Mutter. Gretchen
War nicht hübsch, ach nein, es war verwachsen,
Hatte zwischen seinen beiden Schultern
Einen Höcker, der es arg entstellte.
Auch sein Antlitz war nicht schön zu nennen,
Lange Krankheit macht' es bleich und länglich;
Doch es hatte wunderschöne Augen,
Sanft und rein und tiefblau wie die Blume,
Die das Kornfeld schmückt und alle Kinder,
Die vorbeigehn, reizt, sie abzupflücken
Sich zum Kranzschmuck; aber noch viel schöner
Als die Augen war des kleinen Gretchens
Herz. Drum war's auch seiner Mutter Liebling,
Die es herzt' und küßt', die schönsten Märchen
Und was Kindern sonst lieb, ihm erzählte
Und alltäglich ging mit ihm spazieren,
Wenn's das Wetter litt, hinaus in's Freie,
Auf den Feldrain, über Wiesenpfade,
In den Waldrand, oder wo sie sonst
Hoffte mit dem Kinde sein zu können,
Ohn' der Menschen Blick es auszusehen;
Denn sie fürchtete des Kindes Kränkung.
Und dann war's der Mutter größte Wonne,
Wenn des Sonnenscheins sich Gretchen freute,
In die kleinen weißen Händchen klatschte,
Wenn es einen Schmetterling erblickte,
Seinem Gaukeln folgte mit den Augen,
Doch zu haschen nimmer ihn begehrte,
Weil es ihm sein liches Leben gönnte;
Oder auf der Wiese Blumen pflückte
Und mit unscheinbaren Gräserrispen
Sie zu Sträußen oder Kränzen zierlich
Ordnete und mit der lieben Mutter
Herzig plaudert' und so freundlich lacht', als
Wär' es ganz gesund und nicht gebrechlich.

Wenn der Rückweg dann nach Hause dennoch
Ueber vollbelebte Straßen führte,
Fragte Gretchen wohl die liebe Mutter:
„Lieb Mamachen, warum sehn die Leute

Sich so oft nur nach mir um und machen
Dann so Augen, als wenn sie sich wundern?“
„„Liebes Kind““, erwiderte die Mutter,
„„Weil du trägst ein gar so schönes Kleidchen;
„„Das bewundern, wenn sie's sehn, die Leute.““

Gretchens Kleid war schlicht und äußerst einfach;
Doch die Mutter wollt's dem lieben Kinde
Nicht zu Leide thun, den Grund zu sagen,
Der den Blick der Leute immer wieder
Auf die kleine bucklige Verwachsne
Lenkte, die doch selber nimmer ahnte,
Daß sie von Gestalt war mißgebildet.

Doch die Mutter grämte sich im Stillen;
Denn ihr Mann, der Vater Gretchens, hatte
Gretchen nicht so lieb, wie sie es wünschte,
Und war nimmer freundlich zu der Kleinen,
Wenn das liebe Kind auch alle Abend
Betete für ihn wie für die Mutter
Und ihn jeden Morgen froh begrüßte
Wie ein Kind, das seinen Vater lieb hat.

Und die Mutter wurde blaß und blässer,
Schwach und schwächer in den zarten Gliedern,
Ach! und konnte mit dem lieben Kinde
Nicht hinaus mehr wandeln in das Freie,
Burde krank und starb. Ihr letzter Seufzer
Klagt' auf Gretchens Lippen: „Ach! wer soll nun
Mit dir gehn und plaudern und dich lieben?
Armes Kind, nun bist du ganz verlassen!“

Kaum ein Jahr war's nach der Mutter Tode,
Als der Mann die zweite Gattin freite.
„Sollst nun wieder eine Mutter haben,
Gretchen.“ „„Ach wie schön das sein wird, wenn sie
Mit mir spielt und lacht und mir erzählt
Und mit mir spazieren geht; denn lange,
Ach! so lang ist's her, daß ich im Freien
Bei den lieben Blumen nicht gewesen.““

Doch die zweite war nicht wie die erste,
War nicht freundlich mit dem armen Gretchen,
Spielte nicht und lachte nicht wie jene,
Ging auch nimmer mit dem Kind spazieren —
Ach! sie war nicht Gretchens rechte Mutter.

*) Träumereien an französischen Kaminen von R. Leander. Vierte Aufl. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Eine Perle der deutschen Märchenliteratur und ein Familienbuch, an dem Alt und Jung sich erfreuen kann.

Blas und bläßer ward das kleine Gretchen,
Sehnte sich nach Luft und Sonnenscheine
Und nach ihren Wald- und Wiesenblumen.
Und an einem schönen Sommertage
Sprach's zur zweiten Mutter, die sich eben
Zum Spaziergang pufte: „Liebe Mutter,
Nimmst du mit mich heute zum Spaziergang?“

Sprach die Frau mit spottender Verwundrung:
„Zum Spaziergang dich? wie kannst du's glauben?
Bist verwachsen ja, hast einen Buckel,
Und mit Buckligen ist's doch unmöglich
Auf der Straße sehen sich zu lassen;
Alle Leute würden stehen bleiben
Und darüber lachen.“

Still war Gretchen,
Sagte nicht ein Wörtchen zu den Worten.
Aber als die Frau nun war gegangen,
Schob das Kind den Tisch sich vor den Spiegel,
An den Tisch den Stuhl und klettert' mühsam
Auf den Stuhl und auf den Tisch am Spiegel,
Um zu sehen, ob sie einen Buckel
Wirklich hätte, wie die Frau gesagt.

„Es ist richtig, ich bin wirklich bucklig,“
Sagte sie; „ach! meine erste Mutter,
Die so gerne ging mit mir spazieren
Und so lieb mich hatte und so gut war,
Hat mir nie von solchem Ding gesprochen.
Aber richtig ist es, bucklig bin ich! —
Wozu solch ein Buckel wohl mag dienen?
Was wohl drinnen stecken mag verborgen?
Lieber Gott, ich wüß' es gar zu gerne!“

Also sprach das arme kleine Gretchen,
Stieg vom Tisch und auf den Stuhl hernieder,
Setzte sich und dacht' und sann noch lange,
Was wohl in dem Buckel stecken möchte.

Wenn das Kind dann durch die Fenster blickte
In den schönen Sonnenschein da draußen,
Dacht es schmerzlich seiner rechten Mutter,
Die so gerne ging mit ihm spazieren,
Mit ihm lacht' und spielt' und ach! so gut war.
Doch es klagte nicht, nur still und leise
Flossen ihm aus seinen blauen Augen
Große Thränen über's bleiche Antlitz.
Alle Tage dacht' es seit dem Tage
Seiner Mutter, die im Himmel wohnte,

Alle Abend schlief's mit dem Gedanken
An die rechte Mutter ein mit Thränen,
Bis es einschlief, um für's Erdenleben
Nimmer zu erwachen. —

Da 's im Grab lag,
Schwebt' ein Engel Gottes zu ihm nieder;
Christus selber, der die guten Kinder
Alle lieb hat und zu sich beruset,
Hatt' ihn hergesandt, und er berührte
Sanft das Grab und rief: „Erwache, Gretchen,
Stehe auf und komm zu deiner Mutter
In den Himmel!“

Gretchen hört's, ihr war es
Wie im Traum: gleich der geschlossnen Knospe
Glaubte sie im Sarge dort zu liegen;
Doch nun wehten süße Frühlingschauer
Ihr durch Seel' und Leib, und ihre Bande
Lösten leise sich — und sie erwachte
Und stand auf, doch schämte sich des Buckels
Vor dem lichtumflossnen Engel Gottes
Und sprach kleinlaut: „Hab' ich recht gehört?
In den Himmel, sagst du, soll ich kommen?
Können denn auch Bucklige, wie ich bin,
In den Himmel kommen? Bitte, sag mir's.“
„O du gute, reine Kindesseele,“
Sprach der Engel, „hast ja keinen Buckel,
Sieh doch selbst!“

Und er berührte leise
Die Erhöhung zwischen ihren Schultern,
Und ihr war's, als wehten Frühlingschauer
Ihr durch Seel und Leib, der Knospe Bande
Lösten leise sich, denn die Erhöhung
Ging nach beiden Seiten aus einander,
Und ein Paar der schönsten Engelsflügel
Schwoll daraus hervor.

Da wußte Gretchen,
Wozu gut der Buckel ihr gewesen,
Der die Flügel ihr umgeben hatte,
Folgte froh dem Engel, welcher winkte,
Flog ihm nach und schwebte mit ihm selig
Hoch und immer höher in den Himmel,
Bis sie war bei ihrer rechten Mutter,
Als verklärter Engel sie umarmte
Und auf Gottes blühnden Himmelsraume
Mit ihr Blumen ew'ger Freude pflückte.

Jugenderinnerungen.

Von

A. W. Grube.

I.

Festzeiten.

Jetzt, wo ich so zu sagen alle Tage Sonntag und das ganze Jahr Ferien habe, wo der Alltag und Sonntag sich fast gleichen wie ein Ei dem andern, wo ich arbeiten oder spazieren gehen kann, wann und wie mir's beliebt: da will mir's scheinen, als seien die Sonntage viel weniger sonntäglich und die Festtage viel weniger festlich als in der Jugendzeit. Ja, liebe Jugend, auf deiner Zeit ruht ein Sonnenglanz, vor dem aller sonstige Glanz des späteren Alters erbleicht, in deinem Herzen ruht eine Poesie, vor welcher alle Kunstpoesie der Dichter die Segel streichen muß. So lange man aber jung ist, weiß man's nicht, wie glücklich man ist, und sehnt sich nach den Mannesjahren. Der Mensch greift immer nach dem, was von ihm weit entfernt ist, dem Kinde gleich, das nach dem Monde hascht.

Was war es denn nun aber, was mir die Feste so festlich machte, wenn ich von dem Unterschied der Jahre ganz absehen will? Als Schüler mußte ich doch erschrecklich viel sitzen und schwitzen, — puer sudavit et alsit, sagte schon der kluge Horaz, die armen Knaben bedauernd. Doch das war's ja eben, daß wir lernen und arbeiten mußten und dies als ein unabänderliches Schicksal erkannten. Denn nun erst standen im Hintergrunde der Schulzeit wie trostreiche Sterne die Ferien. Ferien in den Hundstagen, Ferien in der obstreichen Herbstzeit, Ferien zu Weihnacht, zu Ostern und Pfingsten. Welche Wonne! Wenn die Schule nach den Ferien wieder anfing, so war ja das nur, um in zwei Monaten und zwanzig Tagen wieder geschlossen zu werden, und je näher dann die Ferien rückten, desto höher schlug das Herz und desto schneller die Pulse.

Wohlweislich löste ich meine Ferienaufgaben gleich in den ersten Tagen, um dann desto freier mit meiner Freiheit schalten und walten zu können. Zwei besonders stark hervorbrechende Neigungen befriedigte ich am liebsten: das Wandern auf nahe und ferne Bergeshöhen und das Lesen von Werken der Dichtkunst in Poesie und Prosa. Ich war nicht sehr wählerisch und las von Büchern, was ich erhalten konnte. Rittergeschichten, ich glaube von Spieß, ein Band von Shakespeare's sämtlichen Werken, die ersten Bändchen der im bibliographischen Institut zu Hildburghausen erscheinenden Miniaturbibliothek deutscher Klassiker, Alles wurde frisch

weg gelesen und das erhöhte nicht wenig meine Festfreude. Ich ging in der Bücherwelt ebenso auf Entdeckungen aus wie auf meinen einsamen Wanderungen an den Abhängen des Brodens.

Am Sonnabend wurden regelmäßig Zimmer, Hausflur, Treppe, Tisch und Bänke gewaschen, und auf den Tritt vor dem Hause, in den Hausgang und das Wohnzimmer wurde frischer weißer Sand gestreut. Ohne gescheuerte Stube kein Fest! Ich mußte ferner am Festvorabend meine Sonntagskleider ausklopfen und meine Stiefel wischen. Die blanken Stiefel und Schuhe, alle in Reih und Glied gestellt, erweckten schon am Sonnabend das Sonntagsgefühl.

Nur an den hohen Festtagen wurde die übliche Suppe mit Rindfleisch noch von einem Kalbs- oder Schweinebraten begleitet. Das Wort „Braten“ hatte für mich einen festlichen Schimmer und Wohlklang. Daß zum Feste auch Kuchen gebacken wurden, verstand sich ohnehin. Ich mußte manche Bestandtheile vom Kaufmann holen; am liebsten erfüllte ich den Auftrag, Rosinen und Mandeln zu holen, von denen je eine unterwegs genascht wurde, doch mehr nicht.

Wer alle Tage ein feines frisch gewaschenes Hemd anzieht, gebratenes Fleisch ißt und auf Teppichen geht, der weiß kaum, was eine gescheuerte Stube, ein Festkuchen und Festbraten dem Volke ist, das sich nur an Sonn- und Feiertagen der weißen Hemdärmel und feineren Kleider erfreuen kann; der hat aber auch keine so hohen Festtage, wie sich das Volk ihrer erfreuen darf.

An jedem heil. Abend um 6 Uhr und dann am Feste selber vor dem Gottesdienste zwei Mal ward mit allen Glocken geläutet: das stimmte zur Andacht. Die kleine Stadt Wernigerode hat ein ausgezeichnetes Geläut. Zu den sonoren Alt- und Bariton-Stimmen der Glocken der Neustädterkirche kamen Sopran, Alt, Tenor und tiefer volltönender Baß des Oberpfarre — die große Glocke wurde nur an den hohen Festen in Bewegung gesetzt — und in dieses ernste Glockenzert mischten sich noch die hellen Stimmen der kleinen Glocken von der Schloßkapelle und der St. Theobaldikirche in Nöschendorf, sowie auch zweier Hospitalkirchen. Die Berliner Jugend entbehrt viel, daß sie statt solchen harmonischen volltönenden Glockengeläutes nur Droschkenlärm hat. Die Entfernungen sind in

großen Städten zu groß, um ein Zusammenklingen zu ermöglichen. Wie tief sich aber solche Eindrücke wie ein schönes Kirchenglocken-Geläut, der jungen Seele einprägen, das mögen auch diese Zeilen darthun, deren Verfasser nicht ohne eine gewisse Begeisterung des Festgeläutes seiner Vaterstadt Erwähnung thun kann, jenes freundlichen Harzstädtchens, dessen schönes, alterthümliches Rathhaus Euch hier im Bilde vorgeführt wird.



Die Krone aller Feste war natürlich das liebe Weihnachtsfest. Es wirft seinen Lichtglanz, seine herzdurchwärmenden Strahlen noch in meine alten Tage, und verkärt sie mit dem rosigen Schimmer der Erinnerung. Und doch bekam ich nicht einmal einen Christbaum angezündet — einen solchen herzurichten hatten die Eltern keine Zeit, da es gerade vor dem Fest am meisten zu thun gab. Das Christkind bescheerte mich von Seiten der Eltern eine Schüssel mit rothbäckigen Äpfeln, mit Walnüssen und Braunschweiger Honigluchen; von Seiten der Großmutter abermals einen Teller mit Nüssen und Äpfeln, in deren einem ein blanker Harzgulden steckte. Auf dem Allen lag noch etwa ein Shawl, eine Pelzmütze oder ein Halstuch, ein paar Handschuh. Das war Alles. Und ich hatte nicht weniger mich auf die Bescheerung gestreut und nicht weniger meine Freude an dem Wenigen, als andere Kinder an ihrem Viel und Vielerei.

Wie hurtig sprang ich aus dem Bette, wenn

am ersten Weihnachtstage früh 6 Uhr alle Glocken zu läuten begannen. Schnell war der Morgenanzug beendet und nun eilte ich, von einem Diensthofen begleitet, mit einem Wachsstock in der Hand, in die Kirche des Nicolai-Hospitals, wo — eine Sitte aus alter katholischer Zeit — eine Lichtermette gehalten wurde. Jung und Alt hatte sein brennendes Wachslight, auf dem Altar brannten die Kerzen, auf der Kanzel auch zwei, und der von der Decke der Kirche herabhängende Kronenleuchter war auch angezündet. Aus dieser mit Lichtglanz erfüllten Kirche erscholl zu den Tönen der Orgel der Allen wohlbekannte Choral: „Lob, Gott, ihr Christen allzugleich, in seinem höchsten Thron!“ Während ich in der Kirche war und die Predigt von der Geburt des Heilandes vernahm, bereitete die Mutter daheim den Kaffee, schnitt den Festluchen in Streifen — und das Christkind stellte seine Gaben auf.

Bald sollte ich aber auch thätigen Antheil an der Festfreude der Gemeinde nehmen und ihre Erbauung fördern helfen. Der Musikdirector Wolf, der meine musikalischen Anlagen bemerkt hatte, unterrichtete mich frühzeitig im Klavierspiel, Generalbaß und Orgelspiel. Er gedachte sich in mir einen Vertreter heranzuziehen, der ihn in seinem Organisten-Amte unterstützen sollte. Und es dauerte nicht lange, so spielte ich regelrecht meinen Choral mit Vorspiel und Zwischenspiel auf der Orgel und begleitete den Gesang der Gemeinde. Kaum reichten meine Füße auf's Pedal, und wenn an Festtagen beide Manuale des vollen Werkes gezogen wurden, dann hatte ich einige Mühe, mit meinen zarten Händen die schweren Tasten zu bewältigen. Aber die Tonfülle der Orgel, ihre kräftigen Bässe, Posauern und Trompeten brachten mich so in's Feuer, daß ich den mitunter gar zu schleppenden Gesang der Gemeinde auch mit fortriffl, zumal wenn bewegtere Rhythmen, wie „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!“ gesungen wurden.

Fassen wir nun die hervorgehobenen Festmomente in wenigen Zeilen zusammen: Gescheuerte Zimmer mit weißem Sande auf der Diele, sehr blank gewichste Stiefel und festliche Kleider, Apfel-, Kuchen- und Bratenduft, die Gaben des Christkinds, Orgelton und Glockenklang, Gesang und Festpredigt, brennende Wachskerzen und freudengeröthete Kindergesichter — ich meine, es war Alles beisammen, was die Festtage festlich zu machen vermochte.

Die ganze Winterszeit war im Grunde genommen eine Festzeit. Nach der Schule wurde auf den vielen Hügeln, welche meine Vaterstadt umgeben, Schlitten gefahren und nachdem ich das zehnte

Jahr zurückgelegt, wurden die Schlittschuh unter die Füße genommen. Die Teiche um Vernigerode boten treffliche Eispiegel. Als ich einige Festigkeit erlangt hatte, liebte ich's, bis spät in die Dämmerung hinein zu laufen, und wenn dann der Mond am Osthimmel aufstieg und einige Stellen des Teiches wie helles Silber glänzten, während andere in tiefen Schatten traten und die kahlen Weiden ringsum so recht gespenstisch dastanden und die Lehrenbüschel des Rohres im Teiche geheimnißvoll flüsternten: dann überkam mich jene Märchenstimmung der „mondbeglänzten Zaubernacht“, die den Sinn gefangen hielt, um der Phantasie desto freieren Lauf zu lassen.

Die Lust an der Märchenpoesie wurde daheim reichlich genährt. Abends in der Dämmerung sprach Nachbar Mehrhorn, der Wagner, vor, der Musäus Volksmärchen und die Märchen aus Tausend und einer Nacht meisterhaft erzählte. Schaurig süßes Gefühl, wenn meine Seelenaugen in diese Welt des Wunders schauen durften! Wenn eingeschlachtet wurde und der Fleischer Abends die Würste füllte, dann erzählte derselbe allerlei Spulgeschichten von feurigen Drachen, Irrlichtern, von glühenden Kohlen im Walde, die eitel Gold waren; ein Bergmann wußte vom Berggeist zu erzählen, der allerlei neckische Gestalten annahm, seinen Lieblingen die Taschen mit Gold und Silber füllte, den ihm Mißliebigen aber den Hals umdrehte. Aber auch manche der schönsten Märchen, die in der Sammlung der Gebr. Grimm gedruckt worden sind, waren damals noch im Munde des Volks der Grafschaft Vernigerode. Die Geschichte vom Gevatter Tod, vom Knüttel aus dem Sack u. erzählte der Vater sehr gut, die Geschichte von Schneewittchen, von dem Fischer und seiner Frau (plattdeutsch) einer meiner Schulkameraden, der sie in seiner Familie vernommen.

Jedes Märchen, das gut erzählt wurde, bereitete mir eine Feststunde; das gelesene Märchen ist bei Weitem nicht das, was das gehörte ist. Das trauliche Beisammensein, die Stille, mit welcher Alle lauschen, und die Spannung, mit der sie am Munde des Erzählers hangen, die Dämmerungsstunde oder der Lampenschimmer, um welchen sich die Familie versammelt hat: das alles ergreift das Gemüth. Wenn ich das Geld dazu hätte, so würde ich für die Winterabende einige Duzend guter Märchenzähler anstellen und diese besolden, damit sie von einem Ort zum andern wanderten und mit ihren Geschichten der lieben Jugend ein Fest bereiteten.

Doch ich muß noch zweier Festfreuden Erwähnung thun, die mir lebhaft im Gedächtniß geblieben sind. Die eine war der sogenannte Actus des Ly-

ceums, die öffentliche Redeübung, in welcher auf dem kleinen Theater des Schulsaales Gedichte recitirt und kleine Schauspiele aufgeführt wurden. Die Lehrer gaben sich viel Mühe, uns die nöthigen Gesten, Haltung, Ton der Stimme u. einzüben und über den Proben ward auch wohl manche Schulstunde versäumt. Aber unsere Sprach- und Stylbildung gewann doch viel durch diese Redeübungen. War Alles vorbereitet, dann erging die Einladung an Eltern und Verwandte der Schüler, an alle Freunde der Schule. Der Saal war festlich geschmückt; ein Orchester spielte zu Anfang und in den Zwischenpausen. Ich hatte keine geringe Angst, so coram publico auf die Bühne treten zu müssen. Der erste Blick auf die große Versammlung, auf die vornehmen Damen und Herrn, die auf den ersten Plätzen saßen, wollte mich verwirren. Doch der Kerzenglanz, die Musik, das Außerordentliche des festlichen Aktes hob mich über alle profaische Bedenklichkeit hinaus und ich spielte meine Rolle in dem kleinen Drama lebhaft und lustig genug. Es ging Alles gut und Alle, Spieler und Zuschauer, verließen befriedigt den Saal.

Die andere Festfreude, welche uns die Lehrer bereiteten, bestand in den Ausflügen, die sie alljährlich mit uns Schülern nach entfernteren schönen Punkten des Harzgebirges unternahmen. Besonders eindrucksvoll ward uns die Wanderung nach dem Büchenberge, einem gräflichen Eisenbergwerke. Der Besuch der Schule war dort bereits angekündigt und man hatte Alles zu unserem Empfange vorbereitet. Die Schächte und Stollen, welche in die Tiefen der Erde führten, waren mit Lämpchen erhellt, und in einem großen saalartigen Raume, in den ein senkrechter Schacht von oben hinabführte, so tief, daß die weite Oeffnung oben, die an's Tageslicht ging, wie ein winziges Lichtpünktchen ausah, war Alles festlich illuminirt. Dort stellten wir Sänger uns auf, das Vernigeroder Musikcorps, das den vierstimmigen Gesang begleitete, hinter uns. Der Bergschreiber und sein Gehülfe und die Steiger waren alle in ihrer kleidsamen dunkeln Uniform, jene mit goldenen Epaulets, diese mit gelben Franzen. Da ward denn das Lied aus Preciosa: „Es blinken so lustig die Sterne in's Dunkel des Lebens hinein“ aus jugendfrischen Kehlen angestimmt und zu den Klängen der Musik knallten Böllerschüsse. Dann hieß es: Achtung! In einem Nebenstollen waren mehrere Schußlöcher angebohrt und nun sollten die Lunten angezündet werden, welche den Funken bis zur Pulverladung leiten — damit wir auch einen Begriff von dem Absprennen des Gesteins bekämen. Ein bröhnender, dumpfer Knall, als sollten die

Wände über uns zusammenstürzen; ihm folgte ein Gepirra von fallenden Steinen und in dichten Wolken drang der Pulverrauch aus den dunkeln schmalen Gängen hervor. Hierauf durchschritten wir das unterirdische Labyrinth; bei schwachem Grubenlicht bewegten sich die Bergleute mit ihren Schlägeln und Karren und Grubenlämpchen wie die

Gnommen und Erdgeister unserer Märchen. Endlich, als wir auf senkrecht hangender „Fahrt“ wieder aus dem Schacht emporstiegen, begrüßten wir jubelnd das helle, unsere Augen fast blendende Tageslicht und sangen das Lied von Lütow's verwegener Jagd: „Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?“ Wir hatten ein glänzendes Fest unter der Erde gefeiert!

Tanne und Waldbach.

Fabel von

Carl August.

Hell strahlt der Mond dort überm Wald,
Berklungen sind der Vöglein Lieder,
Es ruht die Nachtigall im Flieder,
Des Spechtes Picken ist verhallt.
Der Blüthen Kelche sind geschlossen,
Bom Falter träumt die Anemone,
Im süßen Schlaf ruht hingegossen
Das Moos selbst auf dem Felsenthron.
Nur ewig plaudernd in flüchtiger Hast
Rauschet das Bächlein und findet nicht Rast
Und findet nicht Ruh,
Rauscht immer zu,
Und weckt beim unstät flüchtigen Lauf
Des Waldes älteste Tanne auf.
Die schüttelt den Wipfel und spricht:
„Was ruhest du nicht,
Unstäter Gefelle,
Und bleibest zur Stelle?“
Das Bächlein spricht:
„Ich eil' ohne Ruh
Dem Meere zu!
Dort gilt es zu wagen
Und Schiffe zu tragen,
Dort in dem fernen Ocean
Geht erst mein Leben und Ringen an!“

Ein Blick in's All.

Von

Heinrich Heise.

Weich auf grünem Rasen liegend
Muß ich in den Himmel sehn,
Schauen, wie die Wolken fliegend
In einander übergehn.

Wie ich all der Pracht mich freue!
Bilder kommen wie im Traum,
Hier des Himmels reinste Bläue,
Dort der Wolken lichter Flaum.

Fern dem nichtigen Gewimmel
Scheint die Erde mir so groß,
Ahnend seh' ich in den Himmel,
In das Weltall grenzenlos.

Gleich dem Meer, das seine Wellen
Krönt im Sturm mit Gischt und Schaum,
Zieh die Wolken auch, die schnellen,
Eilig durch den Himmelsraum.

Doch bald glätten sich die Wogen,
Und die See ruht gleich der Au,
Auch der weite Himmelsbogen
Strahlt in seinem reinsten Blau.

Laß des Lebens Stürme toben,
Such' in dir den Ankergrund,
Nichte fest den Blick nach oben,
Und das Herz wird dir gesund.

Kleinigkeiten

von Johann Meyer.

I.

Bist du unzufrieden mit deinem Loos,
Hör', was ich sage und merl' dir's fein:
Dein Mißgeschick ist nimmer so groß,
Daß es nicht könnte noch größer sein!

II.

Ist das Glück entschwunden,
Nicht immer bleibt's fern.
In dunklen Stunden
Fällt wohl ein Stern
Bom Himmel nieder,
Doch strahlt er wieder.

Die kleinen Schlaraffen.

Gedicht

von Julius Sturm.

Illustration von Friedrich Wertmeister.



Mein liebes Kindlein wiß', es giebt
In Wirklichkeit Schlaraffen,
Die sinnen nicht und sorgen nicht
Und brauchen nicht zu schaffen.

Wenn solch ein fröhlicher Schlaraff
Erwacht am frühen Morgen,
Dann sind zwei Hände schon bereit
Um tren für ihn zu sorgen.

Sie waschen ihn und kleiden ihn
Hilf in ein reines Röcklein
Und ziehn ihm Strümpf' und Schühlein an
Und kämmen ihm die Locklein.

Dann tragen sie ihm auf den Tisch
Ein warmes Morgensüpplein,
Und eine liebe Stimme spricht:
„Nun is, mein herzig Püpplein.“

Drauf spielt der lustige Schlaraff,
Hüpft munter auf und nieder,
Und treib' s so bis zur Mittagszeit
Und isst und trinkt dann wieder.

Und wenn der Himmel heiter ist,
Dann kann er's kaum erwarten,
Zu wandern im Schlaraffenland
Durch Feld und Wald und Garten.

Bald hört er einem Vöglein zu,
Bald siehst du ihn sich bücken,
Um sich ein süßes Beerchen hier,
Ein Blümchen dort zu pflücken.

Und wenn der stille Abend kommt,
Dann isst er noch sein Süpplein,
Und eine liebe Stimme spricht;
„Nun schlaf, mein herzig Püpplein!“

Er legt sich auf den weichen Pfühl
Und streckt die müden Gliedchen,
Und wenn Schlaraff nicht schlafen kann,
So singt man ihm ein Liedchen.

Nun drückt er fest die Augen zu
Und schlummert wohlgeborgen;
Denn Gottes Engel halten Wacht
Am Bett bis an den Morgen.

Die jungen Sammler.

Von

Gustav Jaeger.

III.

Mittlerweile war es Winter geworden. — Am 15. Juli hatten Franz und Max Ferien bekommen und waren mit ihren Eltern verreist, und als sie am 15. August zurückkamen, war gerade den Tag vorher der Professor verreist, blieb 6 Wochen fort und dann hatte er so viel zu thun mit all dem Zeug, das er mitgebracht, und mit Schreiben und Lesen, daß er gar keine Zeit hatte, mit Max und Franz wieder einmal fortzugehen.

Als sie zum zweiten Mal bei ihm waren und wieder umsonst, weil eben der Professor immer noch keine Zeit hatte — begreifen konnten sie das freilich nicht, sie glaubten ein Professor könne doch thun, was er wolle — erbarmten ihn doch ihre traurigen Gesichter.

„Wißt ihr was,“ sagte er, „wenn der erste Schnee fällt, dann kommt zu mir, dann verspreche ich euch, den ganzen Bücherkram liegen zu lassen und mit euch in den Wald zu gehen. Ihr laßt euch zuvor zu Hause die Stiefel schmieren und steckt die Hosen in die Stiefel und eine Wurst und ein Stück Brot in die Tasche. Das Schmetterlingsnetz könnt ihr zu Hause lassen, aber eine Schachtel mit Nadeln braucht man schon, es gibt immer noch etwas nach Hause zu tragen.“

Endlich kam der Schnee und mit rothen Backen traten die Buben in's Zimmer. Der Professor fuhr in seine Wasserstiefeln, zog die Jagdjuppe an, steckte ein Giftgläschen und einige Schächtelchen in die Tasche — und so ging's fort.

„Nicht wahr, das sind Krähen, die jetzt immer um die Stadt herum fliegen? wo kommen denn die her?“

„Nein! Es sind nicht lauter gleiche Vögel. Seht einmal dort in dem Schwarm genau zu, der eben fliegt. Da sind einmal deutlich kleinere Vögel darunter, die etwas hastiger mit den Flügeln schlagen als die andern, das sind Dohlen; und die immer so schreien: „djak!“ das sind gleichfalls solche. Denn die Dohlen haben immer etwas zu schwagen. Unter den größeren könnt ihr noch einmal zweierlei Arten unterscheiden; wir wollen nur warten, bis sie über uns hinwegfliegen. — So — jetzt! Seht ihr, wie die einen ihre Schwungfedern spreizen, wie die Finger einer Hand, daß man weit hinein durchsehen kann, während sie bei den andern fast ganz zusammengeschlossen bleiben?“

„Ja, ja, ganz gut sieht man das!“

„So! Die mit den gespreizten Flügeln sind die Rabenkrähen, die andern die Saatkrähen. Soll ich euch etwas von ihnen erzählen?“

„O ja, bitte, bitte!“

„Sommer sind sie nicht bei einander, da haust jede Art wo anders. Die Dohle lebt gefellig in den Mauerlöchern von Kirchtürmen, Schlössern, alten Ruinen, manchmal auch, aber seltener, in Felslöchern, und wenn irgend wo so ein Paar recht alte verwitterte durchlöcherter Baumriesen bei einander stehen, siedeln sie sich auch in Baumhöhlen an.

„Jetzt weiß ich's schon! In Neuhaus, wo meine Großeltern wohnen, da giebt's Dohlen, die fliegen immer um den Kirchturm herum, viele, viele! und schreien in Einem fort. Wie ich einmal auf Besuch dort war — voriges Jahr, da setzte sich immer eine auf die Thurmspitze und die andern stießen sie wieder herunter. Mein Großvater sagte, sie spielen oft so; er könne sie aber nicht leiden, jedes Jahr, wenn die Zungen flügge seien, kämen sie in den Garten und trieben Unfug; einmal haben sie ihm die ganzen Zuckereibsen heruntergerissen.“

„Das thun sie wohl manchmal, deshalb sind sie aber doch nützliche Thiere, denen man nichts zu Leid thun sollte; denn wenn in den Wiesen die Engerlinge, in den Krautgärten die Raupen und auf dem Brachfeld die Aekerschnegen sind, so kommen sie auch und holen sie weg; daneben darf man ihnen schon etwas zu gut halten.“

„O, Herr Professor, da fliegt ein ganzer Schwarm!“

Sie waren eben am obern Ende der Steige angekommen, wo man auf's freie Feld hinaus sieht, und da war's von Dohlen und Krähen ganz schwarz voll. Ein Theil saß auf den Apfelbäumen am Weg, andre liefen auf der Straße herum und stöberten im Viehdünger, wieder andere suchten unter den Bäumen herum. Es war kalt und der Wind, der vorher übergegangen war, pfiß ihnen scharf um die Ohren.

„Friert denn die Krähe dort, daß sie sich so dick macht?“ fragte Franz, indem er auf eine wies, die behaglich auf der Straße herumwadelte.

„Da muß es schon noch kälter werden, ehe es die friert. Aber du hast gut gesehen: wenn du aber noch genauer hinblickst, wirst du bemerken, daß meh-

rere andre ihre Bauchfedern auch so nach vorn aufbauschen, daß sie aussehen wie eure Köchin mit ihrer Krinoline, während die andern den schwarzen Rock knapp anliegend tragen. Das erstere thun nur die Saatkrähen, daran kann man sie im Sitzen recht gut erkennen. Dann die dicke, die da vorn herumwatschelt, hat noch etwas Besonderes an sich: der Theil des Gesichtes, der an die Schnabelwurzel anstößt, sieht ganz weißlich und verschunden aus. Daran kennt man die alten Saatkrähen.“

„Was machen denn die Besondres?“

„Die wohnen auch in großen Gesellschaften bei einander, wie die Dohlen, aber nicht in Mauer- und Baumlöchern, sondern bauen ihre Nester auf Bäumen. Eigentlichen Wald lieben sie nicht, sie wählen einzelne Feldbäume oder kleine Feldhölzer, wo dann oft Hunderte, selbst Tausende beisammen nisten. Jedoch sind sie nicht überall in deutschen Landen zu treffen. Hier bei uns in Süddeutschland sieht man selten solche Saatkrähenkolonien, in Norddeutschland dagegen hat es ihrer genug. Sehr nützliche Thiere sind es; sie durchstöbern Tag für Tag das Feld, stechen die Engerlinge und Drahtwürmer aus dem Boden — dadurch wird ihr Vordergesicht so abgeschunden —, fangen Mäuse, Raupen, Schnecken, und wenn der Bauer pflügt, sind sie immer hinterdrein und lesen in der Furche alles Ungeziefer auf. Wenn ihnen dann in Norddeutschland und weiter droben das Wetter zu kalt wird, dann kommen sie zu uns in großen Schwärmen. Unsere Dohlen und Rabenkrähen schlagen sich zu ihnen, und so gibt's oft Schaaren, die viele Morgen Landes schwarz bedecken.“

„Wo sind denn die Rabenkrähen zu Hause?“

„Bei uns, mein Junge! Alles was du im Sommer einzeln oder paarweise, nach der Brutzeit zu fünf, sechs im Feld herumstreifen siehst in schwarzem Rock, was von den Baumspitzen sein „Rab, Rab!“ schreit, ist eine Rabenkrähe; so ist's fast in ganz Süddeutschland. Doch Eins: wenn du z. B. einmal nach verschiedenen Ländern Oestreichs kommst und gehst im Sommer in den Wald, dann findest du eine Krähe, die eine graue Weste angezogen hat. Im Winter kommen diese Oestreicher auch einzeln zu uns, der Bauer heißt sie „Leibleskrabb“ und in den Büchern schreibt sie sich „Rebelkrähe“. Sie ist aber sonst nicht verschieden von unsrer Rabenkrähe — die beiden verheirathen sich auch, so scheint's, manchmal mit einander. Beide wohnen paarweise im Wald auf hohen Bäumen. Ehe ihre norddeutschen Vasen im Spätherbst kommen, machen sie nur mit den Staaren gemeinschaftliche Sache, plündern mit ihnen die Kirschbäume im Juni und

die Weinberge im Oktober, verüben überhaupt viel mehr Unfug, als die Saatkrähen: plündern Vogelnester, hauen junge Hasen todt, rupfen junge Pflanzen aus, zerhacken Birnen und Äpfel, vertilgen aber freilich dabei auch viel dem Ackerbau schädliches Gewürm. In Norddeutschland sind sie nicht so häufig; sie lieben das Berg- und Hügelland und es muß ihnen gefallen, wenn sie von einem Feldbaum hoch oben am Bergrand oder vom höchsten Waldbaum herab so recht nach Herzenslust in's Thal hinunter schreien können: Rab! und Rab! und immer wieder Rab! so lange bis ihnen oft die Stimme über Schnappt, und dann schreien die Buben wieder hinauf — Run? wie schreien sie?“

„Ich weiß! Ich weiß!“ riefen beide zu gleicher Zeit.

„Der May soll's sagen, wie's heißt!“

„Krabb, krabb! Dei Häusle brennt!
Sitz sieben Junge d'renn!
Eins ist verfosse,
's ander ist verd'losse,
d' andre sitze in de Büsch,
Schreien, daß er Glend ischt.
Krabb, krabb! Dei Häusle brennt!“

„So, jetzt schreit's ihnen einmal mit einander!“ Und die Jungen fingen's zu schreien an, die Krähen machten erst lange Hälse, dann hob sich flatternd der ganze Schwarm, daß es brauste, und in langem Zug ging's über die beschneiten Felder hin, einer Reihe von Dunghaufen zu, die man in der Ferne sah.

„Ah, da seht hin! ein Hühnerhabicht!“ Man konnte es nicht so schnell sagen, war schon Alles geschehen: Auf dem Feld heraus, wohl fünfhundert Schritt vom Waldrand, stand ein einzelner hoher Eichenbaum, vom Volk dort herum die „hohe Eiche“ genannt. Wie der Schwarm da vorbei zog, stürzte plötzlich aus dem Gezweig ein Raubvogel hervor, faßte einen der hintersten Vögel, ihm in die Flanke stoßend und — nun dieses Geschrei! Wirbelnd stieß Alles jetzt um den Habicht, der die Krähe forttragen wollte. Aber es ging nicht auf einmal, er mußte auf halbem Wege Halt machen, um sich der andern zu erwehren. Ketten konnten sie freilich ihren Kameraden nicht mehr. Man sah ganz deutlich die Federn fliegen, welche der Habicht der Krähe ausriß; dann flog er wieder eine Strecke weit schwerfällig dahin, sein Opfer in den Fängen, und so noch ein paar Mal, bis er den Wald erreicht hatte. Noch eine Weile flogen die Dohlen und Krähen schreiend um die Baumwipfel, dann zogen sie ab, querselbein.

„So etwas sieht man nicht alle Tage! Ich kenne freilich den Schlingel schon länger, er wege-

lagert da immer in der Nähe herum; zweimal ist er den Sommer vor mir von einem Alleebaum aufgegangen und dort drüben habe ich, auch in diesem Jahre, kaum zehn Schritte im Walde den Platz gefunden, wo er eine Haustaube gerupft und verspeist hatte.“

„Wie heißt denn der Raubvogel?“

„Das ist der, den man hier bei uns „Taubenstöber“ nennt, im Buche „Hühnerhabicht“, der gefährlichste und frechste unserer Raubvögel; doch davon will ich euch eine Geschichte erzählen, die mir passiert ist. Fast ist's mein längstes Denken, aber ich kann's noch heute vor mir sehen. Drei, vier Jahre alt mochte ich sein, saß neben meiner Großtante im Kinderfessel und trank meinen Milchkaffee. Da klist's mit einemmal, eine Taube stürzt durch die zerbrochene Fensterscheibe schnurstracks mir auf den Kopf, krallt sich in meinen Haaren fest, schlägt verzweifelt mit

den Flügeln und ich schreie natürlich, als stäke ich am Spieß, bis mir mein Vater die Taube vom Kopfe nimmt. Ein Hühnerhabicht hatte die arme Taube durch's Fenster gesprengt, wo sie Schutz bei mir suchte; und wenn mein Vater nicht so schnell nach dem Habicht geschlagen hätte, als er gleich hinterdrein an der zerbrochenen Scheibe erschien, wer weiß, ob er nicht herein gekommen und seiner Freiheit zum Opfer gefallen wäre. Tauben, Hühner und Krähen haben an ihm einen argen Feind. Er lauert immer hinterlistig im Gezweig versteckt oder schleicht sich, tief am Boden hinstreichend hinter Hecken, Mauern oder Gartenplanken heran und überfällt sein Opfer unversehens. Nun gerade wie ihr's jetzt gesehen habt. Setzt wollen wir aber machen, daß wir in den Wald kommen, der Tag ist kurz und ich habe euch dort noch Manches zu zeigen.

(Fortsetzung in den nächsten Heften.)

Heimkehr aus dem Walde.

Von

Julius Sturm.

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.



Es tröpfelt! horch! schon peitscht der Wind
Die Wipfel mit Gebrans.
Nehmt Korb und Krug und lauft geschwind,
Wir haben weit nach Haus.

Mariechen, weine doch nicht so!
Nimm meinen Schirm zum Schutz,
Und hör', wie dort das Vöglein froh
Dem Regen singt zum Trug.

Begierig schlürfen Blüt' und Blatt
Die kühlen Tropfen ein,
Und wenn sich's ausgeregnet hat,
Wird's um so schöner sein.

Elfaß und Lothringen wieder unser!

Von

Friedrich Körner.

Meine jungen Leser erlebten weltgeschichtliche Ereignisse, berettwegen eine später lebende Jugend sie beneiden wird. Sie nahmen Theil an mancher Siegesfeier zu Ehren des tapfern deutschen Heeres und seiner trefflichen Führer, und sahen den herzinnigen Jubel, welcher das ganze deutsche Volk ergriff, als Elfaß und Lothringen dem neuen Kaiserreiche einverleibt wurden. Wohl haben die meisten von Euch gedacht, man jubilire bloß deshalb, weil unser Vaterland um einige hundert Quadratmeilen größer wurde. Dem ist aber nicht so, denn ein bloßes Stück Land wäre der schweren Opfer an Menschenleben nicht werth gewesen. Der Jubel hatte eine höhere Bedeutung, die Ihr erst recht verstehen werdet, wenn Ihr zu Jünglingen und Männern heran gewachsen seid. Durch den letzten Krieg und seine Helden- und Siegeseschlachten erhielt nemlich unser Volk in den Augen der ganzen Welt erst die Stellung, die es längst seiner edlen Eigenschaften wegen verdiente. Man lernte uns achten und auch wohl fürchten, nachdem wir gezeigt hatten, was wir leisten können, wenn alle deutschen Volksstämme brüderlich vereint zu einander stehn in Noth und Gefahr. Wir sahen in den Siegen den Segen der deutschen Einigkeit und freuten uns derselben daher herzlich. Endlich hatten wir darin noch einen Grund zur Freude, daß sich unser Glaube an eine göttliche Weltregierung und an den endlichen Sieg des Rechtes in den letzten deutschen Kriegen herrlich bewährte. Gerade diese Gewißheit, daß unser Glaube kein eitler ist, gab der Siegesfeier die höhere, edle Weihe. Frankreich hat Jahrhunderte lang gegen unser Vaterland straflos gefrevelt, endlich fand es die gerechte Strafe und mußte zurückgeben, was es räuberisch uns entrißen hatte.

Hört also, was sich zutrug! Deutsche wohnten seit uralten Zeiten am linken Rheinufer bis zur Mosel und Maas, den Süden und Westen Frankreichs hatten Gothen und Burgunder im Besiz. Da vereinte Karl der Große, König der Franken, von denen das römische Gallien den Namen Frankreich erhielt, alle Deutschen bis zur Elbe, Raab und Lombardel und gründete das erste große deutsche Kaiserreich. Kaiser Karl redete Deutsch, wie alle Franken, und ließ sogar deutsche Sprachlehren verfassen und Heldenlieder sammeln. Seine Enkel aber, die sich in das große Reich theilen sollten, geriethen darüber

unter sich in Krieg und theilten dann nach den Sprachen die Länder, indem sie drei Königreiche bildeten, ein italienisches, französisches und deutsches (843).

Um Streitigkeiten zwischen Deutschen (Ostfranken) und Franzosen (Neufranken) zu vermeiden, erhob man die Grenzländer zu einem besondern Königreich, welches man nach dem ersten Könige Lothar Lothari regnum, d. h. Lothars Königreich nannte, woraus der Name Lothringen entstanden ist. Es blieben indessen die Streitigkeiten nicht aus, und da die lothringische Familie bald ausstarb, so erhielt der deutsche König durch Vertrag Lothringen und machte es zu einem Reichshertzogthum, welches es trotz aller wechselnden Schicksale bis 1735 blieb. Da erst lieferte es der Herzog, ein habsburgischer Prinz, als er deutscher Kaiser wurde, an Frankreich aus, gegen das italienische Herzogthum Toscana. Ein anderer Habsburger verkaufte schon früher für drei Millionen Livres Elfaß an Frankreich. So verschleuderten jene habsburgischen Kaiser deutsche Reichsländer!

Das städtereiche, schöne Lothringen galt zur Zeit der deutschen Kaiser für das schönste Reichsland, weshalb dessen Herzöge in unserer Geschichte oft genannt werden. Jener Gottfried von Bouillon, welcher den ersten Kreuzzug leitete und Jerusalem eroberte, war ein lothringischer Herzog. Nicht minder angesehen waren die Reichsbisthümer Metz, Tull (Toul) und Verden (Verdun), sowie die mächtigen freien Reichsstädte, unter denen Straßburg obenan stand durch Reichthum, Macht, Handel und streitbare Bürgerschaft, so daß es Kaiser und Fürsten trogen konnte. In Straßburg erfand der Mainzer Guttenberg die Buchdruckerkunst. In Straßburg studirte Goethe, lebte Herder, und viele andre Erinnerungen aus unsrer Geschichte knüpfen sich an Kolmar, Hagenau, Landau, Metz, wo auf einem Reichstag die Goldne Bulle zur Ordnung der Kaiserwahl beschlossen wurde. Viele schöne deutsche Volksfagen stammen aus Elfaß und Lothringen, dort wohnten die trefflichsten Dichter des Mittelalters, dort hatten die Habsburger ihre schönsten Stammgüter, dort steht das Wunderwerk des straßburger Münsters.

Damals gehörte ein großer Theil des heutigen Frankreichs und Belgiens zum deutschen Reiche, als ihm noch Burgund, Flandern, Brabant u. s. w. zugeordnet waren. So weit die deutsche Zunge klang, so

weit erstreckte sich das deutsche Kaiserreich. Die französischen Könige hatten aber großes Verlangen nach den deutschen Nachbarländern, und weil sie zu schwach waren, um offene Gewalt zum Raube zu gebrauchen, so nahmen sie zu List, Lüge und Heuchelei ihre Zuflucht. Sie benutzten die alte schwachvolle Uneinigkeit unter den Deutschen, um einige Fürsten an sich zu locken, unter dem Vorgeben, dieselben „gegen die Tyrannei der Kaiser zu schützen, ohne davon andern Gewinn zu haben als den, sich als Freunde und Schirmer der deutschen Freiheit zu erweisen.“ Als nun die Deutschen in Folge der Reformation, welche der Kaiser gewaltsam unterdrücken wollte, in Bürgerkrieg geriethen, mischten sich die französischen Könige ein unter dem Vorwande, den Evangelischen zu ihrem Rechte zu verhelfen, obschon sie dieselben im eignen Lande mit Feuer und Schwert verfolgten.

Ueber ein halbes Jahrtausend gehörten also Elsaß und Lothringen zu Deutschland, theilten dessen Geschicke, Leiden und Freuden, sandten ihre Vertreter auf die Reichstage und begehrten von ihrem französischen Nachbar kein Dorf, keinen Rain. Da trat (1444) ein französischer Kronprinz mit der Behauptung auf, Frankreichs natürliche und rechtmäßige Grenze sei der Rhein. Man beachtete zwar deutscherseits diese Lüge nicht, aber in Frankreich wiederholte man dieselbe so oft, bis man sie allgemein für eine ausgemachte Wahrheit hielt. Noch heute müssen die französischen Kinder in der Schule lernen, der Rhein sei Frankreichs natürliche Grenze, obschon über die Vogesen hinüber bis Metz und Diedenhofen Deutsche gewohnt haben und noch wohnen.

Als nun Moritz von Sachsen wegen Religionsstreitigkeiten sich gegen Kaiser Karl V. waffnete, bot ihm Heinrich II. von Frankreich seinen Schutz an, „ohne irgendwelche Entschädigung“, wie es hieß, nahm sich aber die Reichsbisthümer Metz, Tull und Verdun als „Unterpfand“, um in das Reich einrücken zu können. Die deutschen Fürsten legten zwar Verwahrung ein, Moritz verglich sich mit dem Kaiser, aber Heinrich nahm trotzdem gewaltsam Mainz und verjagte den Herzog, während die sturmteste Stadt Metz vom Bischof Roger den Franzosen verrätherisch überliefert wurde. Es hieß nämlich, der König von Frankreich wolle bloß „durch die Stadt hindurchziehen und begehre Quartier für einige Begleitung“. Aber als die Thore geöffnet wurden, führte er das ganze Heer in die Stadt, welche er nun ohne Weiteres für französisches Eigenthum erklärte und die Bürger als Rebellen hart bestrafte, welche dem Reiche treu bleiben wollten. Ebenso gedachte der König mit Straßburg zu verfahren, aber dieses, gewisigt durch den

Verrath zu Metz, wies des Königs Besuch entschlossen zurück. Frankreich behielt doch die drei Bisthümer so lange, bis sie ihm der schwache Kaiser denn auch wirklich abtrat.

Während des dreißigjährigen Krieges trat Frankreich wiederum gegen das Reich auf, besetzte lothringische Städte, und verlangte die Herausgabe von Elsaß und Lothringen, weil sie „von Alters her zu Frankreich gehört hätten“. Und — welche Schmach! Wirklich verkauften die Habsburgischen Erzherzöge Elsaß für drei Millionen Livres an Frankreich mit dem Vorbehalt, daß Straßburg und die zehn freien Reichsstädte beim Reiche bleiben sollten. Wohl erhoben sich viele zornige Stimmen im deutschen Land gegen diesen unerhörten Länderverkauf kaiserlicher Prinzen; aber der lange Krieg hatte unser liebes Vaterland zur Wüste gemacht, Städte und Dörfer lagen in Schutt und Asche, und von den Bewohnern überlebte kaum der dritte Theil den furchtbaren Verheerungskrieg. Wer konnte also wider das schreiende Unrecht aufstehen? Am kräftigsten sprach der hohenzollerische Kurfürst von Brandenburg dagegen, indem er öffentlich bekannt machte: „Wir haben unser Blut und unsre Ehre geopfert, um uns zu Dienstknechten fremder Nationen hinzugeben. Gedenke jeder Deutsche, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun hat; vergesse er nie, daß er ein Deutscher ist!“

Solche Worte verhallten damals unbeachtet, und da die französischen Könige ungestraft ihren Raub ausgeführt hatten, so wurden sie lecker und gründeten sogar mit deutschen Fürsten gegen das Reich einen rheinischen Bund, welcher aber nach neun Jahren durch den genannten großen Kurfürsten gesprengt wurde. Jetzt verlangte der französische König, die deutschen Reichsstädte im Elsaß sollten ihn als „gnädigen Herrn und Beschützer“ anerkennen und ihm den Eid der Treue leisten, weil „der größte Theil des deutschen Reiches das alte Eigenthum der französischen Herrscher sei.“ Was sollten die hilflosen Städte thun, welche vom Kaiser im Stiche gelassen wurden? Denn der französische König scheute sich nicht, die Türken gegen den Kaiser aufzubeten, so daß jene mit 200,000 Mann vor Wien zogen und es hart belagerten. Die verlassen Reichsstädte ergaben sich also schweren Herzens in ihr Schicksal; nur Straßburg sträubte sich und ward nun mitten im Frieden überfallen und besetzt, wobei der Bischof Egon und andre von Frankreich erkaufte Herren behülflich waren. Ludwig XIV. zog triumphirend in das verrathene Straßburg ein. Solches geschah 1683. Durch Beamte ließ Ludwig nun erklären,

alles Land bis zum Rhein gehöre ihm, und sein General mußte die ganze blühende Pfalz verheeren, Städte und Dörfer niederbrennen, das Schloß zu Heidelberg verwüsten und die Gebeine der Pfalzgrafen aus der Gruft reissen und zerstreuen, weil die wackern Pfälzer nicht Franzosen werden wollten.

Eine lange Leidensgeschichte habe ich in der Kürze erzählt, und das Herz meiner jungen Leser mag wohl dabei vor Zorn gezittert haben, daß sich Deutsche so etwas gefallen und die Bosheit triumphiren ließen. Leider waren unsre Vorfahren an diesem Unglück zum Theil selbst Schuld; denn sie kämpften oft genug einer gegen den andern und riefen lieber einen Fremdling in's Land, anstatt sich unter sich zu einigen. Indes auch Frankreichs Strafe blieb nicht aus. Denn als Ludwig mit Oesterreich Krieg anfang, weil er ihm dessen rechtmäßiges Erbe Spanien wegnehmen wollte, besiegte derselbe tapfere Eugen, von dem in diesen Blättern schon die Rede war, zehn Jahre hindurch den gewissenlosen Franzosenkönig und demüthigte ihn so sehr, daß er wiederholt unter harten Bedingungen um Frieden bitten mußte. Trogbem wagte Ludwigs Nachfolger sich wieder in deutsche Angelegenheiten zu mischen, indem er sich mit fast ganz Europa gegen den König von Preußen, Friedrich den Großen, verband. Aber dieser stäubte die französischen Heere tüchtig aus und jagte sie mit Schimpf und Schande über den Rhein zum Hohnlächer der ganzen Welt.

Bald darauf brach die große Revolution aus. Das war ein fürchtbares Gericht Gottes. Die Franzosen verwüsteten die Gräber ihrer Könige, wie vor hundert Jahren die der Pfalzgrafen, und richteten ihren König wie einen Verbrecher hin. Dann fing Frankreich mit allen Nachbarvölkern Krieg an, und unter dem Vorwande, sie zu befreien, eroberte es fremde Länder, plünderte sie aus und nahm uns auch die schönen Rheinlande weg. Zwar widerstand ihm anfangs siegreich ein deutsches Reichsheer; aber dessen Fürsten wurden unter sich uneinig, einer nach dem andern zog heim, und so behielten die Franzosen ihren Raub. Als nun der erste Napoleon ihr Kaiser wurde, setzte er diese Raubkriege fort, vermehrte die Uneinigkeit unter den Deutschen, stiftete den Rheinbund gegen den deutschen Kaiser, besiegte erst Oesterreich, dann Preußen und ward Herr von fast ganz Deutschland. Aber je härter er die Besiegten behandelte, je maßloser seine Eroberungssucht wurde, um so mehr erkannten die Deutschen, wie sehr die Uneinigkeit ihr Verderben sei. Zuerst ergriff Preußen die Waffen, dann schlossen sich nach und nach die übrigen Deut-

schen an, jagten den Völkertyrannen aus Deutschland, besiegten ihn wiederholt in Frankreich, trieben ihn aus diesem Lande und zogen siegreich in Paris ein. Der tyrannische Eroberer kam zwar nach einem halben Jahre wieder, erlag aber schwachvoll bei Waterloo, und Blücher zog zum zweiten Male als Sieger in Paris ein, während Napoleon auf eine einsame Felseninsel im weiten atlantischen Meere verbannt wurde.

Jetzt verlangten die Deutschen Herstellung des deutschen Kaiserthums und Zurückgabe von Elsaß und Lothringen; aber England hintertrieb dies, die österreichischen Kaiser gönnten dem preussischen Könige Elsaß und Lothringen nicht, und so blieb der Raub in Frankreichs Händen. Kaum hatten die Franzosen sich von den Leiden der vielen Niederlagen erholt, so fingen sie aufs Neue an, lauter und immer lauter den Rhein als natürliche Grenze zu begehren, also die Pfalz und alle deutschen Länder am linken Rheinufer.

Immer wieder und immer entschiedener wiederholten sie ihre ungerechte Forderung, bis Napoleon III., der durch Lüge und Gewalt seinen Thron errichtet hatte, sich von ruhmbegierigen Soldaten genöthigt sah, dem Rufe nachzugeben, und unter dem allernüchternsten Vorwande den Krieg erklärte. Er gedachte auf's Neue Uneinigkeit unter den Deutschen zu stiften und Preußen unvorbereitet zu überfallen. Aber die Deutschen hielten treu zusammen, Fürsten und Völker wetteiferten an Vaterlandsliebe. Linie und Landwehr eilten an die Grenze, gewannen eine Siegeschlacht nach der andern, nahmen ganze Heere gefangen und führten unter den Gefangenen auch Napoleon nach Deutschland. Metz, Straßburg und Paris wurden erobert und das übermüthige Frankreich zum Frieden gezwungen. In Versailles, wo einst die französischen Könige residirt und Pläne zu Deutschlands Schwächung erdacht hatten, erschienen freiwillig die deutschen Fürsten und riefen den greisen Preußenkönig zum Kaiser von Deutschland aus. Was Napoleon also hindern wollte, das grade hat er befördert. Jener Mann aber, Thiers, der am lautesten nach der Rheingrenze gerufen hatte, mußte im Frieden Elsaß und Lothringen an das deutsche Reich wieder abtreten und die Mosel zur Grenze machen. Gott hat sichtbarlich Gericht gehalten, und auch in diesem Sinne konnte unser Kaiser nach jeder Schlacht melden, er habe „mit Gottes Hülfe“ gesiegt. Halten auch wir fest an diesem Glauben, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist, wie unser großer Dichter sagt, dann wird das deutsche Reich ein Segen für die Menschheit sein.

Min Gorg.

An Georg v. A., noch sehr jung lebensgefährlich verwundet in der Schlacht von Mars la tour am 16. September 1870, endlich doch durch ärztliche Kunst wieder hergestellt.

Von

Klaus Groth.



1. Heff en Jung — is
nich min Saehn,
Doch is mi fast so leef;
It wuß ni, kunn he min
noch wen,
Wat if nich darum gev.

2. En Bengel, segg if
— schot di op,
As wul de Pappeln do't,
Lankbeentig, mit en
fram Gesicht,
Un recht as Mekk un
Blot.

3. It nöm em, wenn he mich besöch,
Min Gorg, min lange Strick!
Weer still, as wi't int Holsteen maegt,
Weer, meen if, recht as if.

4. Nu lett, as uns de Kerl bedraut,
De Schubberjack Franzos,
De lange Bengel sik ni holn,
Mut mit, un op em los.

5. Un haut den Kerl, as sik dat hört,
Baeran un jümmer mit,
Un frigg di dar, min arm ol Jung,
En Kugel in de Sit.

6. Nu mutt he ligg'n! Un as if hör,
Gedüllig liggt he still,
Un if kann nix as seggn: Min Gorg,
Is eenmal so Gotts Will!

7. Ligg du man! Süh, de Summer kunn,
Un't dütsche Kiel darto,
Un wenn eerst Dütschland beter is,
So küßt du't eben so.

8. Denn geist du ol lank brave Strick
— Denn du hörst mit darbi —
Mank de, de seggt: Dat hebbt wi matt!
Un denn besöchst du mi.

9. Denn wiß if di in Holsteen rum
Un segg: Is nich min Saehn,
Doch fast so leef, un wenn he't weer:
He kunn ni beter wen.

Kiel, Anfang Februar 1871.

1. It heff ich habe, Saehn Sohn, leef lieb, wen
sein, gev gäbe. 2. schot di op schoß empör, as wie, do't
thut, fram fromm, sanft. 3. if nöm em ich nenne ihn,
besöch besuchte, wi't wir es, maegt mögen, weer war. 4. nu
lett nun läßt, bedraut bedroht, holn halten, op em los auf
ihn los. 5. vaeran voran, jümmer immer, un frigg di dar
und kriegt dir da, Sit Seite. 7. man nur, süß sieh', darto
dazu, beter besser, du't du es. 8. geist gehst, hörst gehörst,
darbi dazu, dabei, mank de unter die, seggt sagen, hebbt
haben. 9. wiß if weise ich, he't weer er es war, wen sein.

Frau Holle.

Deutsche Sage von Julius Sturm. Bild von Paul Thumann.



Vor'm Fenster Flodenge-
wimmel,
Im Ofen knisternder
Brand!
Nun reitet auf schraubenden
Schimmel
Frau Holle wieder durch's
Land.

Sie reitet in wallendem Kleide,
Ihr Auge blitzt hell und klar,
Es funkelt ihr reiches Geschmeide,
Es flattert im Wind ihr Haar.

Daß keiner sein Glück ver-
säume,
Ihr Schläfer im Garten
erwacht!
Frau Holle segnet die
Bäume
Zu neuer Blütenpracht.

Sie naht und ist verschwunden,
Ist gleich dem Glück auf der Flucht;
Und wen sie schlafend gefunden,
Der trägt nicht Blüthe noch Frucht.

Liebe Hausfreunde.

Von

Carl Reinhold.

Mit Illustrationen von Guido Hammer und E. Haffe.

„Vater! Vater! bitte, bitte, komm geschwind heraus in den Garten,“ rief mein munteres Kindervölkchen, und als ich von meinem Arbeitstisch aufstand und das Fenster öffnend fragte: „Was giebt es denn schon wieder, daß ihr mich in meiner Arbeit stört?“ riefen helle Stimmen laut jubelnd: „Sie sind da! sie sind da! sie haben ihr Nest wieder gefunden. Komm nur geschwind heraus und sieh,

kommt er denn?“ fragte die Kleine. „Aus einem Lande, aus dem gar manche kühne Reisende nicht wiedergekehrt sind, aus dem fernen heißen Afrika“, belehrte ich die kleine Fragerin; diese aber hatte schon eine weitere Frage auf den Lippen und sagte: „Aus Afrika? in der Wüste giebt es doch keine Frösche?“ Ein lautes Gelächter der beiden Knaben beschämte die Kleine. „Das Narrchen denkt ganz



wie sie ihre Wohnung mustern!“ Da galt denn freilich kein Säumen, die lieben Hausfreunde mußte ich begrüßen. Wichtig! da stand es auf dem Dach bei seinem mächtig großen Neste, das stattliche Paar, und schien mit der Bauschau zufrieden zu sein, denn Freund Storch machte uns die Freude mit seinem langen rothen Schnabel einen weithin schallenden Gruß zu klappern. „Der freut sich, daß er wieder zu Haus ist!“ rief mein kleines Töchterlein und klatschte vor Freude in die Hände. „Ja wohl!“ entgegnete ich; „er hat auch Ursache sich darüber zu freuen, daß er den weiten, weiten Weg glücklich zurückgelegt hat und wohlbehalten bei seinem Dabeim angelangt ist. „Woher

Afrika sei eine Wüste; als ob es in Afrika nicht auch Flüsse und Sümpfe gäbe. Auch leben ja die Störche nicht von Fröschen allein!“ rief der Größere. „So sage uns nun auch, worin außer Fröschen ihre Nahrung besteht?“ fragte ich. Der Gefragte war als eifriger Leser seiner Naturgeschichte um die Antwort nicht verlegen, und zählte behend als Storchfutter auf: Molche, Rattern, Fische, Mäuse, Maulwürfe, Schnecken und sogar junge Hasen. „Wichtig geantwortet,“ entgegnete ich; „aber die Kerbtbiere hast du noch vergessen, die der Storch mit seinem Schnabel packt, in die Höhe wirft und in den Nachen fallen läßt. Unser Freund ist kein Kostverächter und

dabei ein Nimmerfett, denn er verschlingt an zwanzig Frösche nach einander ohne Magendrücken zu bekommen. Nur von Krötenbraten, sagt man, mag er nichts wissen. Eine durstige Leber, wie man zu sagen pflegt, hat er auch, nimmt aber mit frischem Wasser für lieb. — Aber da du den Storch genau zu kennen scheinst, kannst du mir vielleicht auch sagen, wie er den weiten Weg aus fernen Landen bis zu seinem lieben Neste findet? In der Luft giebt es keine Wegweiser und mit Fragen kann sich ein Storch auch nicht durch die weite Welt helfen.“ — „Der Instinkt leitet ihn,“ rief der kleine Naturforscher, und meinte wunder wie klug geantwortet zu haben. Ich entgegnete lächelnd: „Gestehen wir doch lieber unsere Unwissenheit ein. Was die Vögel auf ihren weiten Wanderungen so sicher leitet, ist uns allen ein Geheimniß. — Aber nicht nur seine Wegkenntniß, sondern auch seine

Meine Besorgniß wuchs mehr und mehr. Endlich eine letzte Anstrengung — und der Frosch war in den Magen hinabgeglitten. — Da war meine Freude groß; ich hütete mich aber, den Versuch mit den jungen Störchen zu wiederholen. — Diese kleine Erzählung hatte bei meinem Völkchen den Wunsch rege gemacht, eines unserer Störchlein zu fangen und zu zähmen; aber der Wunsch mußte Wunsch bleiben, denn unsere Störche waren längst zu flugfertig. Offen gestanden lag mir auch wenig daran, einen Storch auf dem Hofe zu füttern, denn es ist schwer dem Nimmerfett immer hinreichende Nahrung zu beschaffen. „Doch jetzt,“ rief ich, „in's Haus an eure Arbeit! auch ich will wieder an die meinige gehen.“ — Nun vergingen einige Tage, während deren wir noch oft im Garten standen und dem Treiben unsrer beiden Störche zuschauten. Sie besserten sorgsam ihr Nest aus und bauten es höher



Flugkraft haben wir zu bewundern, denn er legt die weite Reise in wenig Tagen zurück. Doch seht nur! Unsere Freunde gönnen sich keine lange Ruhe; da fliegen sie fort! Wie leicht der Flug dieser großen Vögel ist! Sie fliegen in's Nid; sie mögen hungrig sein und gar mancher ahnungslose Grünrock wird heut von ihnen aufgespießt und verschlungen werden!“ — Wir setzten uns auf die Bank am Hause und ich erzählte den Kindern von zwei zahmen Störchen, die mir vor Jahren viele Freude, aber auch einmal viel Sorge gemacht hatten. Sie waren jung eingefangen worden und lernten mich bald kennen, weil ich ihnen oft erwünschte Lederbissen zuwarf. So wie sie mich sahen, bezeugten sie mir ihre Freude. Einmal hatte ich auf der Froschjagd einen ungewöhnlich großen Frosch gefangen. Ich warf ihn einem unsrer Störche zu, und so groß der Frosch war, er wurde verschlungen; aber ach! er saß im Halse des armen Storches fest; nun würgte und schlang der Storch, aber lange vergeblich. Schon war mir bang um meinen Liebling, denn er ließ den Kopf hängen und Schleim traupte aus seinem großen Schnabel.

auf. Zu diesem Zwecke trugen beide Baumaterial zu und waren dabei nicht wählerisch, dürres Reisig, Dornen, Mohrrhalme und dergleichen wurden fleißig verbaut, und zwar vom Weibchen, das sich das Nest nach seinem Behagen zurecht machen wollte, um es mit Eiern zu belegen und diese zu bebrüten. Nach einiger Zeit sahen wir denn auch die Frau Störchin auf ihrem Neste sitzen, während der Herr Gemahl ihr eifrig Futter zutrug oder am Neste auf Wache stand. Eines Tages riefen mich die Kinder wieder in den Garten. „Vater! Vater! es sind fremde Störche da! Komm geschwind, die Störche kämpfen mit einander.“ Ich eilte hinaus und hatte die Freude einem gewaltigen Kampfe zwischen unsern Störchen und zwei fremden zuzusehen. Der Kampf wurde mit größter Erbitterung geführt. Wir standen alle voller Erwartung. Endlich jubelte mein Völkchen! „Hurrah! Victoria! unsere Störche haben gesiegt. Dort ziehen die Geschlagenen ab!“ So war es denn auch, unsre Hausfreunde hatten den Sieg davon getragen und vom Dache herab klang lautes, triumphirendes Klappern.

Von da an blieb das Pärchen ungestört, und wir sahen täglich unsern Storch im Nied mit den langen rothen Beinen gravitatisch einherstolziren und dann und wann den langen spitzigen Schnabel wie einen Pfeil nach einer Beute schnellen, und der Pfeil traf immer sein Ziel. Eines Abends kam auch unser kleiner Naturforscher von einer Wanderung mit glühendem Gesicht nach Haus, er hatte den Storch zum ersten Mal im Kampfe mit einer Kreuzotter gesehen. „Ich suchte nach Blumen für mein Herbarium,“ berichtete er mir und den Geschwistern; „da sah ich am Wege unsern Storch stehen und bemerkte, wie er nach etwas hauchte. Es war eine Kreuzotter auf die unser Hans Jagd machte. Er hatte ihr schon einen Schnabelhieb auf den Kopf versetzt, und ehe sich die Otter von dem Hieb erholen konnte, traf sie blitzschnell ein zweites, und wie sie auch zappeln mochte, Hans hielt das giftige Thier fest und verschlang es.“

„War es denn auch gewiß eine Kreuzotter und nicht vielleicht eine unschädliche Ringelnatter?“ fragte ich. — „Es war ganz gewiß eine Kreuzotter,“ antwortete der Gefragte, „sie hatte ja einen flachen Kopf und die bekannte Zeichnung auf dem Rücken.“ „Du kannst recht gesehen haben,“ lautete meine Entgegnung, „denn der Storch scheut auch giftige Schlangen nicht; sein Magen verdaut auch diese.“ —

Es mochte ein Monat vergangen sein, seitdem Frau Störchin auf ihrem Neste festgefessen hatte, als mir die Kinder wieder unter lautem Jubel verkündigten, in dem Neste gäb es junge Störche, denn Frau Störchin säße nicht mehr auf dem Neste; an dem Neste halte immer einer der Störche Wache, während der andere Futter für die Jungen hole. — Bald darauf wurde ich auf's neue in den Garten gerufen. „Dort! siehst Du? man kann die Köpfschen mit den langen Schnäbeln sehen! Da kommt der Herr Papa! Wie sie die Schnäbel aufsperrn!“ — So rief das spähende Völkchen durch einander und hatte seine Freude an dem eifrig betriebenen Füttergeschäft unsrer langbeinigen Hausfreunde. Dann stritten die Kinder unter einander, ob drei oder vier oder gar fünf junge Störche im Neste säßen, bis die Zahl drei den Sieg davontrug. —

Leider konnte ich den weitem Erfolg der Fütterung

nicht mit abwarten; eine Geschäftsreise führte mich auf Wochen aus dem Hause. Als ich zurückkehrte und die erste Begrüßung vorüber war, rief auch schon mein Töchterchen, indem es mich bei der Hand nahm: „Papa, komm nur gleich mit in den Garten, unsere jungen Störchlein haben schon im Neste geklappert, ich habe es zuerst gehört, und gestern sind sie zum ersten Male mit den Alten ausgeflogen.“ — „Vater,“ rief unser Naturforscher dazwischen, „Du hättest nur sehen sollen, wie lächerlich es aussah, als die jungen Störche ihre Flugübungen anstellten, sich auf ihre langen Beine stellten, mit den Flügeln schlugen, sich über das Nest erhoben und dann ungeschickt wieder in's Nest fielen.“ — „Ja, Papa,“ rief der Kleinste, „das sah lustig aus! Sieh! so machten sie es.“ Und der kleine Kerl stellte sich auf die Fußzehen und schwang seine Armechen wie Flügel. — Nun aber gab's kein längeres Säumen; fort ging's in den Garten. Es fing bereits ein wenig an dämmern an, und siehe da! auf dem Rand des großen Nestes stand die ganze Storchfamilie, Vater, Mutter und drei Kinder, und jedes Familienglied stand da auf einem Bein so starr und steif, als wäre es aus Marmor gemeißelt. Oft noch sahen wir unsere Störche gegen Abend friedlich bei einander stehen, und dann und wann erfreute uns auch ein mehrfaches lustiges Geklapper. Als aber der August sich näherte, suchten sie sich Reisegefährten, und wir sahen öfters einen nicht unbedeutenden Schwarm von Störchen, bis wir eines Tags vergeblich auf die Rückkehr unsrer Hausgenossen warteten. Sie hatten ihre große Reise über das Meer angetreten, wohl auch zuvor dem Storchengericht beigewohnt; denn man erzählt, daß die Störche, bevor sie die Reise antreten, Musterung halten und die Schwachen und Kränklichen aussondern oder auch tödten. „Aber unsre Störche kommen doch wieder?“ fragte mein Töchterlein. „Wir wollen es hoffen,“ antwortete ich, mein Lodenköpfschen streichelnd; „erst aber muß der Winter vorüber sein, denn die Störche können keine Kälte vertragen. Wenn die Märzveilchen wieder blühen, dann wollen wir fleißig nach dem Neste sehen; bleiben unsre Störche leben, dann suchen sie gewiß ihr Nest wieder auf, denn sie wissen gar wohl, daß sie bei uns sicher und angesehen sind, ehren wir sie doch als „Liebe Hausfreunde.“

Sprüche

von Carl Gnslin.

Begangnen Irrthums brauchst du dich nicht zu schämen,
Bist du bereit, stets Wahrheit anzunehmen.

Dich selbst betrügst du wohl am meisten,
Willst keinen Dienst der Welt du leisten.

Das Gute nimm in deinen Schutz;
Doch biete kühn dem Bösen Trutz.

Die That nicht, — die Gesinnung ist
Das Maß, nach dem die Gottheit mißt.

Und mußt du auch Verfolgung leiden,
Laß nie dich von der Wahrheit scheiden.

Wer vor den Menschen ist ein Schmeichler,
Ist der nicht auch vor Gott ein Heuchler?

Von der Großmama, die sich fast todt erzählt hat.

Für die Kleinen.

Von

Ottolie Wildermuth.

Es war mitten im Sommer, als eine Großmama fortreiste um ihre kleinen Enkel zu besuchen. Sie wohnten weit weg und die Großmama mußte fast drei Tage lang fahren, fort und fort, bis sie zu ihren Enkelkindern kam.

Die freuten sich sehr auf die Großmama, und wer von euch selbst eine hat, der wird das gerne glauben, wenn gleich die Großmütter auch manchmal schelten, wenn die Kleinen nicht artig sind, und sie nicht gerade immer mit Bonbons und Zuckerbrod füttern.

Die Großmama, die freute sich aber auch von Herzen, bis sie zu ihren Enkelkindern kam; sie hatte allerlei für sie eingepackt und schaute immer heraus aus dem Eisenbahnwagen, ob die Stadt Heidebrugg, darin sie wohnten, nicht endlich näher komme. An den Kindern, die hie und da auf der Eisenbahn mitfahren, hatte sie eine besondere Freude, weil sie dabei an die kleinen Enkel denken mußte; sie theilte ihnen auch manchmal ein wenig mit von den guten Sachen, die sie diesen mitbringen wollte; es war immer noch genug für sie da.



Endlich war die Reise zu Ende, und als Großmama recht müde vom Fahren herausstieg, siehe da standen die Enkelkinder in einer Reihe, in ihren schönen Sonntagskleidchen, obgleich es nur Werktag war: Otto mit seinem neuen Soldatenhelm, Klärchen mit einem netten Körbchen am Arm; sie hätte gern die Puppe mitgenommen, aber die hatte leider keinen Kopf mehr, dafür aber hatte ihr Mama einen schönen Blumenstrauß mitgegeben; der kleine Richard mit

Deutsche Jugend. I.

einer Trompete, die freilich keinen Ton mehr gab; er blies aber doch hinein, und alle riefen zusammen: „Grüß Gott, Großmama!“ und alle boten ihr die kleine Hand, und Großmama wußte nicht, wo sie anfangen sollte zu grüßen und zu küssen. Das Jüngste, das ganz kleine Zulchen, das könnte freilich noch nicht selbst entgegenkommen und auch noch nicht grüßen, das saß auf dem Arme des Kindermäddchens, aber es lächelte ganz lieb, und obwohl es sonst scheu war vor Fremden, von der Großmama ließ es sich doch willig auf den Arm nehmen und krabbelte mit seinen kleinen Händchen in ihrem Gesicht. Großmama hatte das Kleinste noch gar nicht gesehen, und sie hatte eine unbeschreibliche Freude an ihm.

Nun zogen sie in Jubel nach Hause; da hing ein grüner Kranz über der Thüre vom Zimmer der Großmama und stand ein lieblicher Blumenstrauß auf ihrem Tisch, Mama brachte Schokolade und das kleine Volk durfte auch mit trinken; sie saßen höchst vergnügt am Tische, schauten auch hie und da nach der Tasche der Großmama, ob wohl etwas für sie darin sein möchte.

In der Tasche war nun gerade nicht viel, nur ein paar Bonbons und kleine Kuchen; aus dem Koffer aber, den Großmama nachher öffnete, da kamen allerlei nette Sachen heraus: ein hübsches Sammtjäckchen für Klärchen, dazu eine schöne Papppuppe mit allerlei Kleidern und Hütchen, die man ihr nur an- und austreifen durfte; hübsche Hütchen und Mützen für die Knaben, dazu Trompeten, die richtig bliesen; für ganz klein Herzchen ein schön weiß Schürzlein mit Spitzen und eine gestrickte Puppe, die nicht zerbrechen konnte, wenn sie zu Boden fiel; sie hatte freilich kein schönes Gesicht, das sah dumm klein Zulchen aber noch gar nicht, es warf sie herzhast zu Boden und wollte immer noch lieber mit Sachen spielen, die sie nicht haben sollte.

Noch allerlei enthielt der Koffer der Großmama, was erst so nach und nach zu Tage kam: hübsche Täschchen und kleine Bilderbücher, Bonbons und Kuchen; die erhielten aber die Kleinen nur nach und nach, wenn sie Großmama guten Morgen sagten und sie zum Frühstück holtten, oder wenn man zusammen einen Spaziergang machte. Großmama, die freute sich recht von Herzen wieder bei ihren Kindern

und Enkeln zu sein; sie war krank gewesen, hatte auch ein unruhiges Leben daheim; nun wollte sie recht behaglich ausruhen unter ihren Lieben.

Der erste Morgen, den die Großmutter bei den Kindern und Enkeln zubrachte, war ein recht schöner und sonniger. „Nun Großmama, mußt du auch unsern Garten sehen“, sagte Klärchen, „gieb Acht, der ist schön! so schön hast du gewiß noch keinen gesehen.“ — „Ja, da freue ich mich recht darauf, ich mag so gern im Garten sitzen“, sagte die Großmama. So ging's denn in den Garten, der dicht vor der Hausthür lag, Otto ging voraus um den Weg zu zeigen, Klärchen führte die Großmama und Richard zog hinterdrein mit seiner neuen Trompete, auf der er lustig blies, einen Marsch nach eigener Erfindung. Mama, die mußte noch im Hause bleiben, nach der Küche sehen und klein Schwesterlein ankleiden.

Ja, das war ein ganz netter Garten, wenn auch vielleicht nicht so prächtig, wie die Kinder sich einbildeten. Vor der Thüre, nach der Straße zu, waren Blumenbeete und blühten noch späte Rosen, schöne Astern, Levkoien und Stiefmütterchen von allen Farben. Weiter unten war eine Steinbank, ganz im Schatten, wo man im Kühlen ausruhen konnte, wenn es draußen zu heiß war. In der Mitte des Gartens stand auf einem grünen Rasenplatz ein großer, alter Birnbaum, darauf waren viele Birnen; „die sind bald reif“, verkündete Otto; „gieb Acht, Großmama, wie die gut sind! Papa schüttelt uns dann alle Tage nach Tisch.“

Es war im Garten auch eine Bank und ein Tisch, nicht so schattig wie die Steinbank, aber doch von Gebüsch umgeben; das war ein netter, freundlicher Sitz, von dem aus man den Garten übersehen konnte: zunächst einen schönen Rasenplatz mit Blumenbeeten, auf dem spielten zwei weiße Kaninchen, mit denen die Kinder große Freude hatten; nur mußte man den kleinen, wilden Richard hüten, daß er die armen Thierchen nicht immer an den Ohren zog.

Als die Großmutter alle Herrlichkeiten des Gartens gesehen hatte, setzte sie sich auf die Bank und die Kleinen um sie her. „Großmama, nun erzähl' uns was“, bat Otto; „Mama hat gesagt, du könntest so schön erzählen.“ — „O ja, Großmama, eine recht schöne Geschichte!“ rief Klärchen. „Vom Wolf und den Gaislein“, verlangte Richard. „Nein, das wissen wir schon lange“, schrie wieder Otto und Klärchen, „eine ganz neue Geschichte, Großmama.“ Die Großmama, die hatte freilich in ihrem Leben schon gar viele Geschichten erzählt. Als sie noch ein kleines Mädchen war, erzählte sie daheim ihren

kleineren Brüdern, was ihr vorher die Mutter erzählt hatte. Sie hatte bald lesen lernen, und mochte gar gerne selbst Geschichten lesen. Wenn dann in der Schule die Zwischenpause kam und schlechtes Wetter war, daß man sich nicht im Freien tummeln konnte, da sammelte sich auf dem Vorplage oder in der Schulstube eine ganze Schaar Mädchen um sie: „erzähl' Emma, erzähl!“ Und sie erzählte ihnen gar wunderbare Geschichten: vom Rothkäppchen und Schneewittchen, vom Heinrich von Eichensels und der Rosa von Tannenburg; wenn ihr keine gelesene Geschichte mehr einfiel, so erzählte sie wohl auch eine, die sie selbst erdacht, und die Mädchen haben's nicht immer gemerkt.

Auch als sie größer war, mußte sie überall Geschichten erzählen, wo sie zu Kindern kam; man holte sie zu kranken Kindern, die nicht ruhig bleiben wollten in ihrem Bette, daß sie ihnen mit Märchen und Geschichten die Zeit verkürzen solle, und kamen gar manchmal kleine Vettern und Bäschen zu ihr, die, wenn sie die Bilderbücher ausgelesen hatten, allemal noch baten: „Emma erzähl!“

Später, als sie eine Frau war, da hatte sie ihren eigenen Kindern zu erzählen, all die Geschichten, an denen sie sich als Kind mit ihren Brüdern ergötzt hatte. Ihre kleinen Mädchen konnten aber bald selbst einander erzählen und dem wilden kleinen Bruder dazu. Als Großmama schon eine ältere Frau war, da versuchte sie sogar ihre Geschichten in Büchern aufzuschreiben, und so hat sie gar vielen Kindern erzählt, im ganzen deutschen Land.

Da war es denn natürlich, daß sie jetzt auch ihren eignen kleinen Enkeln gerne erzählen wollte. Sie mußte sich oft recht besinnen, bis ihr nur die Geschichten wieder einfielen; Großmama war krank gewesen, da war ihr Kopf oft schwach und müde und sie hatte die Geschichten aus ihren jungen Jahren fast alle vergessen. Aber sie besann sich darauf und las sie durch, und bald wußte sie wieder allerlei für die Kleinen.

So zogen sie denn an jedem schönen Morgen hinaus in den Garten, wo Mama meist noch im Hause beschäftigt war. Großmama hatte gewöhnlich auch das kleine Schwesterlein auf dem Schooß, das freilich noch nichts von Geschichten verstehen konnte. Auch Richard hatte bald genug am Erzählen, er wollte nur die Geschichte wissen vom Wolf und den Gaislein, oder vom Zuckerhänschen; die Großen aber baten unaufhörlich: „Großmama, eine Geschichte, eine ganz neue Geschichte!“ Und Großmama erzählte und erzählte. Sie erzählte ihnen die schönen Geschichten aus der Bibel, von Moses, wie ihn die

Königstochter im Nilstrom findet, von Joseph, wie er von den Brüdern verkauft wird und wie sie ihn nachher wiederfinden in Glanz und Herrlichkeit, und von David allerlei wahre Geschichten und Märchen dazu.

Klein Schwesterle wollte nicht immer ruhig auf der Großmama Schooß sitzen bleiben, so lang sie erzählte; es strabelte mit seinen kleinen Füßen und strebte hinaus mit seinen Aermchen, und Großmama



mußte aufstehen und die Kleine ein wenig gehen lassen; das konnte sie noch nicht allein, man mußte sie halten an beiden Aermchen. Dann liefen ihr aber immer wieder Otto und Klärchen nach und riefen: „Die Geschichte ist noch nicht aus, Großmama, erzähl weiter, wie ist's denn gegangen?“ Das machte denn die Großmama zuletzt recht müde und sie sagte oft: „nun weiß ich nichts mehr, Kinder; bitte, laßt mich in Ruhe!“ Aber sie sagten immer wieder: „o, nur noch Eine Geschichte, Großmama, nur noch eine einzige!“ und die Großmama wollte es ihnen nicht abschlagen und fing immer auf's Neue an, wenn sie noch so müde war.

Nun saßen sie einmal mit einander in der Kinderstube; es regnete draußen und ging ein gewaltiger Wind, so daß die Kinder nicht im Garten spielen konnten. „Erzähl Großmama, erzähl!“ hieß es da wieder. „Heute kann ich nicht, kann ich nicht lange, mein Kopf thut mir so weh,“ sagte Großmama. „O, nur eine einzige Geschichte!“ bat Otto. „Nun meinestwegen!“ und Großmama erzählte ihnen die schöne Geschichte vom Pfannkuchenberg in den der Avenstaken hineingesprungen und nachher König geworden ist. „So, nun spielt etwas mit einander und laßt mich in Ruhe,“ sagte Großmama. „Aber mir noch die Geschichte vom Schneewittchen!“ bettelte

Klärchen, nachher aber wollte Richard auch noch einmal vom Zuckerhäuschen wissen, und Großmama erzählte und erzählte wieder; obgleich sie ganz müde und schwindlich war.

Die Mutter der Kinder war nicht in der Stube, sie besorgte draußen die Wäsche. Auf einmal hört sie die Kinder laut aufschreien, und wie sie hereineilt in die Kinderstube, da lag die Großmama da wie todt, ganz leblos und bleich; die Kinder glaubten, sie sei schon gestorben und schrieten entsetzlich zusammen. „Nein, todt ist sie nicht,“ sagte der Vater, der nun auch hergeeilt war. „Lauf nur schnell zum Doctor, Otto, es wird eine Ohnmacht sein.“

Der Doctor kam und hielt der bleichen Großmama ein Fläschchen vor die Nase mit starker Flüssigkeit, da athmete sie wieder auf. „Es ist nur tiefe Erschöpfung bei der alten Frau,“ sagte der Arzt, „sie muß sich sehr ermüdet haben.“ Da waren die Kinder ganz stille dazu, und sahen sich traurig an; sie wußten wohl, wie sie Großmama gequält hatten mit dem vielen Erzählen.

Großmama wurde zu Bette gebracht, sie schlief die ganze Nacht. Am andern Morgen, als Klärchen leise, ganz leise hinausschlich, die Thür öffnete und ihr Köpfchen hereinsteckte: „Lebst du noch, Großmama?“ da sagte Großmama lächelnd; „freilich lebe ich noch; bald kann ich wieder aufstehen und mit euch im Garten sitzen.“ — „Aber du sollst uns gar keine einzige Geschichte mehr erzählen,“ versicherte ernsthaft die Kleine. „Nun, das wollen wir schon sehen,“ meinte die Großmutter.

Es kamen auch Otto und Richard und sagten schönen guten Morgen, und weil Mama ihnen gesagt hatte, sie sollten fein still sein, so setzten sie sich ganz ruhig und sitzsam auf kleinen Stühlen und Schemeln um das Bett der Großmutter.

„Großmama, nun will ich dir erzählen,“ begann endlich Klärchen, und sie erzählte recht nett eine kleine Geschichte, die man ihr früher erzählt hatte; Otto, der sagte ihr ganz hübsch die schöne Erzählung in Versen vom „fremden Kind, am Abend vor Weihnachten“; Großmama hatte sie ihm gar oft vorsagen müssen, und nun hatte er sie ganz auswendig behalten und Großmama freute sich recht daran. Der kleine, wilde Richard, der wußte noch keine Geschichte und hatte nur ein einzig Reimlein behalten, das sang er der Großmama vor mit heller Stimme:

„Alle meine Entlein
Schwimmen in dem See,
Kopf unten im Wasser,
Schwanz in die Höh.“

Dann wurde es ihm aber langweilig in der Krankenstube und er sprang hinunter auf die Gasse.

Auch die Andern tummelten sich bald wieder in Haus und Garten herum, Klärchen aber kam immer wieder und brachte der Großmutter ein schönes Blumensträußchen, oder eine saftige Birne, die eben vom Baume gefallen war, auch ein paar Wallnüsse; die konnte aber Großmama nicht beißen, weil sie fast keine Zähne mehr hatte; so durften sie die Kleinen selbst behalten.

Nach ein paar Tagen aber konnte Großmutter wieder aufstehen und auf der Gartenbank sitzen; Klärchen trug ihr eine Fußbank nach und Otto ein Polster, daß sie recht bequem sitzen möchte. „Ihr dürft aber eure Großmama nicht mehr so plagen,“ hatte der Herr Doctor gesagt, „sonst wird sie noch einmal krank und gar sterben.“ — „O, wir wollen so still und so lieb sein!“ hatten sie versichert, „und Großmama darf gar nicht mehr erzählen, jetzt wollen wir ihr erzählen.“

Nun waren sie alle von Herzen vergnügt, daß sie wieder so mit einander im Garten sitzen konnten, auch Vater und Mutter, und Paul, ein junger Schüler vom Lande, den der Vater unterrichtete, und der bei ihnen im Hause wohnte. Klein Schwesterlein saß auf Großmama's Schooß mit einer Kringle und lachte Alle freundlich an. Mama hatte Chokolade gekocht und die Kinder durften mit trinken aus den netten, kleinen Tassen mit Blumen, die Großmama ihnen gebracht hatte. „Nicht wahr, Großmama, jetzt trinkt man deine Gesundheit?“ fragte Otto; „dann mußt du aber auch recht gesund werden!“

„Da das will ich, wenn der liebe Gott dazu hilft,“ sagte lächelnd die Großmama.

Und die Großmama ist gesund geblieben.

Sie hat wohl auch wieder den Kleinen Geschichten erzählt und sie freuten sich recht daran; so oft sie jedoch sagte: „Nun bin ich aber müde,“ sagten Otto oder Klärchen besorgt: „Nu nicht mehr, Großmama, daß du ja nicht stirbst.“

Es war auch gar nicht nöthig, daß man immer fort erzählte; Otto ging schon alle Tage eine Stunde zum Lehrer, er wollte lesen lernen, damit er bald selbst schöne Geschichten lesen könnte. Klärchen spielte mit der neuen Puppe, die Großmama gebracht, und der kleine Richard sprang mit seinem Reif herum; so fehlte es nicht an Unterhaltung.

An einem ganz schönen sonnigen Tag, da kam Mittags gleich nach Tisch ein offener Wagen mit ein paar stattlichen Pferden vor das Haus gefahren, der kam von Rothenhof eine Stunde weitweg, wo die Eltern des Schülers Paul wohnten; Paul hatte daheim

erzählt, daß die Großmama krank gewesen sei, und meinte, wenn sie nur auch einen Tag draußen in seiner Eltern schönem Garten sein könne, das würde ihr gewiß gut thun.

So sandte denn sein Vater den Wagen, der hatte drei Sitze, und da stieg hinauf, was nur Platz hatte. Otto und Paul, die setzten sich vorn zum Kutscher, und Richard dazwischen, auf den beiden hintern Sitzen saßen Großmama und Klärchen und die Mama mit Louise, dem Kindermädchen, die hatte Klein Schwesterlein auf dem Schooß, das heute zum erstenmal auch mit durfte; das freute sich so herzlich und zappelte mit seinen kleinen Armen und rief „Hoh! Hotto!“ es war eine rechte Lust auf den Rothenhof zu fahren. Papa hatte versprochen nachzukommen, er wollte lieber zu Fuße gehen.

Auf dem Hof draußen, da hatte die gute Frau Ot schon Alles auf's schönste eingerichtet. Der Garten am Rothenhof war viel, viel größer und weiter als der daheim am Pfarrhaus, es war auch ein kleines Wäldchen dabei, und vorne, ganz unter schattigen Bäumen, da war ein Tisch gedeckt, schneeweiß, und stand eine große, große Kaffeekanne und köstlicher süßer Rahm darauf und selbstgebackene Kuchen noch ganz warm. Daheim bekamen die Kinder keinen Kaffee für gewöhnlich, heute aber gestattete Mama, daß Frau Ot ihnen einschenken durfte und sie schmausen ließ nach Herzenslust. „Auf Großmama's Gesundheit!“ rief Otto und erhob wiederum seine Kaffeetasse; er hatte schon gesehen, wie die großen Leute mit den Gläsern anstießen; mit den Kaffeetassen aber wollte das Anstoßen nicht so gut gehen und Großmama sagte freundlich: „laßt's nun stehen, es gilt doch.“ Als sie recht satt waren, da tummelten sie sich mit Paul im Wäldchen, und liefen auf die große Waide, wo junge Füllen so lustig herumsprangen wie sie; wenn sie dann wieder zurückkamen, hatte die freundliche Frau immer wieder etwas Neues aufgestellt, Pflaumenkuchen und Apfelmuchen, Butterbrot und Honig, Äpfel, Nüsse und Birnen.

Das schauten sie an mit vergnüglichen Augen und sprangen dazwischen zur Großmama, auf deren Schooß Klein Schwesterlein saß, wenn es nicht gerade bei Louise war, die ihm die Hühner zeigte und die schönen, weißen Enten, die auf dem kleinen Teiche herumschwammen. „Nicht wahr, Großmama, heut' hast du's gut? Heut' darfst du gar nicht erzählen und kriegst so gute Sachen?“ und Großmama stimmte ihnen lächelnd bei. „Alle meine Entlein schwimmen in dem See!“ sang Richard jetzt erst recht lustig und er ließ sich's schmecken, so reichlich, daß er auf einmal bitterlich zu weinen anfang, als Frau Ot

auch noch mit einer Schaale mit Pflaumenmuß herbeikam. „Warum weinst du denn, Richard?“ fragte sie ganz besorgt. „Ach, ich möcht' so gern noch essen, und ich kann doch nicht mehr,“ sagte er kläglich. Die Kinder lachten ihn aus, sie spürten aber wohl, daß es ihnen auch nicht gut wäre, wenn es alle Tage so hoch herginge, daß es besser sei, wenn ihnen daheim die Mutter gebe, so viel ihnen gut sei; einmal aber, zur Ausnahme, durften sie ja schon so hoch leben.

Großmama mit Vater und Mutter, die erfreute sich recht an der behaglichen Ruhe im Schatten, an dem schönen Hof mit den geräumigen Stuben und der reinlichen reichgefüllten Milchammer, an dem stattlichen Vieh und den schönen Feldern. Es war spät am Abend, Schwesterlein lag fest eingeschlafen auf Luisens Arm, auch Richard wollte nicht mehr zum Kutscher, sondern lehnte sich recht schläfrig an die Mama als sie heimfuhren; die gute Frau vom Hofe stellte noch allerlei Körbe und Päckchen mit Obst und Kuchen auf den Wagen, und lustig ging's der Heimath zu.

„Ach wie ist's so gut, Großmama, daß du nicht gestorben bist,“ sagte Märchen noch beim

Schlafengehen, „dann hättest du ja nicht mehr mit nach Rothenhof fahren können.“

„Vielleicht hätte mir's da der liebe Gott noch schöner bereitet als euch die gute Frau Ott,“ sagte Großmama und küßte sie zur guten Nacht.

Noch manchen Tag bei Sonnenschein und Regen ist Großmama bei ihren Enkelin geblieben, hat ihnen auch noch manche Geschichte erzählt; „aber ja nicht zu viel, daß du nicht wieder stirbst,“ warnte immer Märchen; endlich mußte sie scheiden und das Herz hat ihr recht weh gethan dabei.

Die Kleinen aber freuen sich nun schon auf das Kistchen, das Großmama ihnen zu Weihnacht schicken wird, und sie freuen sich noch mehr auf die Zeit, in einem Jahre vielleicht, oder in zwei, wo sie mit der Mutter Großmama und Großpapa und ihre freundliche Tante Annalie besuchen dürfen; „die kann auch schöne Geschichten erzählen,“ weiß Otto, „aber todte erzählen darf sie sich ja nicht, so wenig wie die Großmama.“

Und Otto lernt jetzt schreiben und schön lesen, daß er selbst bald seinen kleinen Geschwistern erzählen kann.

Zwei Thierbilder von Fedor Kliner.



Miez ist krank!

Miez ist krank! Miez ist krank!
Sitzt vertrießlich auf der Bank.
Mag kein einzig Mänslein haschen,
Mag von süßer Milch nicht naschen,
Mag mit Mähnen und mit Vettern
Nicht mehr auf den Dächern klettern,
Mag nicht nach den Böglein springen,
Die im Garten lustig singen;
Macht ein jämmerlich Gesicht,
Selbst das Würstlein lockt sie nicht.
Ach sie quält der Magenjammer!
Naschte in der Speisekammer,
Wollte von den Leckern Sachen
Einen guten Tag sich machen, —

Hat den Magen sich verdorben,
Wär' vor Schmerzen fast gestorben!
Sitzt vertrießlich auf der Bank.
Miez ist krank! Miez ist krank!

A. Sturm.

Miez im Schuh.

Nun hätt' das wärmste, weichste Bett
Die gute Miez bekommen,
Wenn nur der dumme Meister hätt'
Das rechte Maas genommen.
Von Gold und Seide strotzt es schwer,
Kein Füllst besitzt es feiner,
Wenn es nur etwas weiter wär',
Und Miez nur etwas kleiner!





von
Robert Löwike.

I.

Heute bringe ich wieder solche Wörter zu rathen, wie im letzten October. Viele von Euch haben ja damals, noch vor dem Erscheinen des nächsten Heftes, die richtigen Auflösungen eingeschickt und auch erklärt, das Knackmandeln wäre ihnen gar nicht zu schwer geworden, und die Knackmandeln hätten ihnen ganz gut gemundet. — Hier ist neuer Vorrath, also neue Arbeit und damit hoffentlich auch neue Freunde.

Ich gebe wieder je 4 Wörtchen, jedes von 4 Buchstaben und so beschaffen, daß, wenn man sie unter einander schreibt, die Querreihen dieselben Wörter geben, wie die senkrechten von oben nach unten gelesen, wie z. B.

P	R	A	G.
R	o	s	e.
A	s	y	l.
G	e	l	d.

Achtet beim Rathen solcher Wörter wohl darauf, daß das erste immer die Anfangsbuchstaben für die drei andern enthält. Das zweite giebt dann den zweiten Buchstaben für das dritte und vierte u. s. w. Es ist auch nicht nöthig, daß man zuerst immer das erste Wort, dann das zweite, das dritte und zuletzt das vierte rät. Hat man z. B. das erste gefunden, und das zweite macht gar zu viel Kopfzerbrechen, so sucht man zuvor das dritte zu errathen, und durch dieses erhält man zur Hilfe den dritten Buchstaben für das zweite und vierte Wort. Wird das vierte Wort zuerst gefunden, so liefert es natürlich die Endbuchstaben für die drei andern.

Rathet nun 4 solche Wörter und merkt wohl:

1.

Das erste nennt Euch ein edles Metall, das zweite einen deutschen Strom, welcher sich in ein Haß und in drei Mündungsarmen in die Ostsee ergießt, das dritte die Mutter zweier berühmter Helden aus dem Alterthum, Zwillingbrüder, Söhne des Zeus, welche als Beschützer der Schifffahrt und der Gastfreundschaft verehrt wurden, das vierte einen Nebenfluß auf der rechten Seite der Donau.

2.

Das erste Wort nennt Euch eine bedeutende Stadt in Peru, das zweite einen Nebenfluß auf der rechten Seite der Donau, an welchem die Hauptstadt eines deutschen Königreichs liegt, das dritte einen schönen deutschen Strom, welcher auf der rechten Seite in den Rhein mündet, und das vierte einen bedeutenden Fluß Mittel-Italiens.

3.

Das erste Wort nennt Euch einen römischen Kaiser, berüchtigt wegen seiner Grausamkeit und Christenverfolgungen, das zweite einen Sohn der Aphrodite, welcher selbst als Gott der Liebe verehrt wurde, das dritte ein edles Thier, das vierte einen Berg, oft genannt in der griechischen Sage, durch ein schönes Thal vom Olymp getrennt.

4.

Das erste Wort nennt Euch einen Mann, der weder Vater noch Mutter gehabt hat, das zweite einen Nebenfluß des Po, an dessen Mündung eine Hauptstadt liegt, das dritte einen bedeutenden Nebenfluß des Kur, mit welchem vereinigt er sich denn in das caspische Meer ergießt, das vierte ist der Name für einen Euch wohlbekannten Schiffstheil.

5.

Das erste Wort nennt Euch einen Fluß, welcher auf den Vogesen entspringt und sich kurz vor der Mündung mit dem Rhein vereinigt, das zweite lautet ebenso wie das dritte, beide nennen Euch einen sehr bekannten Mädchen-Vornamen, das vierte Wort ist der Name eines bedeutenden Nebenflusses auf der rechten Seite der Mosel.

6.

Das erste Wort nennt Euch einen Nebenfluß auf der rechten Seite der Seine, das zweite ein bedeutendes Gebirge in Rußland, an der Grenze von Europa und Asien, das dritte ein Lieblingspielzeug der Kinder, das vierte ein Maas, mit welchem früher allgemein gemessen wurde und welches jetzt auch bei uns durch ein anderes verdrängt ist.

7.

Das erste Wort nennt Euch ein schönes Eiland, aber nicht im Meere, sondern in der Wüste, wo der müde, fast vermachete Wanderer Rast und Erfrischung findet, das zweite einen Kanal, durch welchen der warme Strom des Lebens fließt, das dritte Wort ist eine andere Bezeichnung für Tau, und das vierte nennt Euch einen Baum.

8.

Das erste Wort ist der Name einer schönen Stadt in der Schweiz an einem See gleiches Namens, das zweite nennt Euch ein Thier, welches wegen seiner Dummheit und Faulheit sprichwörtlich geworden ist, das dritte nennt Euch einen römischen Kaiser aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. Geb., welcher seine eigne Hauptstadt anzünden ließ, das vierte ist ein äußeres Zeichen von Trauer.

Räthsel.

Von
Johann Meyer.

I.

(Buchstabenräthsel.)

Wer's nicht hat, kann gemächlich ruhn
Und rechnet's wohl zum Guten;
Wer's aber hat, hat viel zu thun
Und muß sich wacker sputen.

Ich sey' gleich vorn ein F daran,
So nützt es mir beim Dichten,
Und könnt' manch braver Handwerksmann
Wohl auch davon berichten.

Nun aber mit dem F bei Seit'
Und M gesetzt statt dessen,
So kann man, wär's auch noch weit,
Damit die Strecke messen.

Auch M wird schon bei Seit' gesetzt,
Um es mit W zu lesen;
Das Gegentheil von dem ist's jetzt,
Was es zuerst gewesen.

Und nun mit Z und dann nicht mehr,
Zu guter Letzt, zum Späße,
So hast du's hier, bei meiner Ehr',
Schnurgrad' vor deiner Nase.

II.

(Worträthsel.)

Ein kleines Thier, hat man's im Haus,
So macht man sich oft viel daraus
Und wünscht sich wohl für alle Zeit
Von diesem Plagegeist befreit.

Ganz anders ist's damit bestellt,
Ist's nicht im Haus und nur im Feld;
Da hast du deine Freude dran,
Wenn du es siehst, wie's springen kann.

Und fängst du es, ist nichts dabei;
Doch glaubst du nicht, wie schlimm es sei,
Wenn's einer fängt, der solch ein Trops,
Daß er es trägt in seinem Kopf.

Der arme Narr hat keine Ruh,
Es quält ihn dann wohl immerzu
Und macht ihn überdieß zum Schluß.
Noch gar zum Melancholikus.

Du aber bist gewiß kein Trops,
Drum kommt's dir auch nicht in den Kopf,
So fang' einmal das kleine Thier,
Und wenn du's hast, dann sag' es mir.

Von
Friedrich Oldenberg.

I.

Was flieht vor dem Jäger?
Was blüht mir zur Lust?
Was rennt durch die Wüste?
Was schmücket die Brust?

II.

Das Zweite zieht das Erste,
Das Ganze zieht das Erste,
Und das Erste bleibt ungezogen,
Bis das Ganze, was zieht, wird gezogen.

III.

Es ist ein Ding, das jederzeit
Das Herz von Mann und Weib erfreut.
Es ist ein Freundwort,
Wird aber aus ihm ein Zeitwort,
Dann wird das Freundwort
Zum Leidwort.

IV.

Es ist ein braver, schlichter Mann;
Die Stadt sieht ihn nur dann und wann.
Denn wo Paläste herrlich schimmern,
In staubigen Gassen, blanken Zimmern,
Da ist für ihn die Heimath nicht;
Er ist zu arm, er ist zu schlicht.
Auch ist's ein wunderkleines Häuschen
Für Spazier groß genug und Mäuschen.
Tapeten giebt es in ihm nicht;
Es ist zu arm, es ist zu schlicht.

V.

Mein Räthselwort ist doppeltonig:
Bald tönt der Kopf und bald der Schwanz.
Tönt jener, dann ist's Polens König,
Berühmt durch Riesenkraft und Glanz.
Tönt dieser, dann ist es dem Korue
Die lang ersehnte Reisezeit.
Der bunte Erntekranz schwankt vorne,
Und hinten Tanz und Fröhlichkeit.

VI.

Du Mädchen klein, du Mädchen fein,
Ich thu' dich freundlich grüßen.
Und wenn du auf dem Kopfe stehst,
Siehst du aus, wie auf den Füßen.
Und sey' ich ein M dir als Hütchen auf,
Dann gleichst du dem Brod, dem süßen,
Das einst die hungernden Wanderer sich
Vortrefflich schmecken ließen.



Auflösung der Räthsel aus vorigem Hest.

I. Räthsel von Johann Meyer.

- 1. Paris, Paris. 2. Kuchen, Nagel.

II. Räthsel von Carl Reinhold.

- 1. Ebbe. 2. Windbeutel. 3. Das Räthsel.

III. Räthsel von Friedrich Oldenberg.

- 1. Ein Stiefelpaar. 2. Domino.

IV. Räthsel von A. Schwarzkopf.

1. Die Uhr. 2. Eber, Rebe. 3. Windrose, Gesichtsröse (die Krankheit). — Vierhahn, Hahn am Gewehr. — Geldkage, sieben Schwänze Kage. — Der große und der kleine Bär, die Sternbilder. — Der Stod des Hauses, der Wachstod, der Bienenstod, der Weinstod.

V. Räthsel von Robert Löwike.

- 1. Die Sonne. 2. Wien — Wein.

Auflösung der Knackmandel von Robert Löwike. 126 Centimeter.



Ein Piedchen von der Nase

von

Friedrich Oldenberg und Fedor Flinzer.



at is min
Jung sin
Nas,

Un dat die Nas vom Haf.



Un dat vom floge Boff,



Un dat vom dumme Oß.



Un dat vom Frölen Pfau,



Un dat vom Musje Sau.

Nu segg, min Kind, wat meenste,
Welch Näsken is dat schenste? —



Die Knarrprinzess.

Ein Märchen

von Julius Sturm.

Mit Illustrationen von Ludwig Burger.

Es lebte vor langen Zeiten einmal ein König, den hatte seine junge Frau Königin mit einem Töchterlein beschenkt; aber des Königs Freude über das wunderschöne Mägglein verwandelte sich schon nach wenigen Tagen in die tiefste Trauer, denn die Frau Königin starb ganz plötzlich an einem bösen Fieber. Als sie im Thronsaal in einem goldenen, mit Blumen reich geschmückten Sarge lag, so still und so schön, als ob sie nur leise schlummere und selig träume, nahm der König sein liebes Kindlein auf den Arm, kniete weinend an dem Sarge nieder und gelobte, sein ganzes Leben lang Wittwer zu bleiben, damit sein liebes Töchterlein einmal Reich und Krone von ihm erbe. Er hielt auch treulich Wort, blieb Wittwer und verwendete die größte Sorgfalt auf die Pflege seines kleinen Lieblings.

Wenn das Kind gebadet wurde, so geschah dieß

in einer goldenen Wanne und zwei berühmte Leibärzte des Königs mußten an der Wanne stehen und dem Bade beiwohnen. Wenn die goldene Wanne mit krystallklarem, warmem Wasser gefüllt worden war, tauchte der vornehmste von den beiden Ärzten seine Fingerspize in das Badewasser, sagte laut „Hum!“ und sah den anderen fragend an; hierauf tauchte dieser seine Fingerspize in das Wasser, nickte mit dem Kopfe und sagte leise „Hem!“ und das war das Zeichen dafür, daß das Wasser die rechte Wärme hatte. Wenn dieß geschehen war, trat der König selbst an die Wanne und goß aus einem kleinen goldenen und mit Diamanten besetzten Fläschchen einige Tropfen in die Wanne, von denen das Wasser so lieblich duftete, als wäre es ein Meer von Rosen. —

Jetzt winkte der König und die erste Kammerfrau, in ein weißes, seidenes Gewand gekleidet, brachte die kleine Prinzess in einer purpurnen mit Gold gestickten Winkel getragen und legte das Kindlein behutsam in die goldene Wanne. Die Leibärzte standen dabei, legten ihre Zeigefinger an die Nasen und machten

wichtige Gesichter. Der König aber, der sehr kurzichtig war, setzte sein Augenglas auf, sah dem Baden zu und freute sich, wenn sein Töchterlein im Wasser wie ein Fischlein auf- und niederschnelle.



Hierauf wurde das Kind von den Leibärzten sorgsam mit weichen Tüchern abgetrocknet und in warme, wollene Decken gewickelt. Nachdem es die Kammerfrau auf den Arm genommen, reichte sie es dem Könige zu einem Kusse dar und trug es dann in die Wiege zurück. — Das Kind gedieh prächtig und wurde von Woche zu Woche größer und schöner. Im Schlosse sprach man nur von dem schönen Prinzesschen, und alle Hofleute waren bemüht, dem Mägdlein, als es heranwuchs, jeden Wunsch an den schönen blauen Augen abzulesen. Da war es denn kein Wunder, wenn das Kind eigensinnig wurde und endlich nur noch einen Willen kannte, nämlich seinen eigenen. Der König hatte ihm eine Erzieherin beigegeben, aber dieser auf's strengste geboten, dem Prinzesschen nie ein böses Wörtlein zu sagen. Als die Erzieherin dieses Gebot einmal übertreten und das Prinzesschen wegen einer Unart ausgescholten hatte, wurde sie in höchster Ungnade entlassen und eine neue Erzieherin angenommen. So kam es dahin, daß das Mägdlein immer eigenwilliger wurde; kein Mensch konnte ihm etwas recht machen, und weil es sich über die geringste Kleinigkeit heftig ärgerte und dann schmolzte und schalt, bekam es nach und nach eine schnarrende, knarrende Stimme. Unter dem Eigensinn der kleinen Prinzess hat der ganze Hof zu leiden; im Geheimen klagten die Hofleute oft einander ihre Noth, aber vor dem Könige durften sie ihren Aerger nicht merken lassen. Zwei alte Hofdamen, die an den Nerven litten und sehr reizbar waren, ließen sich aus Fürsorge von einem geschickten Maler die Gesichter so malen, daß sie immer freundlich lächelten, damit es der König ja nicht bemerken möchte, wenn sie sich über sein Töchterlein ärgerten. Der Hofmarschall dagegen half sich mit seiner goldenen Dose und verschmupfte seinen Grimm.

Als die Prinzessin größer wurde, hatte auch der König oft viel durch den Eigensinn und die Unarten seiner schönen Tochter zu leiden; aber er ertrug Alles in Geduld und meinte, da seine Tochter eine Königin werden sollte, sei es recht gut, daß sie einen festen Willen habe; er habe ihn auch, nur seinem Kinde gegenüber komme er nicht dazu, diesen durchzusetzen, daran aber sei nur seine allzugroße Liebe Schuld. — So geduldig waren freilich die Hofleute nicht und nannten in ihrem Aerger die Königstochter unter einander nur die Knarrprinzess. — Da die Prinzess aber von wunderbarer Schönheit war und einst ein großes Reich erben sollte, bewarben sich viele Prinzen um ihre Hand; sie war jedoch viel zu stolz dazu, sich einem Gemahle antrauen zu lassen; sie wollte die Krone allein tragen.

Die Zimmer der Knarrprinzess waren die schönsten im Schlosse, ihr Lieblingszimmer aber, aus dessen Fenstern sie nach dem nahe gelegenen Walde sehen konnte, war ihre Freude und ihr Aerger zugleich. So oft sie nach dem Walde blickte, knarrte sie: „Wie häßlich!“ Das galt einem kleinen Häuschen, das am Rande des Waldes lag und einer steinalten armen Frau gehörte, die von den Leuten nur das dreibeinige Waldweib genannt wurde, weil die Alte immer an einem Stocke ging. Dieses Weib wurde von allen Leuten gefürchtet, denn es stand im Rufe, eine grundböse Hexe zu sein. Die Prinzess hatte der Alten Gold über Gold für das alte Häuschen bieten lassen, diese aber hatte nur höhniß gelacht und erklärt, sie verkaufe die Hütte um keinen Preis, die sei ihr eben recht, in ihr wolle sie einmal sterben und bis dahin möge sich die Prinzess gedulden; arme Leute hätten auch ihre Rechte. — Da beschloß die Königstochter, ihr Lieblingszimmer nicht wieder zu betreten, gewann dieß jedoch nicht über sich; es zog sie eine unwiderstehliche Gewalt immer wieder gerade in dieses Zimmer zurück, und sie mochte wollen oder nicht, sie mußte an das Fenster treten und sich über das armselige Häuschen der alten dreibeinigen Hexe ärgern. Endlich brachte sie es bei dem Könige durch beständiges Knarren dahin, daß der König die Alte mit Gewalt aus ihrem Eigenthum vertrieb und ihr ein anderes neues Haus dafür anweisen ließ. Das Waldweib hatte sich der Gewalt fügen müssen, das neue Haus aber nie betreten. Nun wurde die alte Hütte am Waldrand eiligst abgetragen und an ihrer Stelle auf Wunsch der Königstochter ein schönes Lusthäuschen aufgeführt. In diesem Lusthäuslein verbrachte die Knarrprinzess mit ihren Hofdamen die schönen warmen Sommerabende. — Eines Abends wandelte sie aus ihrem Sommerhäuschen allein in den Wald. Sie hatte sich kurz zuvor erst über ihre Hofdamen, dann über ihren Leibschneider und endlich über den Himmel geärgert, weil dieser sich mit Wolken bedeckt hatte. Da war ihr denn auch in dem schönen grünen Walde nichts recht; sie knarrte über die Vögel, weil sie so fröhlich sangen, und über die grünen Wipfel, die im Abendwinde über ihr feierlich rauschten; sie fand es unerträglich, daß die Fichten Nadeln und keine Blätter hatten und an dem Wachholderstrauche keine Rosen blühten. Fort und fort knarrend kam sie an eine Stelle im Walde, vor der sie verwundert stehen blieb. Auf einem freien Platze lag ein Kreis aus Steinen gebildet, die unter einander durch zierliches Farrenkraut seltsam verbunden waren. Als die Knarrprinzess ihre Augen auf dem Kreise ruhen ließ, kam es ihr vor, als ob

die Steine Leben gewinnen und sich zu den wunderbarlichsten Zwerggestalten und Koboldgesichtern verzögen. Es wurde ihr unheimlich, aber sie stand wie festgebannt und mußte wieder und wieder verlangend nach einer lieblich duftenden Blume blicken, die ihren Kelch weit geöffnet hatte. Endlich trat sie zögernd in den Kreis, um die Blume zu pflücken. Kaum aber war dies geschehen, so wurzelten ihre Füße tief in der Erde, verwandelten sich die Haare der Knarrprinzess in Nadeln und die Arme in Aeste. Bald stand

war. Eines Tages wanderte er einsam und traurig in den Wald hinein. Plötzlich stand er lauschend still. Er legte die Hand an's Ohr um schärfer zu hören, ein Freudenstrahl leuchtete aus seinen Augen und jubelnd rief er: „Das war die Stimme meiner Tochter!“ Es war ein stürmischer Tag und die Fichte knarrte gewaltig laut, denn sie war ärgerlich darüber, daß der Sturm ihr so rücksichtslos durch die Krone fuhr. Der König ging dem Knarren nach; endlich stand er an dem Baume und erkannte,



sie mitten in dem Kreise als schlank Fichte und knarrte und knarrte, wie sie noch nie geknarrt hatte; aber alles Knarren war vergeblich, sie war und blieb ein knarrender Fichtenbaum im Walde. Das Waldweib aber, das den Kreis während der Verwandlung der Königstochter höhniisch umhüpfte, nahm mehr und mehr die Gestalt einer Eule an; endlich schüttelte sich die Alte und flog, gänzlich in eine große Eule verwandelt, auf den Fichtenbaum und rief „tuwit! tuwit!“ in den Wald hinein.

Als die Königstochter nicht zurückkehrte, sandte der König Boten über Boten aus, sie lehrten aber alle unverrichteter Sache zurück. Von der Knarrprinzess war keine Spur aufzufinden. Da versiel der König in tiefe Schwermuth und verbrachte den größten Theil seiner Tage in dem kleinen Lusthause am Walde, das für ihn zu einem Klagehaus geworden

daß das Knarren von diesem komme. — Er lauschte und lauschte und sagte einmal über das andere: „Ganz wie meine liebe Tochter!“ Dann setzte er sich unter den Baum und konnte sich an dem Knarren nicht satt hören. Von dieser Zeit an fand ihn jeder Tag am Fuße der Knarrfichte und je stürmischer das Wetter war, um so lieber war es ihm, denn an stürmischen Tagen wurde die Fichte nicht müde zu knarren. — Als der König endlich sein Ende nahen fühlte, ließ er sich noch einmal an den Fuß der Knarrfichte tragen und befahl, daß man ihn an dieser Stelle begraben solle. So geschah es denn auch, und über dem stillen Königsgrabe im Walde knarrt die Fichte noch heut und aus ihrer Krone herab ruft noch heut oft in dunklen Nächten eine große Eule, deren Augen unheimlich leuchten, ihr „tuwit! tuwit!“ in den Wald hinein.

Hinter Schloß und Riegel.

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Text von Friedrich Oldenberg.



Das kommt davon, mein lieber Freund!
Jetzt wird geheult, jetzt wird geweint.
Zuerst die Bücher all' zerrissen,
Und dann die Fenster eingeschmissen,
Dann Vogelnester ausgenommen,
Und dann bei Nacht nach Haus gekommen.
Der Vater hat gezürnt, geklagt,
Die Mutter war vor Angst verzagt.
Dir ward die Bude ausgelopft;
Du hast die Ohren zugestopft,

Hast abgeschüttelt deine Schläge
Und gingst im Trotz die alten Wege.
Jetzt sitze zwischen den vier Wänden!
Mein lieber Freund, wie wird das enden?
Weh dem, der Elternliebe höhnt!
Und ehe du sie nicht verhöhnt
Und ihr nicht reuig Dank gebracht,
Findst du nicht Ruhe Tag und Nacht.
Du tödtest deiner Eltern Leben.
O steh' sie an, daß sie vergeben!



Josef Haydn.

Eine Lebensgeschichte von Ernst Friedlieb.

Mit Illustrationen von Paul Thumann.

II.

Haydn beschloß nun einen Bittgang, im doppelten Sinne des Wortes, nach Maria Zell, einem der berühmtesten und besuchtesten Wallfahrtsorte der österreichischen Monarchie zu machen. Es war dort ein Stift mit einer sehr schönen Kirche, einer großen Orgel und einem ziemlich bedeutenden Musikchor; davon hatte er öfters im Kapellhause gehört; vielleicht glückte es ihm, dort ein Unterkommen zu finden.

Er machte sich denn in früher Morgenstunde, als kaum der Tag graute, auf den Weg. Zwei Marien-Zwanziger, welche die Mutter ihm aus ihrem Sparbentelchen gegeben, waren seine ganze Baarschaft, einige Musikstücke seiner Komposition, die er für die besten hielt, sein ganzes Reisegepäck. So zog er denn, besonnenen Herzens und allein, — oft war es ihm zu Muthe, als sei er ganz allein in der Welt, — den herrlichen, aber mühevollen Weg dahin, bergab bergan, durch Wälder und Schluchten, über reißende Gießbäche auf schwanken Stegen, immer nur von dem einen Gedanken an seine Zukunft erfüllt, — bis er endlich am zweiten Tage die Thürme von Maria Zell erblickte.

Dort angekommen, begab er sich erst in die Kirche und nachdem er gebetet, zum Chorregenten. Er stellte sich ihm als Schüler des Kapellhauses vor, schilderte ihm treuherzig seine traurige Lage und bat um Verwendung zum Mitsingen, oder für die Violine, indem er zugleich seine Kompositionen vorzeigte. Der Musikdirektor wies ihn kurz ab, mit dem Bescheid, er brauche Niemand; und als nun Josef seine Bitte dringender wiederholte, rief er zornig, mit einem mißtrauischen Blick auf dessen allerdings nicht sehr empfehlende äußere Erscheinung: „Es kommt des Lumpengefindels so viel von Wien hieher, das sich für entlassene Kapellknaben ausgiebt und wenn es gilt, keine Note treffen kann, daß wir viel zu thun hätten, wenn wir die alle aufnehmen sollten. Gott beschütze!“ —

Das war nun freilich kein trostreicher Empfang; Haydn aber ließ sich dennoch nicht gänzlich entmuthigen.

Die Noth macht erfinderisch; so machte er sich denn einen Plan, daß man sich von seiner Befähigung überzeugen müsse, auch ohne es zu wollen. Er begab sich am folgenden Morgen in die Kirche, ging auf das Chor, besah sich die Noten, und stellte sich hinter den Knaben, welcher die Altpartie zu singen hatte. Er bat denselben, ihn statt seiner das Solo singen zu lassen. Der Knabe erwiederte, er dürfe dieß nicht, ohne einen Verweis oder gar Strafe zu gewärtigen, und hielt sein Notenblatt fest in der Hand. Bald darauf begann der Gottesdienst und auch die Musik. Haydn blieb ruhig hinter dem kleinen Altsänger stehen; als aber dieser mit seinem Solo beginnen sollte, riß er ihm rasch und mit einem freundlich bittenden Blicke das Notenblatt aus der Hand und sang so richtig und ausdrucksvoll, daß es die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Der Chorregent selbst ging nach beendetem Gottesdienste auf ihn zu, um sich wegen seines gestrigen unfreundlichen Empfanges zu entschuldigen und ihm seine vollste Anerkennung auszusprechen. Die Stiftheherrschaft luden ihn zur Tafel, und da er auf ihre verschiedenen Fragen nach seinen Verhältnissen, diese ganz offenherzig mittheilte, wurde eine kleine Collecte für ihn veranstaltet, deren Betrag sich auf 16 fl. belief. Ein bleibendes Unterkommen konnte ihm leider nicht gewährt werden.

So gering die erhaltene Summe gegenüber einer so ganz ungewissen Zukunft auch war — Haydn, der nie in seinem Leben so viel Geld auf einmal besessen hatte, schien sie ein Kapital! Mit dem Gefühle heißesten Dankes gegen Gott und die Menschen nahm er tief gerührt Abschied von Maria Zell und machte nun, während des Heimweges, Pläne für seine vorerst zu treffenden Einrichtungen. Diese waren denn allerdings über alle Begriffe bescheiden! Ein elendes Dachkammerchen ohne Ofen, im Hause 1220 am Kohlmarkte, war seine Wohnung, in welcher er durch die Ritzen und Löcher des Daches Regen und Schnee, Sternen-, Mond- und Sonnenschein aus erster Hand erhielt. Wie nun aber etwas

zum Lebensunterhalt verdienen? — Das war die große Frage! Seine Armuth, der Mangel einer ordentlichen Kleidung hielt ihn von aller besseren Gesellschaft gänzlich fern. Er übernahm nun zu unglaublich billigen Preisen Unterrichtsstunden, — wobei er schon den Vortheil, die Stunde über im geheizten Zimmer zu sitzen, hoch anschlug; — er schrieb Noten ab und spielte Violine in den kleinen Orchestern bei Tanzmusiken, wo irgend etwas zu verdienen war.

So kam Haydn unter Anderem auch in das Haus eines Strumpfwirkers, welcher seinem einzigen Töchterchen für so billiges Honorar auch einigen Musikunterricht geben lassen wollte. Die guten Leute waren gar wenig bemittelt; bald aber bemerkten sie, daß es der junge Musiklehrer noch viel weniger war, als sie, und als er ihnen einmal lachend von seiner beschneiten Bettdecke erzählte, da waren sie von so innigem Mitleid erfüllt, daß er ihnen versprechen mußte, für den Rest des Winters sein Nachtquartier in ihrer kleinen Wohnstube zu nehmen. Ein Bett hatten sie nicht für ihn; ein Strohsack auf dem Zimmerboden und eine wollene Decke bildeten sein Lager; aber es war trocken und warm, und Haydn war so gerührt von ihrer Menschenfreundlichkeit, daß er feierlich gelobte, wenn irgend die Gelegenheit sich dazu böte, ihnen gewiß seine Dankbarkeit durch die That zu beweisen. Diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten, und Haydn hielt treulich Wort.

Trotz Armuth, Sorge und Noth blieb der sechzehnjährige Jüngling sich selbst und seiner Kunst getreu; sie war sein Lebensglück und seine Welt.

„Wenn ich an meinem, von Würmern zerfressenen Klavier saß,“ erzählte er oft in späteren Jahren, „beneidete ich doch keinen König, da vergaß ich Frost und Hunger.“

Mit unermüdblichem Fleiße setzte er seine Studien fort; doch fehlte es ihm an aller Anleitung. Durch Entbehrung des Nöthigsten hatte er sich endlich so viel erspart, um sich ein musikalisches Lehrbuch anzuschaffen: es war dieß ein Werk Emanuel*) Bachs. Zugleich erhielt er auch zufällig sechs Klavierfonaten von demselben Meister. Haydn bezeichnete dieß als ein Ereigniß in seinem Künstlerleben.

„Ich spielte sie und stand nicht mehr vom Stuhle auf, bis ich sie alle durchgespielt und begriffen hatte,“ sagte er oft; „ich studirte Bachs Werke gründlich, und es war mir oft, als strömte aus

ihnen Licht und Wärme in meine Seele.“ — Bei jeder Gelegenheit wiederholte er, wie viel er von Bach gelernt, den er doch nie im Leben gesehen, und fügte dann hinzu:

„Möchten wir uns doch immer erinnern, wie viel von dem, was wir sind, wir unstren Vorgängern verdanken, ohne die wir nie das geworden wären; wir kämen dann viel weniger in Gefahr, uns selbst zu überschätzen.“ —

Nach einigen Monaten endlich begann Haydns Schicksal sich ein wenig zu lichten. In demselben Hause mit ihm wohnte der italienische Dichter Metastasio, welcher damals in Wien in großem Ansehen stand.

Metastasio war nicht nur ein geistreicher, feingebildeter, sondern auch ein wahrhaft menschenfreundlicher, wohlwollender Mann. Besonders machte er es sich zur Aufgabe, unbemittelte, talentvolle junge Leute zu unterstützen. So hatte er vor Kurzem die neunjährige Tochter einer armen Wittve zu sich ins Haus genommen, um sie erziehen und in der Musik ausbilden zu lassen, wofür sie besondre Anlage zu haben schien. Nachdem er schon einigemal von den ärmlichen Verhältnissen seines jungen, strebsamen Hausgenossen gehört, dachte er, hier vielleicht ein doppeltes Werk der Barmherzigkeit üben zu können. Er ließ Haydn zu sich rufen und machte ihm den Vorschlag, gegen ein kleines Honorar und freien Mittagstisch dem kleinen Fräulein Martinez Klavier- und Gesangunterricht zu geben. Haydn war überglücklich und führte die übernommene Aufgabe während dreier Jahre zur vollkommenen Zufriedenheit seines Gönners durch. Wie erfreulich diese Verbesserung seiner Lage für den jungen Künstler an und für sich auch war, so war doch die Bekanntschaft und der persönliche Umgang mit Metastasio noch wichtiger und vortheilhafter für ihn. Der geistreiche Dichter, der als „kaiserlicher Hospoet“ alle Texte zu den damals so beliebten Gelegenheits- und Fest-Vorstellungen, so wie auch zu mehreren Opern verfaßte, verkehrte daher auch sehr viel mit den ersten musikalischen Größen Wiens und hatte sich selbst dadurch ein richtiges und feines Urtheil gebildet. Zugleich war Haydn dadurch die erwünschte Gelegenheit geboten, sich in der italienischen Sprache zu vervollkommen und für seine allgemeine Bildung Nutzen zu ziehen.

In den Osterferien besuchte Josef mit seinen beiden jüngeren Brüdern, Michael und Johannes, die Eltern in Rohrau. Das war natürlich eine große Freude. Jeden Abend mußte, auf des Vaters bestimmtes Verlangen, wieder, wie ehemals, musiziert

*) Karl Philipp Emanuel Bach, Sohn des berühmten alten Sebastian Bach, zu jener Zeit Kammermusikus in Berlin, unter Friedrich II, dem Großen.

werden, wozu die drei Brüder denn auch gern bereit waren, wie anders sie auch wohl jetzt diese Concerte ihres Vaterhauses beurtheilen mochten. — Nach fröhlich verbrachten Tagen kehrte Josef wieder nach Wien zurück.

Bei Metastasio lernte Haydn auch den italienischen Kapellmeister und ehemaligen ausgezeichneten Sänger Nicolo Porpora, einen sehr gründlich gebildeten tüchtigen Musiker kennen, und ließ es sich auf Metastasio's Anrathen sehr angelegen sein, sich dem alten Herrn zu nähern, dessen Wohlwollen ihm für seine künstlerische Ausbildung von wesentlichem Nutzen sein, und in dessen Umgang er zugleich die italienische Sprache erlernen und üben konnte.



Porpora war namentlich als Gesanglehrer sehr gesucht und berühmt; weil er aber bejahrt und sehr wohlhabend war, übernahm er nur ausnahmsweise und gegen sehr hohes Honorar noch Schüler. Besonders wurde es ihm mühsam, dieselben auf dem Klavier zu begleiten. Da er zu jener Zeit die Gemahlin des venezianischen Gesandten in Wien unterrichtete, schlug er Haydn vor, die Begleitung zu übernehmen.

Das Honorar dafür betrug freilich nur 2 fl. monatlich, aber Haydn schlug mit Freuden ein, da er wohl wußte und täglich mehr erkannte, wie viel er von dem alten Meister lernen konnte. Auch Porpora seinerseits erkannte mehr und mehr die außergewöhnliche Befähigung seines jungen Begleiters. In guten Stunden durchsah er seine Compositionen, gab ihm Anweisung, was er zu verbessern, zu meiden und was anzustreben habe, und belehrte ihn besonders über die Behandlung der Singstimmen.

Aber Porpora war ein heftiger, launischer Mann, und Haydn sagte sehr richtig: „Ich mußte mir eben

durch Geduld und Demüthigung das erkaufen, was Andere mit Geld bezahlen können.“

Der Gesandte brachte mit seiner Gemahlin die Sommermonate in dem damals sehr besuchten Badeort Manersdorf zu, und Porpora nahm dessen Einladung an, die Familie dahin zu begleiten, um den Unterricht dort fortzusetzen. Zu diesem Zwecke sollte denn auch Haydn mit ihm kommen; der Ersparniß wegen aber zugleich als Bedienter Porpora's, wogegen ihm völlig freie Verköstigung, 2 fl. monatliches Honorar und hie und da eine Lehrstunde von dem Maestre zugesichert wurde. Und Haydn ging auf den Vorschlag ein!

Aus Liebe für seine Kunst unterzog sich der Mann, dessen Name später ruhmgekrönt durch ganz Europa schallte, der bis zu Mozarts Auftreten unbestritten als das größte musikalische Genie seiner Zeit anerkannt war, hier willig der Stellung und den Dienstleistungen eines gewöhnlichen Lakaien!

„Ich mußte mir's wohl sauer werden lassen in jenen Tagen,“ erzählte Haydn; „ich erhielt Rippenstöße und manche nicht sehr schmeichelhafte Namen von dem alten Herrn; aber ich habe viel, viel von ihm gelernt, um dessentwillen ertrug ich es mit Geduld, und ich bereue es wahrlich nicht.“

In Porpora's Abwesenheit war es Haydn gestattet, des Meisters Klavier zu seinem eignen Studium zu benutzen, was er denn auch fleißig that.

Bald erregte sein schönes, seelenvolles Spiel die Aufmerksamkeit einiger nahwohnender Badegäste, die sich nach dem unbekanntem Künstler erkundigten und auf's höchste erstaunt waren, denselben in dem bescheidenen jungen Begleiter des alten Kapellmeisters zu finden. Man suchte ihn auf, und es knüpften sich Beziehungen an, die für Haydn's nächste Zukunft von wesentlichem Vortheil waren.

Nach dreimonatlicher Abwesenheit kehrte er nach Wien zurück und bekam nun durch Vermittlung seiner neuen Freunde mehrere gut bezahlte Klavierstunden; außerdem gelang es ihm noch, einige kleine Dienste zu erhalten, die ihm ein ziemlich mühsam erworbenes und bescheidenes, aber doch für seine geringen Bedürfnisse hinreichendes Einkommen sicherten. Er ward Organist in der Graf Haugwitz'schen Kapelle, mit 60 fl. jährlichen Gehalt, wofür er jeden Sonn- und Feiertag um 10 Uhr die Orgel spielen mußte.

Ebenso wirkte er als erster Geiger bei den Carmelitern, wo er um 8 Uhr den Dienst hatte, und sang dann in der Stephanskirche und wo man sonst eines Kirchenängers bedurfte. Seine Stimme hatte sich zu einem schönen Tenor ausgebildet.

Für jede solche Leistung erhielt er 17 Kreuzer. Zu seiner eigenen Fortbildung blieb ihm dabei in den Tagesstunden freilich wenig Zeit, und er mußte daher die Nächte dazu verwenden.

Haydn versuchte sich nun an größeren Kompositionen, und zwar an der schweren Aufgabe von Streich-Quartetten; und ehe er sein neunzehntes Jahr zurück gelegt hatte, erschien das erste Heft derselben, sechs Quartette enthaltend, welche großen Beifall fanden und ihm eigentlich zuerst einen Namen machten. Es folgten nun Klavierfonaten, Violin-Concerte und eine Menge größerer und kleinerer Kompositionen. Mit einundzwanzig Jahren erhielt Haydn den Auftrag eine komische Oper zu schreiben. Der damalige Besitzer des alten Kärnthnertheaters, Schauspieler Kurz, von den Wienern Bernardon genannt, nach einer komischen Rolle, in welcher er besonders gefiel, hatte öfter von Haydn gehört, lud ihn zu sich ein, und machte ihm den Vorschlag, eine Oper für sein Theater zu komponiren. Haydn versicherte, daß er sich dieß nimmermehr getraue, weil ihm hiezu die nöthigen Vorkenntnisse fehlten.

„Das wollen wir gleich erproben,“ sprach Kurz; „setzen Sie sich einmal ans Klavier und begleiten Sie mein Geberden- und Minenspiel. Kurz legte sich nun mit dem Leib über einen Stuhl, und ließ sich von seinem Bedienten im Zimmer herumrücken, indem er lebhaft mit Händen und Füßen die Bewegungen eines Schwimmenden nachahmte. „Bernardon ist ins Wasser gefallen,“ rief er Haydn zu, „und dem Ertrinken nahe.“ Haydn konnte sich kaum des Lachens erwehren; indessen begriff er die Absicht des Schauspielers und begleitete mit einer äußerst bezeichnenden Melodie den kämpfenden Schwimmer. Plötzlich sprang dieser auf, fiel ihm um den Hals und rief: „Ja, ja, ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht, lieber Haydn, Sie sind mein Mann, Sie müssen mir eine Oper schreiben.“ —

Die Uebereinkunft war bald getroffen; Kurz schrieb den Text und Haydn in kurzer Zeit die Musik.

Die Operette, „Der hinkende Teufel“ betitelt, wurde mit großem Beifall gegeben, aber nach der dritten Vorstellung verboten, da der Inhalt spöttische Anspielungen auf den wegen seines verschmitzten Charakters allgemein berüchtigten Director der italienischen Oper, Signor Affliggio, enthielt. Haydn aber erhielt ein Honorar von vierundzwanzig Dukaten für seine Komposition, eine Summe, die seine bescheidenen Erwartungen bei weitem übertraf.

So besserte sich denn Haydns Lage zusehends, während auch seine musikalischen Leistungen immer

mehr Verbreitung und Anerkennung fanden. Von wesentlichem Einfluß auf sein Schicksal war seine Bekanntschaft mit einem Baron Fürberg, der den Sommer auf seinem Landgute in der Nähe von Pilsen zubrachte, und Haydn auf mehrere Wochen zu sich einlud. Dort wurde viel musiziert, und besonders Haydns Quartette — in welcher Gattung er auch noch heute unübertroffen ist — zum Entzücken der ganzen Zuhörerschaft aufgeführt. Dort lernte ihn Graf Morzin, ein reicher böhmischer Cavalier, kennen, der selbst eine Kapelle hielt, und bot ihm die Stelle des Directors derselben mit 200 Gulden Gehalt, freier Kost und Wohnung an.

Haydn freute sich insbesondre einen größeren Wirkungskreis und Gelegenheit zu bekommen, seine Arbeiten zur Ausführung zu bringen, und trat in des Grafen Dienste. — Ein Jahr später, am 19. März 1760, ernannte ihn, auf Morzin's Empfehlung, Fürst Anton Esterhazy zu seinem Kapellmeister, in welcher Stellung er dreißig Jahre verblieb.

Die gute Mutter erlebte leider diese Freude nicht mehr; Vater Mathias aber wußte sich kaum zu fassen. „Der Seppel ist wirklich Kapellmeister!“ rief er jedem Bekannten auf der Straße zu, „und nächstens gehe ich nach Wien um ihn als solchen zu begrüßen.“

Wirklich machte sich der alte Wagner kurze Zeit nachher auf den Weg nach Wien, um seinen Sohn in seiner neuen Würde und Uniform als fürstlichen Beamten zu sehen, und war nicht wenig stolz, dessen Lob aus dem Munde des Fürsten selbst zu vernehmen.

Wenige Wochen später starb leider schon Vater Mathias an einer schweren Verletzung, die er in Folge des Einsturzes eines Holzstoßes erlitten. Wie schön, daß der wackre Mann noch den Ruhmesglanz seines Sohnes mit Stolz und Freude hatte aufgehen sehen. — Bald schien auch Haydns Glück aufs neue bedroht. Vor Abfluß eines Jahres starb Fürst Anton; sein Bruder, der ihm im Erbe nachfolgte, bestätigte zwar bei seinem Regierungsantritt sämmtlichen Kapell-Mitgliedern ihre Anstellungsdekrete; nach einigen Monaten aber erklärte er, daß seine Verhältnisse ihn nöthigten, Einschränkungen vorzunehmen, und er deshalb, zu seinem großen Bedauern, die Kapelle entlassen müsse. — Haydn komponirte hierauf seine berühmte Abschiedssymphonie. Als Abends die Gesellschaft sich im Concertsaale versammelt hatte, begann die Musik mit einer heiteren Einleitung, bald wurde sie ernst und traurig. Ein klagender Uebergang begann; ein Instrument nach dem andern verstummte; jeder der betreffenden Musiker, der mit

seinem Spiel zu Ende war, löschte sein Licht aus, nahm sein Notenheft unter den Arm und verließ den Saal; der Vorleser war Haydn selbst, der Letzte der Violinspieler Tomasini, des Fürsten Liebling, der mit einem reizenden Schlußspiel endigte.

„Was soll das bedeuten?“ rief der Fürst dem Abgehenden zu. „„Unsren schmerzlichen Abschied, Durchlaucht,““ erwiderte Haydn. — Der Fürst lachte und sprach: „Nun, ich will mirs nochmals überlegen, vorderhand nehmen wir noch nicht Abschied.“ Und der Fürst, gerührt von dieser sinnigen Abschiedsklage Haydns, behielt die Kapelle auch noch ferner in seinen Diensten.

Nur zwei oder drei Monate des Winters lebte die fürstliche Familie in Wien, den übrigen Theil des Jahres zu Eisenstadt in Ungarn; dort komponirte Haydn seine herrlichen Symphonien, die großen herrlichen Tongemälde, von denen er einhundertachtzehn hinterließ, Oratorien, Quartette und Lieder.

War dieses stille einsame Leben seiner Kunst in gewisser Weise förderlich, da es ihm so viele Zeit für deren Ausübung ließ, so war doch andererseits die Entbehrung des Verkehrs mit seinen Kunstgenossen und der Gelegenheit Neues zu hören Haydn sehr empfindlich. Er nannte die kurze Zeit seines jedesmaligen Wiener Aufenthaltes seine goldnen Tage.

Haydn erhielt nun von verschiedenen Seiten aus Frankreich, Italien und England vortheilhafte Einladungen und wäre wohl sehr geneigt gewesen irgend einer derselben Folge zu leisten. Wie sehr sein fürstlicher Gebieter auch darauf bedacht war, ihm seine Anerkennung zu beweisen und seine Stellung so angenehm als möglich zu machen, erwachte doch oft in Haydn die Sehnsucht aus diesem engen Wirkungskreis in größere Verhältnisse zu kommen. Auch mahnten und drängten die Wiener Freunde ihn wiederholt, doch endlich einmal eine größere Kunstreise ins Ausland zu unternehmen.

Davon aber wollte der Fürst nichts hören; so oft Haydn ihm diesen Wunsch vortrug, beschwichtigte er ihn mit freundlichen Worten und großmüthigen Geschenken; und so lehnte denn Haydn standhaft alle Anerbietungen ab, um sich ja nicht des Undankes gegen seinen Gönner und ersten Wohlthäter schuldig zu machen.

Im Mai des Jahres 1790 kam der Violinspieler Salomon, ein geborner Deutscher, aber seit mehreren Jahren in London angestellt, zu ihm, mit einer Einladung, den nächsten Winter nach London zu kommen um dort in einer Reihe von Concerten mitzuwirken, für welche der Concert-Unternehmer

Deutsche Jugend. I.

Gallini die ersten damals lebenden musikalischen Kräfte zu gewinnen beabsichtigte.

Haydn lehnte in gewohnter Weise ab, nicht aber ohne sein Bedauern und den Grund seiner Weigerung auszusprechen.

Sechs Monate später, den 28. September 1790, starb der Fürst. Sein Sohn, Fürst Paul Esterhazy, entließ die Kapelle, verließ aber Haydn eine Pension von 1000 Gulden mit der Bedingung, den Titel eines fürstl. Esterhazy'schen Kapellmeisters fortzuführen und falls der Fürst wieder eines solchen bedürfte, auch wieder in seine Dienste zu treten. Uebrigens war er vollkommen frei, ohne alle Verpflichtung.

Haydn eilte nun seinen längst gehegten Wunsch auszuführen und sich bleibend in Wien einzurichten, wo er den Rest seiner Tage — er war nun nahezu neunundfunzig Jahre alt — im Kreise seiner Freunde und im Dienste seiner Kunst ruhig zu verleben gedachte. Kaum aber war er dort häuslich eingerichtet, als eines Morgens, zu Ende November, wieder jener Salomon zu ihm ins Zimmer trat. Er erzählte ihm, daß er bereits auf der Rückreise nach England begriffen, die Nachricht von dem Tode des Fürsten Esterhazy gelesen, hierauf ohne Besinnen wieder umgekehrt und direkt nach Wien gereist sei, mit dem festen Entschlusse, nicht ohne Haydn von dort wieder abzureisen. Zugleich legte er ihm den fertigen Contract zur Unterschrift vor. Haydn erbat sich einige Tage Bedenkzeit; Salomon bewilligte nur vierundzwanzig Stunden und erklärte, daß sie in den allernächsten Tagen abreisen müßten, theils der vorgerückten Jahreszeit, theils seines eigenen Urlaubes wegen.

Es war dieß, wenn auch ein früher oft gehegter Wunsch, in diesem Augenblicke doch ein schwerer Entschluß für den bejahrten Mann; und ohne Salomons unermüdbliche Ueberredungskunst, womit er alle Einwendungen und Zweifel Haydns widerlegte, wäre es wohl auch nicht dazu gekommen. Salomon aber ruhte nicht, bis er Haydns Zusage erhalten und dießer den Contract unterzeichnet hatte.

Haydns Freunde, wie sehr sie ihm auch in früheren Jahren zugeredet hatten, redeten nun sämmtlich gegen diese Reise. Besonders bot Mozart, der große Freund des Meisters, der mit kindlicher Zärtlichkeit an ihm hing, Alles auf, um ihn zurückzuhalten. „Lieber guter Papa“ — es war dieß seine gewohnte Anekdote im Verkehr mit Haydn — sprach er lebhaft, „bedenken Sie Ihr Alter, die schlechte Jahreszeit; Sie sind gänzlich unerfahren im Reisen, sind der englischen Sprache nicht mächtig“ —.

„Die Sprache, lieber Mozart,“ erwiderte ruhig Haydn, „in der wir beide uns auszudrücken pflegen, verstehen die Leute auch dort und überall, und das Andre wird sich schon finden.“

Kurz, Haydn blieb fest bei seinem so rasch gefaßten Entschlusse. —

Von nun an verließ Mozart seinen väterlichen Freund fast nicht mehr; er aß mit ihm zu Mittag, bemühte sich ihm bei den Vorbereitungen zur Reise behülflich zu sein, und geleitete ihn bis an den Wagen, wo er ihn unter Thränen umarmte und schluchzend ausrief:

„So leben Sie denn wohl, mein lieber, guter Papa; ich fühle es, wir sehen uns nicht wieder.“ —

Haydn reichte ihm noch tiefbewegt die Hand aus dem Wagen mit den Worten: „Auf Wiedersehn!“

Wie erhehend und rührend ist die neidlose Freundschaft dieser beiden herrlichen Meister, der größten Tondichter ihrer Zeit! Ob Mozart damals für das Leben des scheidenden Freundes so ernstlich bangte, ob er an seinen eignen Tod dachte: — seine trübe Ahnung, daß es eine Trennung auf Nimmerwiedersichn sei, war leider nur zu sehr begründet; denn noch ehe ein Jahr verlossen war, lag Mozart selbst auf der Bahre, und die Kunde seines Todes war ein tiefer, bitterer Schmerz für den um zwei- undzwanzig Jahre älteren Freund, inmitten der Triumphe, die ihm in der glänzenden Weltstadt bereitet wurden. —

Die Reise wurde am 15. December 1790 angetreten und ging glücklich von statten. Salomon war ein angenehmer, sehr gewandter Reisegefährte, der Alles besorgte, und Haydn, der unter so ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen nun zum erstenmal in seinem Leben frei und unabhängig in die weite Welt hinausfuhr, war ungemein heiter und vergnügt.

In Köln blieben die Reisenden einige Tage. Kaum hatte der Churfürst Maximilian Haydns Anwesenheit erfahren, als er ihn für den andern Morgen zu sich bitten ließ. Nachdem er sich lange sehr freundlich mit ihm unterhalten hatte, bot er ihm an — es war eben Weihnachten — dem Gottesdienste mit ihm in seinem Oratorium beizuwohnen. Als sie nun in der Kirche erschienen, begann die Musik, und zwar eine Messe von Haydn; nach dem Gottesdienste ließ der Fürst die sämmtlichen Mit-

glieder seiner Kapelle rufen, und stellte ihnen den Meister mit den Worten vor: „Hier meine Herrn, stelle ich Ihnen den von uns allen so hoch verehrten Haydn vor; er soll unsre Stadt nicht verlassen, ohne wenigstens den Ausdruck unsrer innigsten Verehrung entgegen zu nehmen.“

Nach den Feiertagen wurde die Reise fortgesetzt, und am 2. Januar 1791 langten die beiden Reisenden wohlbehalten in London an, wo Haydn über alle Erwartung glänzend empfangen wurde.

Der bescheidene Künstler äußert sich in einem Briefe hierüber selbst in folgender Weise:

„Meine Ankunft dahier verursachte so großes „Aufsehn durch die ganze Stadt, daß ich es gar „nicht begreifen kann. Durch drei Tage wurde ich „in allen Zeitungen herumgetragen; ich sollte alle „Tage außerhalb speisen, weil man begierig ist mich „kennen zu lernen. Man sagte mir, daß man „gleiche Ehre seit fünfzig Jahren an Niemanden hier „erfahren habe.

„Das ist nun alles sehr schmeichelhaft und ich „weiß gar nicht, ob ich es verdiene; aber manchmal „wünschte ich mir doch auf eine Zeit nach Wien zu „flüchten um mehr Ruhe zur Arbeit zu haben; „denn der Lärm auf denen Gassen von dem gemeinen „verschiedenen Verkaufsvolk ist unmausstehlich.“ —

Der gefeierte Meister gab nun unter immer steigendem Beifall eine Reihe von Concerten bis zum Schluß der Winterzeit. Haydn war nun der Liebling der Engländer, der Held des Tages, und hoch erfreut und glücklich über diese, alle seine Hoffnungen übersteigende Anerkennung; aber er fühlte darum nicht minder die Einwirkung einer so veränderten anstrengenden Lebensweise, und zugleich das Bedürfnis nach Ruhe und Erholung. So folgte er denn einer Einladung des berühmten Astronomen Herschel, der ihn aufgefordert hatte, einige Wochen auf seinen Landgute Slough in der Nähe von Windsor zuzubringen. — Schon Mitte Juni aber erhielt er einen Ruf nach Oxford, da die dortige Universität ihn zum Dr. der Musik ernannte. Zu dieser Feierlichkeit mußte er in Oxford persönlich erscheinen.

Den Rest des Sommers verbrachte Haydn auf dem Landgute eines Edelmannes, dessen lebenswürdige Gastfreundschaft er nicht genug rühmen kann.

(Der Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Eine vergnügte Fuchsjagd.

Von

E. Walthers.

Initial von Fedor Flinzer.



arm und goldig glänzte der sonnige Frühlingstag, Anfangs Mai, als sich von der Försterei eine kleine muntere Caravane dem nahen Walde zu bewegte. Sie bestand aus dem Förster selbst und aus einigen Freunden, die er auf heute zu einer Fuchsjagd eingeladen hatte.

Als die fröhlichsten von der ganzen Gesellschaft zeigten sich die beiden Knaben Karl und Fritz, Söhne des Kaufmannes Eduards aus der Stadt, der als eifriger Jagdliebhaber selbst mit von der Partie war. Der Förster, ein Freund des Hauses, hatte es unsern beiden Jungen schon lange versprochen, daß er sie einmal zur Fuchsjagd einladen wolle, und da ist es denn selbstverständlich, daß sie diesen Tag sehnlichst herbeigewünscht hatten. In eifrigem Gespräche über die zu erwartenden Abenteuer schritten sie hinter den Erwachsenen her; namentlich glaubte sich der neunjährige Fritz, der jüngere von beiden, eine besondere Wichtigkeit zutrauen zu dürfen bei dem bevorstehenden Waidmannsgeschäft, und zwar deswegen, weil er seine Erbsenflinte mitgenommen hatte, die er auch genau so über die Schulter geworfen trug, wie der mit der Gesellschaft vorausschreitende Förster sein Jagdgewehr.

Unter derselben befand sich übrigens auch ein Herr mit einer Mappe unter dem Arme, den unsere kleinen Leser und Leserinnen wohl schon kennen aus den vielen lustigen Bildern, die er für die „Deutsche Jugend“ gezeichnet hat, — und der mir auch versprach, das Portrait Freund Meinedes zu zeichnen — selbstverständlich nur dann wenn wir seiner habhaft würden. — Seht nun einmal selbst zu, ob er nicht trefflich Wort gehalten hat!

Doch wir hätten fast das Ende unseres kleinen Zuges vergessen, ich meine Kalltosen, den Mann für Alles im Hause des Herrn Eduards, den alten guten

Diener, der einen kleinen Wagen zog, welcher mit allerlei Speisen und Getränken gefüllt war; denn Herr Eduards meinte, es wäre gar nicht so übel, wenn man sich nach vollbrachter Jagd im Walde lagern und gemeinschaftlich den Wagen unterfuchen könnte. Und da hatte er auch gar nicht so unrecht, was Kalltosen jedenfalls auch dachte; denn er zog unermüdet sein Gefährt den holprigen Abhang hinan, obgleich er sich oft die Schweißtropfen aus dem alten ehrlichen Gesicht wischen mußte. —

Hinein gings nun in den kühlen schattigen Wald. Die Bäume prangten bereits in ihrem hellen duftigen Frühlingsskleide und die Sonne bligte mit grüngoldigen Strahlen durch das frische Laubwerk. Von allen Zweigen schmetterten die Vögel ihre Frühlingsweisen; hie und da schaute ein Eichhörnchen von seiner sichern Höhe verwundert herab auf die Vorüberschreitenden, und Fritz bemühte sich vergeblich, als Erbsenschütze eines der drolligen Thiere vom Baume herunter zu holen. Karl lachte ihn deshalb aus und der freundliche Förster sagte endlich: „Laß nur gut sein, mein Junge; wenn wir nur erst unsern Fuchs haben, so kannst du deine Kunst probiren und schießen und treffen, so viel du Lust hast.“

Unsere beiden Helden machten sich nun an den freundlichen schwarzbärtigen Waidmann heran und der erzählte ihnen allerlei Geschichten von Meinede, dem frechen Schlaumeier, wie er, zu faul, sich selbst eine Wohnung zu graben, den Dachs aus der seinigen treibe und dann selbst einziehe, oder wie er auf allerlei listige und verschlagene Weise seine Beute zu erhaschen suche und dabei der Jagd den größten Schaden zufüge. „Weder Reh- noch Hirschälbchen,“ fuhr er fort, „weder Hasen noch Hühner sind vor dem Strauchdiebe sicher; Alles weiß er mit seiner Raubgier und Verstellungskunst in seine Netze zu locken, Alles mordet er mit unbarmherziger Grausamkeit hin. Deshalb müssen wir Jäger ihm immer auf dem Pelze sitzen und ihm sein schlimmes Handwerk zu legen suchen, wo es nur geht.“

Mit dem größten Interesse hatten die Knaben den Erzählungen gelauscht, und mittlerweile war die Jagdgesellschaft an einem kleinen Hügel angekommen, wo ein Jägerbursche und einige Waldarbeiter bereits Posto gefaßt hatten und ihren Herrn erwarteten. Ersterer hielt an einer Leine den kleinen falben Dachs-

hund des Försters, das treffliche „Männel“, das schon gar manchen Strauß mit dem Raubritter Keinecke siegreich bestanden. Unruhig winselnd zerrte es an der Leine, des Augenblicks gewärtig, wo es in die Höhle des Feindes einfahren durfte.

„Wir sind zur Stelle, meine Herren!“ sagte der Förster; „hier ist die Wohnung einer ganzen Fuchsfamilie; ich wünsche nur, daß wir sämtliche Glieder der ehrenwerthen Familie zu Hause antreffen möchten!“

Eine nähere Besichtigung des Platzes ließ denn auch gar nicht in Zweifel, wer hier hauste. Der Förster machte seine Gäste aufmerksam auf die zerstreut umherliegenden Haare, Federn und Knochen, die Ueberbleibsel der Jagdopfer Freund Keinecks.

Verschiedene, meist halbverborgene Öffnungen rings um den Hügel bezeichnete derselbe als die Ein- und Ausgänge zu den Röhren, die in den Bau führten. — Karl fragte ihn, ob ihnen denn die Füchse durch eine dieser Röhren nicht entweichen könnten; aber der Förster erwiderte: „Wenn sie merken, daß es ihnen an den Kragen geht, sind sie so scheu und furchtsam, daß sie einen Ausbruch auf keinen Fall wagen, zumal wenn man ihnen mit einem wenn auch noch so unbedeutenden Gegenstande, und sei es mit einem Stück weißen Papiere, die Eingänge verlegt.“

Er bat nun die Gesellschaft, sich rings unter den Bäumen zu lagern und möglichst stille zu sein, denn er wollte jetzt das unruhig zerrende „Männel“ einfahren lassen. Alles ließ sich nieder und harrete mit Spannung der kommenden Dinge; unsere beiden kleinen Freunde ließen es sich nicht nehmen, ihren Platz ganz nahe bei der Öffnung zu nehmen, in die eben der losgelassene kleine Hund freudig knurrend hineinschlüpfte.

Stille herrschte jetzt ringsumher und der Förster, wie sein Bursche legte sich nieder, das Ohr auf die Erde neigend, um zu lauschen, in welcher Gegend der kühne Angreifer seinen Feind finden würde. Auf einmal hörte man dumpfes Bellen, wie aus weiter Ferne.

„Die Familie, oder wenigstens ein Theil davon, scheint zu Hause zu sein,“ bemerkte nach kurzer Pause der Förster; „Männel liegt bereits im Kampfe.“

Eine Zeit lang dauerte noch das dumpfe Bellen fort — wie man deutlich hörte, bald nah, bald fern, an verschiedenen Orten. Der Förster erklärte, daß der Hund den Fuchs im Baue herumjage, um ihn wo möglich in eine Sackgasse zu treiben, aus der er weder vorwärts noch rückwärts könne.

Nach einer geraumen Zeit, in der unser Förster mit seinem Burschen die Horschversuche angelegent-

lich fortsetzte, meinte letzterer zu seinem Herrn: „Der Hund scheint ihn gestellt zu haben; das Bellen kommt jetzt beständig aus einer und derselben Richtung.“ Auch hörte man deutlich von derselben Stelle das schneidige Knurren des Fuchses!

„Nun, so wird es am besten sein,“ entgegnete nach kurzem Lauschen der Förster, „wir versuchen hier einzuschlagen, damit wir den Schelm wo möglich lebendig bekommen.“

Die Waldarbeiter eilten mit ihren Werkzeugen herbei und auch die Gesellschaft drängte sich neugierig hinzu. Der freundliche Förster machte sie aufmerksam, sich an der angewiesenen Stelle auf die Erde zu legen und zu lauschen. Sie thaten's und Karl rief alsbald: „Ja, gerade unter mir höre ich deutlich ein Knurren, Winseln und Bellen!“ Fris, der sich auch davon überzeugt hatte, meinte jetzt mittheilig: „Wenn nur der böse Fuchs dem kleinen Hund nichts zu Leide thut!“

„Da sei unbesorgt, Kleiner,“ entgegnete lächelnd der Förster; „der hat's schon mit manchem aufgenommen, ohne zu Schaden zu kommen!“

Mittlerweile waren nun die Männer rasch ans Werk gegangen; der Boden ward aufgerissen und unsere Kleinen halfen treulich mit, Strauchwerk und Wurzeln wegzuräumen.

Das unterirdische Kampfgeschrei klang bald vernehmlicher und näher, und der Förster und sein Gehülfe standen bereit mit starken Stöcken, an deren Ende sich eine Gabel befand, um den Fuchs damit „anzuzwiefeln,“ wie ersterer bemerkte. Außerdem hielt der Bursche einen tüchtigen Beißkorb in der Hand. Herr Eduards hatte sich auch in der Nähe aufgepflanzt, das Gewehr zum Anschlag bereit haltend, um dem Buschklepper eins auf sein rothes Fell zu geben, wenn er etwa Miene machen sollte zu entweichen.

Das Loch war nun immer größer und tiefer geworden und das ununterbrochene Gebell Männels, sowie das wüthende Knurren seines Gegners erklangen nun ganz nahe.

„Nun aufgepaßt!“ rief der Förster, „es scheint, wir bekommen den Burschen lebendig! — Brav, Männel, brav! Halt ihn fest!“

Er stand unmittelbar an der Öffnung, beugte sich etwas über dieselbe und fuhr dann schnell, aber vorsichtig mit seinem Gabelstock in die Tiefe.

Plötzlich drückte er ihn mit aller Macht nieder, — ein heiseres Knurren erscholl — Männels Geschrei wurde grimmiger und schriller und der Förster stemmte sich gewaltig auf seinen Stock mit dem freudigen Ausruf: „Wir haben ihn! — August, den Beißkorb herbei!“ — Der Jägerbursche stieg mit dem

genannten Instrument behutsam hinab — Alle drängten sich halb furchtsam, halb neugierig an die Öffnung. — Ach, da lag Meister Keinecke machtlos an der Erde! — Die Gabel lag fest und unerbittlich über seinem Halse; — er leuchte und stöhnte und fletschte mit den Zähnen. — „Das nennt man angezwieselt!“ sagte lachend der Förster und stemmte sich fester auf seinen Stock.

August aber hatte sich inzwischen genähert, jauchzend begrüßt von Männel, und brachte nach eintigen Versuchen den Beißkorb vorsichtig unter der angebrückten Schnauze über den Kopf des Gefangenen. Es war kein leichtes Stück Arbeit. Besser gelang es ihm, dem überlisteten Sünder eine Kette um den Hals zu befestigen, deren anderes Ende ein Waldarbeiter an eine lange Stange band.

Der Förster ließ nun los und zog den widerstrebenden Fuchs an's Tageslicht. Alle wichen furchtsam zurück, während Männel wieder in den Bau eilte.

„Er scheint noch unter der Brut aufräumen zu wollen,“ sagte der Förster; „denn so lange die Alte kann, vertheidigt sie ihre Jungen.“

Alle traten jetzt herzu, um den Gefangenen in der Nähe zu beschauen, der scheu und mit listig umherspähenden Augen an seiner Kette zerrte. „Ein Prachtexemplar!“ rief Herr Eduards, indem er das nun überflüssige Gewehr über die Schulter warf. „Der mag gehörig unter unserm Wildpret aufgeräumt haben.“ — „Sehen sie nur das hämisch verschmitzte Gesicht mit dem glänzenden Gebiß und diesen herrlichen buschigen Schwanz!“ — meinte unser Maler — „wahrlich, das gäbe eine prächtige Studie für mein Skizzenbuch!“

„Nun! Fritz!“ rief der Förster, „jetzt könntest du mal dein Gewehr erproben und unserm Jagdräuber einige deiner unschädlichen Ladungen aufs Fell geben!“ Fritz aber hatte sich vor dem grimmigen, scheu herüber- und hinüberspringenden Thiere weit zurück gezogen und schaute furchtsam zu ihm hin. — Karl dagegen war schon dreister und lachte den ängstlichen Bruder aus. Erst nach und nach wagte sich dieser näher heran, hielt es aber für unvereinbar mit seiner Jägerehre, nach einem schon Besiegten noch zu zielen.

Herr Eduards aber hatte jetzt die Freunde gebeten, sich niederzulassen und nach vollbrachter Arbeit Kaltofens Küche und Keller zuzusprechen. Dies geschah denn auch und unter fröhlichen Gesprächen über die so eben stattgehabte Jagd kreiste der Jagdbecher und Kaltofen trug aus seinem Handwagen herbei, was Kehle und Magen erquickte.

August, der Jägerbursche, hatte inzwischen dem

tapfern Männel seine Aufmerksamkeit geschenkt und trat nach kurzem auch herzu mit dem Hund, in jeder Hand einen jungen Fuchs schleppend, von unserm kleinen Helden erwürgt. — Die beiden Knaben sprangen herbei und bewunderten die todtten Thierchen, die so niedlich aussahen. „Ach, wie schade,“ rief Karl, „daß sie todt sind; so ein Ding hätte ich gern mitgenommen und aufgezogen!“ —

Sie kamen nun damit zu den Herren heran und der Förster schenkte die Füchselein unsern beiden Jungen; der Vater aber versprach, sie ihnen ausstopfen zu lassen. — Da war denn die Freude groß. Groß war aber auch die Freude unsres „Männels“, der die meiste Arbeit heute verrichtet hatte; denn er erhielt als Belohnung vom Förster eine ganz stattliche Wurst, die er sich köstlich schmecken ließ.

Der Maler hatte nun seine Mappe geöffnet und zeichnete mit geschickter Hand die ganze Familie der Füchse, die lebendige Mutter sammt ihren todtgebissenen Kindern. Alle standen dabei und sahen ihm zu, wie das prächtige Bild in so kurzer Zeit entstand; nur die alte Füchsin schaute mit grimmigen Blicken drein; — ihr schien es offenbar dabei am unbehaglichsten zu sein!

Der Heimweg ward nunmehr angetreten, denn schon neigte sich die Sonne ihrem Untergange zu. Der Förster übergab seine gefangene Jagdbeute dem alten Kaltofen, um sie nach Hause zu bringen. Der Zug, der sich nun gestaltete, war wirklich komisch anzusehen. Vornweg schritt der Alte mit der Stange, an welcher der Fuchs befestigt war, der bald in wilden Sätzen herüber- und hinübersprang, bald sich widerstrebend an der Kette fortziehen ließ. Darauf folgten Karl und Fritz, jubelnd und singend; jeder hatte sein Füchselein an einem Gabelstocke hängen, und so trugen sie dieselben wie Trophäen stolz dem Alten nach. Hinterdrein folgten die übrigen, scherzend und lachend über den komischen Aufzug.

Bald lag die freundliche Wohnung des Försters vor uns; die Frau Försterin aber sah, durch den Lärm herbeigeloct, zum Fenster heraus und begrüßte lachend den daher kommenden Zug.

Hier wurde nun dem vielgeängstigten Jagdräuber Keinecke, um ihm für alle Zeit sein Handwerk zu legen, durch eine Kugel das Lebenslicht ausgeblasen.

Nachdem wir alle uns beim lebenswürdigen Förster bedankt und verabschiedet hatten, wanderten wir nach der nahen Stadt. Karl und Fritz eilten fröhlich zu Mutter und Geschwistern, um ihnen das Geschenk des Försters zu zeigen, und Herr Eduards wird nun wohl auch sein Versprechen erfüllt und ihnen die kleinen Füchselein haben ausstopfen lassen.

Schlittenfahrt.

Von Franz Bonn.

Illustration von L. Fröhlich.



Lustig ist die Winterzeit,
Wenn es draußen Flocken schneit
Und das Wasser wird zu Eis;
Alles ist da licht und weiß!

Lieber Schlitten komm herfür!
Darfst nun wieder vor die Thür!
Unterm Dach in finstern Gang
Lagest du vergessen lang.

Darfst jetzt wieder an das Licht,
Alter Schlitten! freut's dich nicht?
Nähret nicht ein frischer Stolz
Sich in deinem harten Holz?

Fliegst du vom Hügel her,
Wird dir keine Last zu schwer;
Lustig fausest du hinab,
Schneller als ein Pferd im Trab —

Schlittenfahren, hei, jubel!
Saget mir, was schöner sei?
Fliegt die Locke frisch im Wind,
O wie geht es so geschwind!

Wenn' ich keinen Schlitten mein,
Ist's ein Brett, wär's noch so klein;
Wenn der Schnee nur fest und hart,
Laugt es wohl zur Schlittenfahrt.

Sagt, wo ist ein Cavalier,
Der so herrlich fährt wie wir?
Sagt, wo ist ein Fürst der Welt,
Dem sein Fuhrwerk so gefällt?!

Ob das Mädchen frieren mag,
Frisch den ganzen Nachmittag
Fahren wir in Lust und Saus,
Schleichen Abends still nach Haus.

Kurze Lust und Seligkeit,
Währest nur so lang es schneit.
Ach wie bald, so schmilzt der Schnee,
Lieber Schlitten dann ade! —

Jugenderinnerungen.

Von

A. W. Grube.

Illustration von Rudolph Schuster.

II.

Naturstimmen.

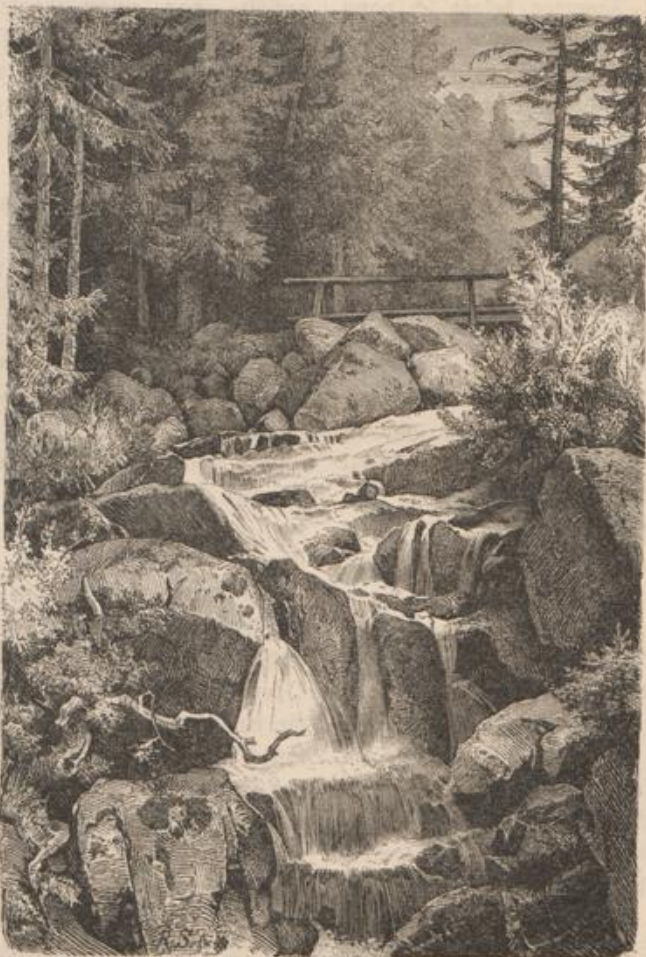
Frühzeitig lernte ich mannigfaltige Weisen des Vogelgesangs kennen. Die sonnigen Hügel und Bergwiesen, vom Gebüsch der Haselnußstaude eingefaßt, die ansehnlichen Tannenwälder, von kleinen Birken- und Eichenbaumgruppen umsäumt oder mit Buchenwald abwechselnd — diese im Vergleich mit den höheren Lagen des Harzgebirges milde und freundliche Natur meiner Vaterstadt am Fuße des Brodens mußte auch für die leichtbeschwingte Schaar der Sänger ein lieber Aufenthalt sein.

Wie alle Harzbewohner eine wahre Leidenschaft haben, sich Finken, Zeißige, Dompfaffen, Schwarzamseln etc. einzufangen und sie in zierlichen Vogelbauern vor die Fenster zu hängen, um ihren Gesang immer in der Nähe zu haben: so konnte man auch an den Häusern von Wernigerode Vogelbauer von allen Größen und Farben hängen sehen. Die größeren gehörten der Schwarzdroffel, die grünverhangenen der Nachtigall. Die Gesellen und Lehrlinge in der Werkstatt meines Vaters sorgten dafür, daß ich auch bald einen Zeißig und einen Finken bekam. Welche Freude, als jener seinen dünnen, quinquillirenden und doch so zutraulichen heiterkomischen Gesang mit dem hastigen Anlauf und der langgezogenen Endnote („bibbel bibbel bibdel dähtsch!“) anstimmte und das Finkenhähnchen

seine glockenhelle Frühlingsweise: Fink fink fink frei! mit der jubelnden Kadenz erklingen ließ! Als ich dann weiter in den Straßen der Stadt und der Vorstädte mich herumtrieb, da merkte ich zu meiner Bewunderung, daß selbst unter den Finken mannigfaltige musikalische Talente waren, die um den Vorrang stritten. Alle „Finkenschläge“ wurden von den Sachkennern in unsere Wortsprache übersetzt und nach ihrem Werth taxirt.

Eine Schwarzdroffel in der Nachbarschaft pfiß den Dessauer Marsch: So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage! Eine Nachtigall flötete in so reinen, vollen, innigen Tönen, daß ich unwillkürlich still und ernst ward, wenn ich ihrer Weise lauschte, die sich nie mechanisch wiederholte, sondern immer neue frische überraschende Wendungen fand. Als ich erfahren, daß man sie blind gemacht habe, damit sie besser singen möchte, da bekam ich eine ernste Ahnung von der Grausamkeit des Menschen; das Nachtigallenlied kam mir vor, wie eine

schmerzerfüllte Wehklage und ich wandte mich gern wieder zu den lustigen Weisen des Finken und Zeißigs. Wenn ich dann in der schönen Jahreszeit hinausdrang bis oberhalb Hasserode an den Eingang der „steinernen Kanne“ (die ihr hier im Bilde seht) und der blaue Sonnenhimmel so freundlich durch die hohen Tannenwipfel lächelte und den „silbernen Mann“, einen gewaltigen Felsblock, in hellem Silber



glanz schimmern ließ, und dort aus dem Gebüsch an der rauschenden Holtemme ein heller Finkenschlag herüber klang, während über mir in den Wipfeln der schlanken Tannen sich die gelben Zeisige tummelten und um die Wette quinquillirten: dann jubelte auch das Knabenherz und begrüßte in den Finken und Zeisigen alte Bekannte.

Im Herbst wurden auch „Sprenkel“ gestellt auf Rothkehlchen und manches Stück davon gefangen. Eins wurde so zahm, daß es auf dem Gezweig über dem Ofen sitzend noch im Winter zu singen begann — so zart und seelenvoll, daß Alles im Zimmer still ward, um nur keinen Ton des Vogelstimmchens zu überhören. Im nächsten Sommer bekam ich dann auch Gelegenheit, mit diesem wunderbar zarten gedämpften Gesang des Rothkehlchens das etwas lautere, doch nicht minder feine und rührende Gezwitscher der Schwalbe zu vergleichen. Ich hatte mich, um mein Pensum besser lernen zu können, auf das im Hof aufgeschichtete Holz gesetzt, blickte aber oft genug vom Buche weg in den blauen Himmel und sah den blitzschnell ihre gewandten Flugmanöver vollziehenden Schwalben zu. Ein Paar derselben hatten sich auf den hohen Dachfirst gesetzt und begannen nun wie im zärtlichen Zwiegespräch ein so süßes Zwitschern, daß ich ihm hocherfreut lauschte. Es klang wie ein zärtliches Abschiedslied, wie eine Klage, daß auch die Frühlings- und Sommerfreude nicht immer währe und bald die Scheidestunde kommen werde.

Die Böhmen haben ein hübsches Lied vom Kuckuk:

Ragt die Eich' im weiten Felde,
Auf der Eich' ein Kuckuk saß:
„Kuckuk“ schlägt er, „Kuckuk“ weint er,
Daß der Lenz nicht immer währet —

ich muß aber gestehen, daß ich in dem Rufe des bekannten Frühlingsboten nie etwas Elegisches oder Wehmüthiges, sondern immer nur etwas Neckisches, Uebermüthiges finden konnte, das mich herausforderte, ihn wieder anzuschreien und zu necken. Aber das Schwalbenlied wirkte auf mich stimmungsvoll, es ergriff mein Gemüth, und als ich zum ersten Mal Rückert's unsterbliches Schwalbenlied las: Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar — ach, wie liegt so weit, ach, wie liegt so weit, was mein einst war! — da ward mir's durch ein tief empfundenes Dichterwort erschlossen: was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang, die den Herbst und Frühling bringt.

Der Wald zog mich unwiderstehlich an. Die

Erdbeeren oder Haselnüsse, die er barg, waren wohl eine angenehme Zugabe, aber die Hauptsache waren die Ueberraschungen, die er barg. So hörte ich öfter ein Pochen, als wenn Jemand mit dem Hammer an einen Baum schlug; bald kam es näher und war fast über meinem Kopfe — es war ein Grünspecht, der mit seinem starken Schnabel an die Rinde der Bäume klopfte, um zu untersuchen, ob sie Insektenlarven enthielt.

Einmal wurde ich von einem Gewitter überrascht. Der Blitz fuhr wie eine feurige Flamme in's Thal hinab, ein furchtbarer Krach, der sich aber, durch das Echo vervielfältigt, in ein langes Rollen auflöste, von einem Thale in's andere getragen. Der anfängliche Schreck löste sich auch auf in freudiges Wohlgefallen an dieser Stimme des Himmels, wenn sie das Echo der Berge zurückgab.

Und da will ich denn gleich noch einer Naturstimme gedenken, die mit magischer Gewalt gleich dem Orgelton in der Kirche auf das empfängliche Gemüth des Knaben wirkte, so daß ich nicht müde ward, ihr zu lauschen; ich vernahm sie früh in der Stille des Morgens und Abends spät, wenn das Menschengetümmel ruhte. Das war die Stimme des Windes in den Wäldern, wenn diese von seinem gewaltigen Wehen erbebten und vor seiner Gewalt sich beugten. Es war wie das ferne Brausen des Meers, erst leise grollend, dann mächtig anschwellend, erst von dieser Seite, dann von jener rauschend, bis die Töne von allen Seiten zusammenfloßen und ein Fortissimo spielten. Wohl kannte ich die Tonarten des Windes, wenn er um die Dächer der Straße und durch die Spalten der Häuser pfliff oder die Schiefertafeln der Kirche und des Thurmes der Oberpfarrkirche klappern ließ, oder wenn er durch die vollbelaubten oder durch die kahlen Kastanien- und Lindenbäume fuhr; ich unterschied das Säufeln der Pappel und der schmiegsamen Birke von dem volleren Ton der Eiche und Buche, wenn der Wind an ihren Zweigen rüttelte und sie in allen Fugen krachten. Aber in dem Rauschen der Wälder, in dem Concert, das sie alle zusammen ausführten, verschwand die Eigenthümlichkeit einzelner Töne wie die plätschernde Woge im sturmgepeitschten Meere, und darum war der Gesamteindruck so mächtig, so erhaben. Ich hatte bei diesem Waldesrauschen ein Gefühl, als wäre ich in der Kirche — und ich war ja auch darin, im schönsten Tempel, den sich der Schöpfer der Natur selber erbaut hat.

Im Elsaß.

Von

Alfred Meißner.

Initial nach einer Zeichnung von A. v. Zahn.



ard es bekant im Dorf: die Preußen nah'n,
Faßt wilder Schrecken die Gemüther an.
Vergebens, daß der Prediger die Flucht
Des ganzen Dorfs zurückzuhalten sucht.

Und so geschah's, die Preußen rücten ein,
Die Bauern flohn in Wildniß und Gestein.
Da lauschen sie hervor, die armen Schelme,
Mit bleichem Antlitz und mit zagem Blick,
Erschrocken vor dem blanken Glanz der Helme;
Im Orte blieb der Pfarrer nur zurück.

Man trägt ihm auf zu seinen flücht'gen Kindern
Zu gehn und sie zu rufen: er erklärt,
Nicht möglich sei's gewesen, sie zu hindern,
Auch folge keiner ihm zurück zum Heerd.
Umsonst, daß er hinan den Bergpfad eilt,
Und rings beschwicht'gend unter ihnen weilt;
Angstvoll und zagenb blicken Alle nieder,
Nicht Einen der Gemeinde bringt er wieder.

Was nun beginnen mit so armem Volk?
Der Oberst läßt die Militärmusik
Sich sammeln und nun bläst sie, daß es schallt
Und wiederklingt in Felsgeklüft und Wald
Das Lied: Ein' feste Burg ist unser Gott!

Sie blasen und der mächtige Choral
Erfüllt die Wälder und durchtönt das Thal;
Die Mannschaft, ganz erfasst von frommem Drang,
Fällt ein in Luthers alten Kriegsgefang; —
Wer ungefährdet schritt durch Tod und Graun,
Versteht es recht, dies Lied voll Gottvertraun.

Die droben sangen den Choral nicht mit,
Wie feierlich und hehr er auch erklingen;
Der Bann der Sorge hält sie noch bezwungen,
Doch näher kommen alle Schritt für Schritt.
Bis einer aus der Schaar, der Älteste, spricht:
„Wer mit uns beten mag, der kränkt uns nicht!
Kommt heim!“

Des Abends sitzen in der Stube
Enkel und Ahne, Mann und Weib und Bube;
Das alte Lied voll wunderbarer Macht,
Das Lutherlied hat sie zurückgebracht.

Ein Winterabentener.

Von

H. Bürkner.



Es ist Sonntag. Es hat vergangene Nacht viel geschneit und ist herrliche Schlittenbahn geworden.

Der Wind hat sich gelegt und die Kälte ist mäßig. Da läßt der Vater den Schlitten anspannen, packt wohlver-

wahrt seine beiden vergnügten Kinderchen hinein, und klingend geht die schnelle Fahrt zum Thore hinaus, um den Onkel zu besuchen, den alten Oberförster, in seiner schönen stillen Waldeinsamkeit, wo es so viel Wunderbares zu schauen, und bei dem es immer so vortrefflichen Kaffee und Kuchen giebt.

Die dampfenden Pferde fühlen den leichten Schlitten kaum, der mit ihnen über die weiße, glatte und ebene Fläche zu fliegen scheint. Da sind sie schon am Wald angekommen, durch den der Weg führt und der zur Einhegung des Wildes mit einem hohen Wildgitter meilenweit umgeben ist.

Der Vater steigt aus, öffnet das Thor, führt die Pferde hinein und schließt die Thür wieder, wie es sich gehört.

O wie wundervoll ist es in dem dick beschneiten Walde! Wie mit Zucker überstreut stehen die Bäume, nur hie und da zeigen bläuliche Spuren die Fährte eines Wildes, oder eine durch den Schlittenlärm aus den Wipfeln aufgeschreckte Krähe wirft dicke Flocken Schnee durch ihre jähe Bewegung von den

höchsten Zweigen, wo er am dichtesten liegt; sonst nicht das leiseste Geräusch. Schweigend steht der Wald!

Die schnellen Pferde haben den stillen Forst bald durchweilt; nur zweimal streifte in der Ferne zwischen den Bäumen flüchtiges Wild vorbei. Jetzt steht der Schlitten wieder am Gitter der anderen Seite. Das Verfahren wiederholt sich. Der Vater öffnet das Gitter, führt die Pferde hinaus, und als er zurückkehrt, das Thor zu schließen, giebt er dem kleinen Hans die Zügel in die Hände, um sie nicht im Schnee schleifen zu lassen.

Beim Schließen des Thores aber hatten sich Eisstückchen hemmend eingeschoben, und als der Vater größere Gewalt anwendet, zerbricht mit lautem Knall eine der Latten. Erschreckt fahren die Pferde empor, kein Zügel hält sie, denn Hans hat sich gleichfalls erschreckt nach dem Vater gewendet, und als sie bei den ersten Sprüngen die ungewohnte Freiheit fühlen, eilen sie mit weiten Sägen fort und umsonst müht sich der geängstigte Vater, die Flüchtigen einzuholen. Die Angstrufe der Kinder verhallen bald in der Ferne.

Anfangs bleiben die Thiere auf gebahntem Wege, aber das laute Schreien der geängstigten Kinder erschreckt auch sie. Sie wenden sich seitwärts, und fort geht es in Sturmwindseile über die weiten beschneiten Felder.

Von Angst betäubt, klammern sich die Kinder an einander und an die Rücklehne des Schlittens. Auch den Vater hören sie in der Ferne rufen. Aber Vater, Wald und bekannte Umgebungen schwinden bald in bläulicher Ferne; jetzt geht es eine Anhöhe hinauf; bei einer plötzlichen Wendung des Weges stößt der Schlitten heftig an einen verborgenen Stein und schleudert in weitem Bogen die Kinder in den weichen Schnee hinaus. Sie fallen tiefer und tiefer, und als sie, durch den Schnee getragen, sanft den Boden gewinnen, sehen sie sich wie in einen Brunnen versenkt; denn viele Ellen hoch baut sich der Schnee hinauf, den der Wind hier gerade in so dichter Masse zusammengetrieben hatte.

Anfangs raubte der Schreck ihnen alle Gedanken; als sie aber nach und nach sich erholten und beruhigten, und erkennen mußten, daß sie mit ihren eigenen schwachen Kräften aus diesem silberweißen Gefängniß nicht herauszukommen vermöchten, und

als ihr Weinen und Rufen ohne Antwort in der Weite verhallte, wurden sie still, rückten näher zusammen, sich gegenseitig Wärme und Beruhigung gebend, und blickten scheu und still vor sich hin. Kein Laut regt sich weit und breit in der Schneestille. Wird sie der Vater finden? Sie denken der Mutter, der Geschwister. — Plötzlich schreien sie laut auf, denn mit Gezappel stürzt etwas Rauhes, Lebendiges in ihre enge Schneegrust herunter, das sie gewaltsam zur Seite drückt. Sie fahren entsetzt auf. Als sie aber den seltsamen Besuch betrachten, möchten sie in aller Noth fast auflachen, denn was war es, das sie so unjanst störte? Ein Häschen war der neue Gast, der auf eifriger Flucht vor dem Jäger den rechten Weg verfehlt hatte. Alles Springen und Strampeln half ihm nichts, er mußte in der engen Schlucht bei den Kindern bleiben und ließ sich endlich gefaßt von ihnen streicheln und krauen. Den Kindern aber war der neue Mitgefangene doppelt willkommen, da sein dickes Winterfell die Wärme vermehrte und ihnen so der kalte Aufenthalt erträglicher gemacht wurde.

Der arme geängstigte Vater war mittlerweile, so schnell er konnte, dem Schlitten und später seiner Spur nachgeeilt, denn nur zu schnell war er selbst seinen Blicken entschwunden. In Hoffnung, Zweifel und jähler Hast jagte es ihn den Verschwundenen nach. Kein Mensch war weit und breit zu sehen, von dem er Auskunft über das Verbleiben des Fahrzeugs erhalten konnte. Seine Angst wuchs. Er glaubte seine Kinder verloren. Endlich an einem Waldrand trifft er mit einem Jäger zusammen. Hastig theilt er ihm das Geschehene mit und fragt, ob er Pferde und Schlitten gesehen. Der Jäger berichtet, daß so eben im benachbarten Dorf ein leerer Schlitten mit freilaufenden Pferden aufgefangen worden sei. Der arme Vater erbleicht vor Entsetzen. Die Kinder müssen also hinausgestürzt sein. Ob sie noch leben? Wo sind sie geblieben?

Die Männer hatten die Höhe vor dem Dörfchen erreicht. Weit und breit lagen die ruhigen Schneeflächen ausgebreitet, aber nirgends war das

Geringste von den Kleinen zu sehen. Verzweifelt durchforscht des Vaters Blick das Weite. Umsonst! Es war nirgends eine Spur der Kinder. Der Angstschweiß trat auf seine Stirn. Immer hastiger jagte sein unsicherer Tritt hinaus. Plötzlich schlägt ein Ton wie von Kinderstimmen an sein Ohr. Er scheint aus der Erde zu kommen. Die Männer gehen dem Schalle nach. Halt! ruft auf einmal der Jäger dem Vater zu, treten Sie keinen Schritt weiter vor, denn hier ist eine tiefe Riesgrube; aber dort, sehen Sie das große Loch? Dorthier kommen die Stimmen. Der Vater ruft. Richtig, dorthier antworten die Kinder dem glücklichen Vater. Sie sind wohlerhalten. Gott sei Dank! Nur noch kurze Zeit geduldet euch. Der Förster holt nun in Eile vom nahen Dorf Schaufeln, Seile und Stangen, und bald wird die kleine Gesellschaft sichtbar, die dort wie in kühlem Nest zusammen gefressen hatte. Mit Jubel werden die Kinder, wird das Häschen hervorgeholt.

Der Vater hebt die geretteten Kleinen empor und küßt sie. Als sie ihre Erlebnisse erzählt hatten und wie sie das Häschen so schön gewärmt habe, giebt der Vater dem geängstigten Lampe auf Bitten der Kinder gern die Freiheit, die er mit weiten Sägen sucht. — Nun zum Dorf geführt, besteigen unsere Reisenden den dort aufgehaltene und glücklicherweise unbeschädigt gebliebenen Schlitten und lustig geht es wieder vorwärts. Bald ist die ausgestandene Angst wieder vergessen! In der vorförslichen Verpackung kehrt den Kindern mit der Wärme die Fröhlichkeit zurück und bald können sie selbst wieder lachen. Wunderbare Abenteuer können sie nun an Onkels behaglichem Kamin bei Kaffee und Kuchen und am Abend der Mutter daheim berichten. Ihrem kleineren Schwesterlein aber erzählen sie ein gar schönes Märchen, wie sie von Zauberrossen entführt worden und plötzlich in einen silberhellen Krystallpalast versunken wären, wo ein furchtbares, wildes Thier ihr Spielgefährte gewesen, bis sie wieder glücklich vom Zauber erlöst und unverfehrt zur Erde und zum Vaterhause zurückgekehrt waren.

Sprüche

von Friedrich Güll.

1.

Ei wie magst du drüber klagen,
Daß die Rosen Dornen tragen;
Lieber freue dran sich dein Gemüth,
Daß der Dornenstrauch in Rosen blüht.

2.

Argwohn ist ein schlimmer Gast,
Gönn' ihm auch nicht kurze Raft;
Wo er herbergt, ziehn im Haus
Alle guten Geister aus.

An eine junge Freundin.

Nach einem Blumen-Maskenballe.

Von

Eduard Moerike.

Wir sahn dich im geschwisterlichen Reigen
Voll Anmuth, Blume unter Blumen schweben.
Im Lächeln blüthete die Seele dir,
Ganz Eines mit der sichtbaren Gestalt,
Dir unbewußt, heraus auf's Angesicht —
Unschuld'ge Freude, dem Beschauer fast
So innig fühlbar wie der Tänzerin!

O wessen ganzes Sein und Leben doch
Sich so bewegte durch des Jahres Kreis,
Im schönen Gleichmaß jeglichen Moment,
Sich selber so zu seliger Genüge
Und alle Welt zu setzen, zu erbaun!



Ich hatt' ein Köstlein, wunderzart,
Auf diesen Tag für Dich gespart:
Allein es welkte vor der Zeit,
Ihm selbst wie mir zu großem Leid.
Es welkt' und starb! — vielleicht jedoch,
Sein bitter Loos ihm zu versüßen,
Bergönnt Du seinem Schatten noch
An Deinem Feste Dich zu grüßen.

Februar.

Von

Friedrich Oldenberg.

Fragst du, was für Morgenluft
Mir das Herz durchzittert?
Daß des Frühlings ersten Hauch
Meine Seele wittert.

Frieren hinterm Ofen auch
Noch viel wackre Leute,
Und schreibt auch vom Februar
Der Kalender heute;

Und liegt auch in Eis und Schnee
Noch die Welt erfroren,
Und pfeift auch der kalte Wind
Toll mir um die Ohren:

Meine Seele harret und horcht,
Und sie kann's nicht lassen,
Einen frohen Frühlingstraum
Ahnungsvoll zu fassen.

Und die Saaten wollen nicht
Unter'm Schnee mehr haufen,
Und die Ströme warten schon,
Frei in's Meer zu brausen,

Und die Schwalben sehnen sich
Schon zu uns herüber.
Wachet auf! der Frühling kommt,
Winter ist vorüber!

Mein Vaterland.

Von

Julius Sturm.

Dem Land, wo meine Wiege stand,
Ist doch kein andres gleich;
Es ist mein liebes Vaterland
Und heißt: das deutsche Reich.

Wie lieblich sind hier Berg und Thal,
Die Wälder wie so schön,
Wie lockend auch im Sonnenstrahl
Die rebumkränzten Höhen!

An Städten rauscht vorbei der Strom,
Trägt reicher Kaufherrn Gut,
Und freundlich spiegelt Burg und Dom
Sich in der blauen Fluth.

Mein Kaiser aber thront als Held
In tapftrer Heldenschaar,
Und führt in seinem Wappensfeld
Den siegewohnten Nar.

Drum fragt man mich nach meinem Land,
Brennt mir das Herz sogleich,
Und stolz dem Frager zugewandt,
Ruf' ich: das deutsche Reich!

Naturbilder aus der deutschen Heimath.

Von Dr. Karl Ruz.

Mit Illustration von Guido Hammer.

1. Ein Wintertag im Walde.

Voll und schwer sind die Schneeflocken herabgerieselte, fast die ganze Nacht hindurch, bis zum herandämmernden Morgen. Dann hat ein gelinder Frost die lose Schneedecke überhaucht und gefestigt. Ein solcher Wintertag ist vorzugsweise dazu geeignet, um die heimische Natur auch in der rauhen Jahreszeit in aller ihrer Schönheit kennen zu lernen; wir wandern daher heute schon früh hinaus in den stillen, tiefverschneiten Wald.

Sobald uns das Walddunkel aufgenommen, macht sich die Ruhe und Waldeinsamkeit so recht fühlbar. Außer dem knirschenden Geräusch unserer eigenen Schritte ist weithin kein Laut zu vernehmen, und in gleicher Weise erscheint uns der ganze weite Wald starr, ohne Bewegung und Leben.

Wo die Strahlen der Morgensonne durch die auch im Winter dichten Wipfel der Nadelholzbäume brechen, umgolden sie die weiße Schneerinde, welche sich von dem tiefdunkeln Grün der Kieferngelüste gar wunderschön abhebt.

So weit unsere Blicke reichen, reihen sich zu beiden Seiten des Weges die Baumstämme ziemlich dicht an einander und machen fast den Eindruck einer unendlichen Säulenhalle, deren Wölbungen die Baumkronen bilden und deren Boden die schneeweiße Decke ist.

Plötzlich erweitert sich das Walddickicht an einer Seite zur weithin übersehbaren freien Fläche, von den Forstleuten „Lichtung“ oder „Blöße“ genannt, hier und da von einigen einzelnen Bäumen bestanden. Dies ist ein Plan des Forsts, auf welchem vor kurzer Zeit das hohe Holz heruntergeschlagen worden. Die einzelnen Stämme hat man als „Samenbäume“ stehen lassen, damit von ihren Samereien die Fläche wieder angefüet und allmählich bewaldet werde. Hier machen wir Halt.

Wohlverwahrt mit warmen Kleidern und Schuhzeug, so daß wir der gelinden Kälte zu trogen vermögen, stellen wir uns nun so hinter einem dichten Busche auf, daß wir durch denselben gedeckt sind, d. h. von besonders scheuen wilden Thieren nicht leicht bemerkt werden, unsererseits aber gute Umschau halten können.

Ein knisterndes Geräusch lenkt unsere Aufmerksamkeit seitwärts nach dem Walde hinein. Hier bietet sich unsern Blicken eine eigenthümliche Erscheinung. Eine Gesellschaft Kreuzschnäbel tummelt sich in den Zweigen. Es sind wunderliche Vögel, deren selbstgeschäftiges Treiben mit der tiefen Walddesruhe so recht übereinstimmt und doch das

Bild zu einem lieblich lebensvollen macht. Gleich Rubinen erglänzen sie im dunkelrothen Gefieder auf den grünen, weißüberzogenen Zweigen; hier wiegt sich einer mit dem Kopfe nach unten hängend an den schwankenden Reifern, dort bricht ein anderer mit dem sonderbaren, kreuzweise übereinandergebogenen Schnabel bedächtlich die Schuppen der harten Kiefern- und Fichtenzapfen aus einander, um die Samen darunter hervorzuholen. Dies Aufbrechen verursacht eben jenes leise und einförmige Knistern. Ein dritter Kreuzschnäbel sitzt auf dem höchsten Wipfel einer kleinen Fichte und läßt sein einfaches Lied ertönen. Merkwürdig, trotz Sturm und Graus, Eis und Schnee ist doch gerade jetzt die Brutzeit dieser sonderbaren Vögel. Unter einem dichten Kiefernzweige, vor dem Schnee wohlverwahrt finden wir ein Nest mit ganz kleinen Jungen, welche die Mutter sorgsam bedeckt und gegen die Kälte verwahrt, während der Vater die ganze Familie füttern und ernähren muß.

Der Wintertag bricht nur langsam an; wohl dringt schon hin und wieder ein Strahl der Morgensonne durch das Schneegewölk, doch im übrigen hüllt noch graue Dämmerung die ganze Natur in ihr düsteres Gewand. Vor uns, weit jenseits der Lichtung, wird es lebendig. Gestalten tauchen aus dem trüben Dämmer auf, von denen wir anfangs nicht unterscheiden können, ob es Menschen oder Thiere sind. Sie nähern sich langsam, und als dann wieder ein Sonnenstrahl hervorbricht, sehen wir, daß es Hirsche sind. Ein altes stattliches „Thier“, eine Hirschkuh, schreitet voran, dann zwei jüngere, darauf wiederum eine alte Hirschkuh mit einem Kälbchen, und zuletzt ein sehr großer männlicher Hirsch mit gewaltigem Geweih; alle eilen nun, nachdem sie gesichert haben, d. h. sich umgeschaut, ob keine Gefahr zu besorgen, ziemlich schnell daher und zwar wenden sie sich gerade zu nach der andern Seite der Lichtung, wo dicht am Waldebrande eine Fütterung für sie angebracht ist.

Die jungen Leser werden sich darüber wundern, daß man die Hirsche im Walde füttert. Dies ist aber in der That der Fall, und zwar werden die Fütterungen für allerlei Wild, also auch für Mehe, Hasen, Rebhühner u. s. w. eingerichtet, einerseits um diese Thiere vor Noth und Verderben im harten Winter zu bewahren, und andererseits um sie davon abzuhalten, daß sie Schaden an werthvollen Forst- und anderen Nutzpflanzen verursachen.

Von den Hirschen aufgeschreckt, huscht eine Schwarzdrossel oder Amsel bei uns vorüber, jener schöne tiefschwarze Vogel mit goldgelbem Schnabel, der zu den angenehmsten

Frühlingsfängern gehört. Dann sehen wir am Walde-
rande eine Schaar Seidenschwänze, welche auf den jungen
Ebereschbäumen nach einzelnen Vogelbeeren umhersuchen.
Diese schön gezeichneten Vögel sind nordische Wanderer,
welche unserm deutschen Vaterlande nur im Winter an-
gehören. Mit einmal wird es rings um uns her lebendig,
eine Schaar jener munteren und überaus nützlichen Vögel-
chen, Kohl- oder Fink-, Tannen-, Hauben- und Blau-
meisen, Goldhähnchen, Baumrutscher, Kleiber und ein
einzelner kleiner Specht ziehen hier zwitschernd und singend
um die Waldesecke, indem sie von den Obstgärten eines
Dorfes nach denen des andern streichen. An ihrem lustigen

ein Eichkätzchen daraus hervor, verfolgt von einem Marter,
seinem bittersten Feinde. Während dessen kommt hurtig
ein Hase über die Lichtung daher, welchen Reinecke aus
seinem warmen Lager aufgestört hat, ohne ihn jedoch zu
erwischen, und der nun ebenfalls im schützenden Dickicht
schleunigst sich zu verbergen sucht.

Weithin nach dem Felde zu erhebt sich ein gewaltiges
Geschrei. Auch eine große Waldeule hat der Hunger
hervorgetrieben und sie wird nun von Krähen und Eistern
mit Halloh so lange verfolgt, bis sie wieder einen schützen-
den Schlupfwinkel aufgefunden hat.

So sehen wir allenthalben ringsumher Kampf und



und zutraulichen Wesen, besonders aber an der Emsigkeit,
mit der sie Baum und Strauch absuchen, um dieselben
von den schädlichen Kerbtierbruten zu befreien, darf sich
das Herz des Naturfreundes innig erfreuen. Plötzlich aber
läßt eine Kohlmeise einen schrillen Warnungsruf erschallen,
und augenblicklich ist die ganze Schaar im schützenden
Dickicht verschwunden. Ein Sperber, der arge, blutdürstige
Feind der kleinen Vögel, streicht hier am Rande des Waldes
umher, auf die Schwarzdrosseln, Meisen oder andere
Vögel Jagd zu machen. Dießmal ist es aber vergeblich;
denn in dem dichten Kiefern- und Fichtengebüsche sind die
Vögelchen wohlgeborgen.

Auch der Erzräuber Reinecke, der mordgierige Fuchs
stöbert, vom Hunger getrieben, drüben am Waldrande
umher und wagt sich sogar quer über die Lichtung und
nach dem Felde hinaus, was er zu anderer Jahreszeit bei
Tage niemals thut. Dort bewegt es sich plötzlich in der
Krone einer alten hohen Föhre vor uns und pfeilschnell schießt

Streit, größtentheils verursacht oder doch augenblicklich zur
Geltung gekommen durch die Noth der bösen Jahreszeit,
durch die Wintersnoth, welche eingelehrt ist, wie bei den
armen Menschen so auch bei den Thieren. Während aber
die klare Wintersonne jetzt voll und herrlich über das Ge-
wölk sich erhebt, zeigt sich uns noch ein anderes Kampfbild.

Die meisten Hirsche fressen jetzt an der zweiseitigen
Futtertrippe, welche von einem Strohdache überdeckt ist,
um das aufgesteckte Heu gegen das Rafwerden zu schützen.
Eine Hirschkuh mit ihrem Kälbchen und der größte männ-
liche Hirsch wandern noch herzu. Zwei andere Männchen
aber bleiben seitwärts auf der Lichtung stehen. Eifersucht,
Zorn und Wuth funkeln aus ihren Blicken, und eben wollen
sie kämpfend auf einander los stürzen. Jetzt prallen sie
klappernd mit den Geweihen zusammen und das weithin
schallende Geräusch macht den alten sehr starken Boß auf-
merksam. Noch ein, zweimal fahren sie in Wuth zusammen,
dann eilt der Alte in mächtigen Sprüngen herbei um sie

aus einander zu treiben. Aber noch ein anderer „dritter Mann“ ist zugegen. Langsam erhebt sich das Feuerrohr des Jägers, mit welchem wir hinausgegangen sind; ein Knall, und zum Tode getroffen stürzt der „Schaufler“ mit dem breiten Geweih zusammen. In vielfachem Wiederhall bricht sich der Donner des Schusses an den Waldwänden. Die Hirsche sausen wie der Sturmwind davon und die Krähen stiegen mit Geschrei dem Felde zu, während der Fuchs das Dickicht zu gewinnen sucht und die Vögelschen nach dem tiefern Innern des Waldes flüchten.

Der Mensch hat sich den frei lebenden Thieren gegenüber in seiner Furchtbarkeit gezeigt. Doch das ist sein Recht; denn er darf ja in vernunftmäßiger Weise alle seine Nebengeschöpfe zur Befriedigung seiner Bedürfnisse benutzen. Ein gellender Pfiff ruft den an einer Waldecke harrenden Schlitten herbei, die Beute wird aufgeladen und der glückliche Schütze freut sich auf den wohlschmeckenden Sonntagsgesbraten. Wir aber haben bei dieser Gelegenheit eine Anzahl der im deutschen Walde frei lebenden Thiere in ihrem Thun und Treiben kennen gelernt.

Zwei Kinderlieder

von

Sermann Kletke.

Gevatter Hahn.

O schaut doch im Hofe die fröhlichen Haufen:
Da kommt ja der Hahn mit den Hühnern gelaufen,
Da kommen die Enten, die Gänse, sie schnattern,
Sie bitten beim Kindlein sich all zu Gevattern.

Der Haushahn doch sprach mit verdrießlichen Worten:
„Was plärren, was plappern die Gänse aller Orten!
Was nützt es denn ewig zu schnattern, zu schwätzen;
Zu rechter Zeit reden, das weiß man zu schätzen.“

Und darum auch bin ich dem Kindlein der Nächste;
Was hält ihm ein Pathe vom Gänsegeschlechte!
Der Wächter des Hauses mit schallendem Munde
Ruf' an ich des Morgens goldbringende Stunde.

Dem naht nicht der Abend mit Kummer und Sorgen,
Der freudig sein Tagwerk beginnt mit dem Morgen.
Ja, wer auf mich höret, den bring' ich zu Ehren,
Ich wed' ihn tagtäglich mit goldenen Lehren!“

Das verwünschte Schloß.

Schlägt zwölf die Uhr: tik tak, tik tak:
Da faßt sich das ganze Trödelpack,
Da wird's im Schlosse lebendig,
Da tanzen sie ganz unbändig.

Der Lehnstuhl springt voran mit Stolz,
Da tanzt das edle, das schlechte Holz.
Nach hutscht die Hütsche, der lange
Stock schwenket die Feuerzange.

Kommode, Sessel, Schrank und Tisch,
Sie tapsen nun durch einander frisch;
Der Ofen will auch sich rütteln,
Seine alten Radeln schütteln.

Da spricht das Männlein auf der Uhr:
„Nun ist's genug, ich spaßte ja nur!
Es könnt' am Ende wohl schaden
Dem Lehnstuhl, Ihro Gnaden.“

Die Tausendkünstler.

Text und Illustrationen von Fedor Flinzer.

I.

Ein Theatrum mundi zwischen der Kammerthür.

Der ganze Kinderkreis war versammelt. Heute sollte ein Theatrum mundi zu sehen sein und man saß deshalb bereits seit der Dämmerstunde, jeder wie festgenagelt, auf seinem Plage vor der verschlossenen Kammerthür, hinter welcher sich Großes entwickeln sollte. Karl und Fritz, dieselben Tausendkünstler, die ihr schon bei ihren Weihnachtsarbeiten belauscht habt, waren die Unternehmer und hatten ihre Freunde eingeladen zu einer außerordentlichen „ersten Extravorstellung“. Weil nun aber Alles vorbereitet und fix und fertig war, so konnte es, anstatt um 6 Uhr, schon um 5 Uhr losgehen; denn Karl und Fritz waren exakte Leute und hatten bei ihren Vorbereitungen gar nichts vergessen, selbst die Stecknadel und der Faden Zwirn lagen bereit, zur etwaigen Aus-



hilfe. Der Vorhang, nein die Kammerthür ging auf. Vor den Blicken der erwartungsvollen Kinderschaar zeigten sich drei gleichgroße Vorhänge, deren unterster und oberster festgenagelt, der mittlere aber, wie sich bald zeigte, beweglich war. „Wenn man nur ein klein wenig durchgucken könnte!“ meinte Nachbars kleiner Paul, „ich sitze hier nun schon so la—“ Pst! tönte es energisch hinter ihm und gleichzeitig ward es gar merkwürdig dunkel im Zimmer. Paulchen wollte eben auch hierüber seine Bemerkungen machen, als es hinter dem Vorhange kräftig klingelte und dieser dabei geräuschlos in die Höhe stieg. Athemlos gespannt lauschte die Menge.

Man sah eine reizende Landschaft vor sich, im dämmernden Morgengrauen. Dichtbelaubte Bäume und Gebüsch bildeten in malerischer Verschlingung ihrer Aeste und Zweige einen Rahmen, durch

welchen die Aussicht eröffnet wurde auf einen stillen See, von dessen schilf- und rohrbewachsenem Ufer aus der Blick weithin über die spiegelglatte Fläche des Wassers schweifte und erst am fernen Horizonte zwischen waldbewachsenen grauen Bergen sich verlor. Rechts am Ufer im Mittelgrunde erhob sich ein laubholzbewachsener Hügel, von dessen Spitze eine Kapelle gar freundlich ins Thal hernieder schaute. Bei dem Dämmerlichte, in welchem die ganze Gegend noch lag, und welches am Himmel noch deutlich etliche Sterne zu erblicken erlaubte, sah man des Kirchleins erleuchtete Fenster herab glänzen. Nach und nach, bei zunehmendem Tageslicht, erloschen die Sterne und dabei verlor auch das erleuchtete Fenster des Kapellchens seinen Schein. Auf dem See aber ward es lebendig. Ein paar wilde Entenschwammen geschäftig aus dem Röhricht und suchten, bisweilen

untertauchend, ihre Nahrung. Ein Schwan erschien und entzückte durch seine graziosen Stellungen das kleine staunende Publicum. Bald darauf gesellte sich zu ihm ein zweiter und beide kosteten mit einander, umschlangen sich gegenseitig mit den Hälsen und zogen zusammen gar majestätisch weiter. Unterdess war es Tag geworden. Das Glöcklein der Kapelle läutete, und schon sah man einzelne Kirchgänger am fernen Hügel wallen, erst auf halber Bergeshöhe, dann aber oben erscheinen und langsam, feierlichen Schrittes in der Kapelle verschwinden. Da zeigt sich dicht im Vordergrunde ein Kahn. Er ist gefüllt mit den verschiedenartigsten Personen, welche ebenfalls, wie es scheint, zur Kapelle wallfahrten, und der Ruderer oder Fischer leitet mit kräftigem Schläge das Schifflein durch die Wellen. Die Schwäne ziehen langsam hinterdrein und schmie-

gen und biegen dabei gar anmuthig ihre langen, weißen Hälse. Der Fischer kommt zurück mit leerem Rahne. Nur der Spitz läuft darauf umher und belst nach den Schwänen hinüber. Das Boot ist verschwunden, allein im Hintergrunde fährt ein anderes über das Wasser nach der Kapelle zu, setzt seine Insassen ans Land und steuert zurück zum alten Ufer. Auch vorn erscheint wieder der alte Rahne. Aber diesmal sind andere Gäste darin. Lustige Studenten sind's, die mit fröhlich flatternder Fahne sich über den See fahren lassen und dabei gar fröhliche Lieder singen, u. a. „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus“ u. s. w. Kaum ist ihr Rahne hinter dem hohen Schilf verschwunden und sind die letzten Töne verklungen, da erscheint ein neuer Rahne. Drin sitzt der Fischer und seine Frau. Er hält den Hamen in der Hand, den er vom Boden des Schiffeins gehoben, und senkt ihn in die Tiefe des Wassers. Sein Weib hat ihn bis zur Stelle gerubert, denn es ist nicht mehr als billig, daß Jedes sein Theil arbeite; nunmehr läßt sie aber das Ruder ruhn und schaut dem Manne müßig zu. Der aber hebt nach kurzem Sinnen das schwere Netz mit kräftigem Arme, und — o Wunder — mehrere schöne große Fische haben sich gefangen und zappeln gar ängstlich im Hamen. Da legt sich die Fischersfrau kräftig ins Ruder, und obgleich einer der Fische über Bord wieder ins Wasser schnalzt, die Leute erfreuen sich ihrer Beute und ziehen vergnügt davon.

Da klingelt's und der Vorhang fällt. Ein allgemeines „O!“ und „Ach!“ beweist, daß die Vorstellung viel zu früh geschlossen wurde, aber auch daß Allen das Gesehene ganz außerordentlich gefallen hatte, und voll des Lobes und der Bewunderung für die beiden Tausendkünstler Fritz und Karl ging die kleine Gesellschaft aus einander. Wir aber wollen uns einmal hinter die Coullissen begeben und sehen auf welche Weise und mit welchen Mitteln die beiden Tausendkünstler diese kleine Wunderwelt hervorgezaubert haben.

Das Theater selbst war eigentlich kaum mehr als ein leichtes Lattengerüst zu nennen, woran die Knaben nur einige Stunden gezimmert hatten. Das Ganze war breiter als die Thür und etwa eben so tief. In Fig. A seht ihr die Seitenansicht, und in Fig. B den Grundplan der in schräg aufsteigender Linie geordneten drei Rutschbahnen für die vorübergleitenden Gegenstände. e bezeichnet den andern Rahmen, der an die Thür anschließend den Durchblick gewährt und hinter welchem ein kleiner Vorhang zum Auf- und Niederlassen befestigt ist. Die Räume über und

unter den beiden x sind mit Tüchern verhangen. Auf die schräg aufsteigenden Leisten d sind die Bahnen a, b, c gleich weit von einander und vom Hintergrund befestigt und bestehen aus einfachen, glatt

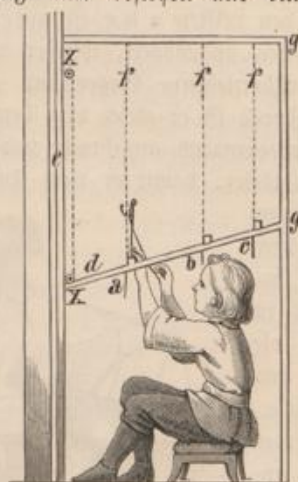


Fig. A.

gehobelten, starken Leisten, auf welche vorn und hinten Pappstreifen von gleicher Länge aufgenagelt sind. Der vorderste, a, ist mit Gras, Steinen u. s. w. bemalt, die andern, b und c, mit Wasser darstellenden Streifen. Diese Streifen bilden das scheinbare Podium oder den unteren Theil des Theaters.



Fig. B.

Die Coullissen, hier durch punktirte Linien angedeutet, stellen Bäume und Felsen dar, die zweite Coullisse rechts den oben genannten Hügel, welcher später unter Fig. E näher beschrieben wird. Der Rahmen g trägt den Hintergrund. Oben bei f begrenzen hellblaue luftfarbige Papierstreifen den Blick auf die Scene. Die Malerei ist leichter herzustellen als mancher Knabe wohl glaubt. Hat einer nur etwas Geschick im Zeichnen, so tuscht er sämtliche hier genannte Decorationen mit Alizarintinte auf weißes starkes Ellenpapier und colorirt die Zeichnung, wenn sie trocken, mit Leimfarbe. Die Tinte scheint, auch wenn die deckende Leimfarbe sogar etwas dick aufgetragen wurde, stets durch, und es braucht höchstens noch bei den Gegenständen des Vordergrundes einer kleinen

Nachhilfe mit Braun, um einige sogenannte „Drucker“ zu geben; dann sieht die ganze Malerei gar herrlich aus. Stubenmalersfarben mit dünnem Leimwasser angerührt sind aber überall billig und leicht zu haben. An den Leisten a b c ist auf der Rückseite ein Pappstreifen angenagelt, welcher verhüten soll, daß der vorüberziehende Gegenstand herunterfällt. Zu diesem Zwecke ist er gleich dem bemalten vorderen etwas hervortragend angebracht und zwar etwas niedriger als dieser, damit er vom Zuschauer nicht gesehen werden kann. Hierdurch entsteht ein bequemes Gleis, in welchem sich die auf Klötzen von gleicher Stärke, aber je nach dem Gegenstande ungleicher Länge, befestigten Rähne u. s. w. leicht hin-

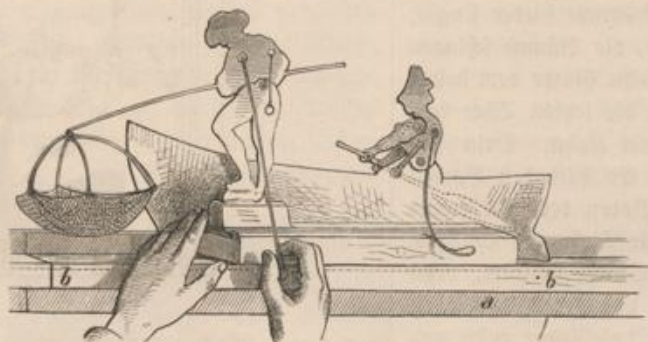


Fig. C.

und herziehen lassen. Das Dirigiren der Gegenstände auf Leiste a zeigt Fig. A, und zeigt, wie angegeben, der Dirigent auf einem Fußbänkchen. Er wird von zwei Gehilfen unterstützt, von denen der eine nur die beweglichen Sachen zulangt und wenn sie gebraucht, wieder an Ort und Stelle zurückbringt; der andere aber besonders das Ganze von oben herein zu überblicken und die auf der Bahn b laufenden Schiffchen zu dirigiren hat. Diese sind selbstverständlich viel kleiner und in graueren Farbtönen gemalt, damit sie recht entfernt erscheinen.



Fig. D.

Sie werden einfach mittelst dünner langer Stäbe in den Gleisen fortgeschoben. Die Stäbe liegen in den Gleisen, so daß sie von vorn gleichfalls nicht gesehen werden. In Fig. C ist der Rahn des Fischers von der Rückseite dargestellt. Durch dieses Bild wird erklärt, wie die Bewegung hervorgebracht und der Rahn fortgeschoben wird. Der mit Wasser bemalte Streif a ist hier schräg schraffirt, um zu zeigen wie er b, den hintern Pappstreifen, verdeckt. Die punktirte Linie auf b giebt die Höhe der Leiste an.

Fig. D, der Schwan, wird nur im unteren Theile auf Pappe gemalt, der Hals besteht aus einem stärkeren elastischen Draht, welcher mit Baumwolle umwickelt ist. Ueberstreichet man diese mit weißer Leimfarbe, so bildet sich auf der Oberfläche der Baumwolle eine Art Haut welche den Hals glatt umschließt. Der Kopf ist von Holz geschnitten und bemalt. Dirigirt wird der Schwanenhals mittelst eines schwarzen Seidensfadens, welchen man einmal vor, einmal hinter den Hals legt und so mit demselben beim

Anziehen die verschiedensten Bewegungen hervorzubringen vermag. Der Hals kann auch aus Erinolinenstahl gefertigt werden; am besten macht dies für wenig Geld der Schlosser.



Der an der zweiten Coullisse sichtbare Hügel besteht, wie Fig. E zeigt, aus drei Theilen, Pappwänden mit Holzleistchen gesteuert, zwischen denen auf Rollen (man benutzt hier am leichtesten die Röllchen, auf welche der Maschinenzwirn gewickelt wird) zwei Bahnen gehen, auf deren unterer und oberer die Kirchgänger aufgeklebt sind. Die oben angebrachten

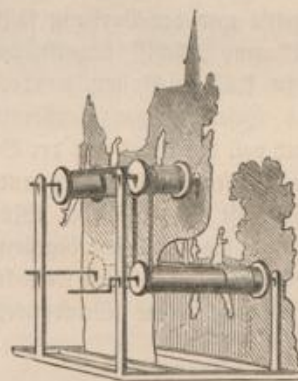


Fig. E.

Figuren werden, um die Entfernung anzudeuten, kleiner gehalten. Durch das Drehen der Kurbel erscheinen die Figürchen stets wieder, und es wird dadurch der Eindruck hervorgebracht, als wenn immer neue Personen ankämen. Die Verbindung zwischen der oberen und unteren Walze a — b wird durch ein kräftig angezogenes und an den Enden zusammengeinähtes Gummiband bewerkstelligt. Gummistückchen bringt man auch an den andern beweglichen Figürchen an, um dieselben in der Lage zu erhalten,

welche sie für gewöhnlich haben sollen, und um sie, wenn sie sich bewegen, stets wieder in die erste Stellung zurückzuführen. Siehe Fig. C 0-0. — Ein Kahn, welcher nach und nach verschiedene Personen übersetzen soll, durch welchen Wechsel die Vorstellung länger ausgedehnt werden kann und reicher erscheint, muß so beschaffen sein, daß nur der rudende Fischer im Kahn sitzend und an demselben befestigt, beweglich dargestellt ist, die überzusetzenden Figuren aber, besonders gemalt und mit Bretchen versehen, in den Kahn gestellt werden können. Das Fischnetz wird aus durchsichtigem Stoffe, z. B. Tarlatan, gefertigt und die silberpapiernen Fische an feinem Blumenbraut hinter dem Netz bewegt.

Noch hat der kleine Theaterdirector für sich und jeden seiner Gehilfen ein Scenarium zu besorgen, d. h. ein Blatt, auf welchem genau geschrieben steht, in welcher Reihe die Scenen einander folgen, wie die Lichter versetzt oder angebrannt werden, wo die Figuren hervorkommen u. s. w.

Schließlich noch über die Beleuchtung ein paar Worte. Das Hauptlicht erhält die Scene durch ein paar zu beiden Seiten des Theaters stehende Lampen

(Tischlampen). Das Morgenlicht läßt man dadurch entstehen, daß man Lichtschirme von hellblauem Seidenpapier vor die Lampen hängt, und später allmählig wegzieht. Die Zeichnung des Hintergrundes ist auf starkes weißes Ellenpapier gemalt, und an den Punkten, wo Sterne erscheinen sollen, sind von der Rückseite her einige Stellen mit dem Radirmesser ganz dünn geschabt. Eine der Tischlampen mit offenem Schirm genügt um sämtliche Sterne zu erleuchten. Das transparent gemalte Kapellenfenster wird durch ein dahinter geklebtes Wachsstückchen erleuchtet, welches später einfach auszublasen ist. Das Läuten wird täuschend nachgeahmt durch Anschlagen eines kleinen Korkhammers an eine Lampenglocke, aber leise, leise! damit der Ton wie in weiter Ferne erklingt.

Nun wißt ihr die ganze Herrlichkeit! Denn wie der Gesang der Studenten und das Bellen des Spitzes im Theatrum mundi nachgeahmt wird, brauche ich euch doch wohl nicht erst zu sagen? Nun zeigt an dem nächsten Feriensonntage, daß auch ihr Tausendkünstler seid.

Zwei Stammbuchblätter

für unsere jungen Freundinnen.

Von

Gotthold Freyberg.

I.

Ein frommes Herz, der Dichter spricht,
Gleicht einem See im Abendlicht,
Der unter Bäumen friedlich liegt
Und weiße Wasserrosen wiegt.

Ein frommes Herz, nach altem Bild,
Gleicht einem gold'gen Fruchtgefild,
Das reichlich lohnt und den erfreut,
Der treu die Saat hat ausgestreut.

Ein frommes Herz erbitte Dir,
Ein Herz zur Bönne und zur Bier,
Das klar und mild im Auge blinkt
Und reiche Frucht der Zukunft bringt.

II.

Viel köstlicher als Edelstein,
Viel sinder als ein Maientag,
Viel glänzender als Goldeschein
Und duf't'ger als ein Blüthenhag.

Viel reicher als das Erdenreich
Ist reinen Herzens Herrlichkeit, —
Und wo es schlägt, da öffnet gleich
Der andern Herzen Thor sich weit.

Drum hüte wohl und halte werth
Die Gottesgabe jederzeit;
Denn wem ein reines Herz bescheert,
Der hat schon hier die Seligkeit!

Die Kreuzspinne.

Von

Karl Reinhold.

Kinder, heut hab' ich ein wunderbares Kunstwerk im Garten gesehen und auch die Bekanntschaft der Künstlerin gemacht. Kommt und folgt mir, denn es giebt etwas zu lernen.

Neugierig folgte mir das kleine wilde Heer. Als wir im Garten waren, rief ich: Nun sucht! wer das Kunstwerk zuerst entdeckt, erhält eine Belohnung. Die Kinder zerstreuten sich nach allen Seiten, suchten und suchten, lehrten aber unverrichteter Sache zurück. Da führte ich sie zu zwei nahe an einander stehenden Obstbäumen, zwischen denen eine große Kreuzspinne ihr kunstvolles Netz ausgespannt hatte. Hier habt ihr das Kunstwerk, und in der Mitte desselben seht ihr die Künstlerin sitzen, sagte ich, auf die Kreuzspinne deutend. — „Pfui! eine häßliche Spinne!“ rief das kleine Kennchen. —

Nun, häßlich ist sie wohl nicht, entgegnete ich; seht nur, wie schön ihr röthlich brauner Leib mit weißen Punkten geschmückt ist, und wie die zierliche Zeichnung ein Kreuz bildet.

„Aber sie ist giftig!“ rief die Kleine wieder; „vor den giftigen Thieren fürchte ich mich.“ — Du irrst, liebes Kind, belehrte ich die Spinnenfeindin, in ganz Deutschland giebt es nicht eine einzige giftige Spinne. Freilich kann sie mit ihren Reißzangen dich beißen, und der Biß schmerzt wohl auch ein wenig, aber nicht mehr als ein Nadelstich, und hat nicht die geringsten Folgen. — „Es giebt aber auch eine giftige Spinne,“ sagte Fritz, der seine Schulweisheit gern ausstramte.

Weißt du auch, wo diese lebt? fragte ich. „Auf der Insel Curassao,“ war die Antwort; „sie sieht dunkelbraun und lebt unter der Erde; sie ist so giftig, daß man an ihrem Bisse sterben kann.“

Da hast du wohl recht, entgegnete ich; aber da wir hier und nicht auf den Antillen leben, haben wir uns vor keiner Spinne zu fürchten. — Seht euch unsre Künstlerin und ihr Netz genau an. Wer unter euch vermag es, ohne Lineal und Zirkel, ein so regelrechtes Netz auch nur zu zeichnen? Jeder Faden für sich ist wieder ein Kunstwerk; die stärkeren Fäden sind aus mehreren Tausenden feiner Fäden zusammengesponnen. —

„Woher nimmt denn die Spinne die Seide zum Spinnen?“ fragte wieder das kleine Kennchen. — „Seide!“ lachte Fritz, „das wär' mir schöne Seide! das ist ein zäher klebriger Stoff, den die

Spinne in ihrem dicken Hinterleibe trägt und aus den Spinnwarzen am Hinterleibe, an denen kleine Röhrchen sitzen, ausdrückt oder ausspricht. Die einzelnen Fädchen sind so fein, daß man sie ohne Vergrößerungsglas gar nicht wahrnehmen kann, man kann mit bloßem Auge nur den zusammengesponnenen Faden erkennen.“

Du hast dein Pensum gut gelernt, sagte ich und versprach den Kindern den Spinnapparat der Künstlerin unter dem Mikroskop zu zeigen. Die Spinne, fuhr ich fort, hat am Kopfe acht Augen, von denen vier in der Mitte und zwei auf jeder Seite sitzen, die wir aber nur als kleine schwarze Punkte wahrnehmen können. Hierauf machte ich sie noch auf die hornartigen, feinzugefügten und beweglichen Fangklauen aufmerksam, die wie die Giftzähne der Schlangen vorn eine kleine Oeffnung haben und aus denen, wenn die Spinne ihren Raub packt, ein Saft fließt, der aber nur auf die kleineren Insecten als Gift wirkt. Und jetzt, rief ich, fangt mir eine Fliege, aber drückt sie nicht todt! —

Es dauerte nicht lange, so lehrten die Kinder mit gefangenen Fliegen zurück; sie waren in's Haus geeilt, wo deren genug an den Fenstern summten.

Wer hat die größte gefangen? fragte ich, und das war natürlich Fritz, der sich eine große Schmeißfliege auserlesen hatte. — Nun merkt auf! rief ich, nachdem ich den Brummer an den Flügeln gefaßt hatte, jetzt wollen wir unsre Künstlerin füttern. Ich warf die Fliege in das Netz; im Nu eilte die Spinne aus der Mitte herbei, packte den Brummer, wie er auch zappeln mochte, verwirrte ihn in die Fäden und saugte dann behaglich ihren Raub aus.

Die Kinder wollten nun noch mehr Fliegen in das Netz werfen; dem aber wehrte ich, denn die Spinne hatte an ihrem Brummer genug. — Laßt uns das Netz schonen, sagte ich, die Spinne kann uns noch gute Dienste leisten, denn sie ist eine treffliche Wetterprophetin. Wenn sie ihr Netz so groß gewebt hat wie hier, können wir auf gutes Wetter rechnen; pugt sie geschäftig an ihrem Netz, so soll Schwüle und Windstille folgen; fängt sie an, die Fäden einzuziehen, so nimmt man an, daß es einen windigen Tag giebt; verkriecht sie sich aber in einen Winkel, dann wollen wir fein zu Hause bleiben, denn es könnte uns leicht ein Regen tüchtig auswaschen. — Merkt nur auf unsre Prophetin, sie

sagt das Wetter sicher voraus, als ein Wetterglas. — Doch ehe wir von unsrer Kreuzspinne scheiden, will ich euch noch ein Geschichtchen erzählen, das ich kürzlich gelesen habe.

Robert Bruce hatte Ansprüche auf die Krone von Schottland und machte dieselben gegen England geltend. Erst nach langen Kämpfen und mancher Niederlage gelang es ihm, die Unabhängigkeit Schottlands von England zu erringen. Einst mußte er vor den Engländern, die ihn auf das erbittertste verfolgten, fliehen. Er flüchtete in ein wildes Gebirge und lag eines Tages in einer armseligen Hütte. Der Muth war ihm gesunken und an seinem Glück verzagend blickte er traurig nach dem Dache. Da sah er eine Spinne von einem Dachsparren herabhängen. Sie schwang sich an einem Faden und mühte sich ab, den nächsten Dachsparren zu erreichen. Robert Bruce sah ihr aufmerksam zu. Sechsmal

mißlang ihr der Versuch. Endlich als sie ihn das siebente Mal wiederholte, gelang er. — Da sprang der Held von seinem Lager auf und rief: „Das war eine Mahnung! Ich darf nicht verzagen. Schottland muß frei werden. Noch einmal sei der Kampf gewagt!“ — Und Robert Bruce begann mit einer treuen Heldenschaar den Kampf auf's neue, siegte und wurde unter dem Namen Robert I. Schottlands König. (Anfang des 14. Jahrhunderts.)

So hatte die Lehre einer Kreuzspinne einem Helden zur Krone und einem Volke zur Freiheit verholfen. Und nun, liebe Kinder, hoffe ich, daß ihr euch in Zukunft nicht mit Furcht und Widerwillen von einer Kreuzspinne abwenden sollt; je mehr ihr sie in ihrem Thun und Treiben beobachtet, um so größere Freude werdet ihr auch an der von Vielen so geslohenen und doch so unschädlichen, fleißigen Künstlerin und wetterkundigen Prophetin finden. —



Auflösung der Räthsel aus vorigem Hest.

I. Räthsel von Johann Meyer.

1. Eile, Feile, Meile, Weile, Zeile.
2. Grille.

II. Räthsel von Friedrich Oldenberg.

1. Strauß. 2. Pfropfenzieher. 3. Wein, Weinen.
4. Bauer. 5. August. 6. Anna, Manna.

Auflösung der Knackmandeln von Robert Löwike im vorigen Hest.

1.
G O L D
O D E R
L E D A
D R A U

2.
L I M A
I S A R
M A I N
A R N O

3.
N E R O
E R O S
R O S S
O S S A

4.
A D A M
D O R A
A R A S
M A S I

5.
M A A S
A N N A
A N N A
S A A R

6.
A U B E
U R A L L E
B A L L E
E L L E

7.
O A S E
A D E R L E
S E I L E
E R L E

8.
G E N F
E S E L
N E R O
F L O R



von

Robert Löwike.

Hier noch einige andere derartige Wörtchen, aber jedes von drei Buchstaben, und also auch je drei und drei zusammengehörend und untereinander geschrieben wie z. B.

U	R	I
R	A	D
I	D	A

Rathet nun drei solche Wörtchen, wenn ich sage:

I.

Das erste nennt Euch eine süddeutsche Festung an der Donau, das zweite ist ein Name aus dem Alten Testament und das dritte ist ein bekannter Knaben-Vorname.

II.

Das erste Wort nennt Euch einen Monat, das zweite (Wort) einen Fisch, welcher viel Aehnlichkeit mit einer Schlange hat, und das dritte einen Fluß im Elsaß.

III.

Das erste Wort bezeichnet etwas, was der Winter bringt und was Euch viel Freude macht, das zweite ist ein bekannter Mädchen-Vorname, und das dritte ein Nebenfluß auf der rechten Seite der Donau.

IV.

Das erste Wort nennt Euch denselben Nebenfluß auf der rechten Seite der Donau, das zweite ist ein poetischer Name eines edlen Vogels, das dritte nennt Euch einen Canton in der Schweiz.

V.

Das erste Wort nennt Euch eine von zwei Pforten eines Hauses, welches Ihr alle kennt und welches jeder von Euch selbst besitzt. In diese Pforte geht viel hinein und nichts heraus, und im Innern sind hinter einem Vorhange allerlei seltsame Dinge verborgen w. z. B. ein Labyrinth, ein Hammer und ein Amboß. Das zweite Wort ist der Name eines gefräßigen großen Fisches, der die südlichen Meere bewohnt und den Schiller „des

Meeres Hyäne nennt.“ Das dritte ist ein fremdes Wort für Fluß, welches Ihr oft mit amerikanischen Flußnamen verbunden gelernt habt. —

Noch zwei andere.

1.

Eigenthümlich, wie Dunkel Anton selbst ist, hat er auch seinen Garten eingerichtet. Er hat darin Nelken, Tulpen, Levkoien, Georginen und Asters, und zwar auf jedem Beete je drei von diesen Blumenforten zusammen. Zuvor hatte er sich genau überlegt, wie viel verschiedene Zusammenstellungen zu je dreien er von diesen fünf Blumenforten würde machen können, und gerade so viel Beete hat er auch angelegt.

Die Zahl der sämmtlichen Nelken ist 12 mal so groß als die Zahl der sämmtlichen Beete. Die Summen der Tulpen und Levkoien beträgt 240, während die Zahl der Tulpen die der Levkoien um 60 übertrifft. Die Zahl der Asters ist gleich der Anzahl der Tage eines Schaltjahres und die Zahl der Georginen ist gleich dem 6. Theil von der Summe der Nelken, Tulpen, Levkoien und Asters. Nun sollt Ihr ausrechnen, wie viel Nelken, wie viel Tulpen, wie viel Levkoien, wie viel Asters und wie viel Georginen Dunkel Anton in seinem Garten hat.

2.

Anna hatte 4 Körbchen mit Äpfeln. Als sie die Äpfel zählte, fand sie, daß ihre Zahl in allen Körben verschieden war. Nun nahm sie den ersten Korb, schüttete aus demselben so viel Äpfel in den zweiten, als schon in dem letzteren enthalten waren, darauf schüttete sie aus dem zweiten Korbe so viel Äpfel in den dritten, als sich schon in diesem befanden. Zuletzt nahm sie den dritten Korb und schüttete aus demselben in den vierten so viel Äpfel, als schon in diesem enthalten waren. Dann zählte sie wieder die Äpfel in allen vier Körben und fand, daß jetzt die Zahl in allen gleich war. Es befanden sich jetzt 16 Äpfel in jedem Korbe. Wie viel Äpfel sind nun ursprünglich in jedem Korbe gewesen?

MAI
AAL
ILL

EIS
IDA
SAU

SAU
AAR
URI

OHR
HAT
RIO

Kleinigkeiten

von Johann Meyer.

Ruß
Ist eine harte Ruß;
Ist aber Wollen dabei,
So geht sie leichter, als du glaubst, entzwei.

Du gehst und murrst und kannst doch gehn,
Was giebt's zu klagen?
Ich hab' einen franken Mann gesehn,
Den mußte man tragen.



Von

Carl Simrok.

(Volks-Räthsel.)

Bin ich am Dache, so heiß' ich ein Dieb,
Bin ich am Ofen, so hast du mich lieb.

Kannst du mir Bäume weisen,
Die weit und breit verreisen?

Nenn alte Rehe und vier kleine,
Wie viel haben die Beine?

Trittst du mich, so sing' ich fromm,
Trägst du mich, so mach ich Diddelom.

Ich gehe täglich aus
Und bleibe doch zu Haus.

Er hat einen Kamm und kämmt sich nicht,
Er hat eine Sichel und ist kein Schnitter,
Zwei mächtige Sporn und ist kein Ritter.

Wer es macht, der sagt es nicht,
Wer es nimmt, der weiß es nicht,
Wer es kennt, der nimmt es nicht.

Es steht auf der Mauer,
Kuft Bürger und Bauer.

Welche Uhr ist gut gemacht,
Aber nützt nicht in der Nacht?

Meine Mutter ist ein dummes Thier,
Doch große Weisheit fließt aus mir.

Den Reichen bin ich nie,
Den Armen oft beschieden.
Wer mich entbehren muß,
Ist wieder nicht zufrieden.

Der Herzog von Unterland
Ist weit und breit bekannt
Zu seinem sammtnen Gewand.

Von

Karl Kleinhold.

I.

Die erste baut gern im Bereiche
Der Sümpfe sich an und der Teiche.
Auf Stelzen kommt es geschritten,
Bewehrt mit der Zweiten und Dritten
Als sicher treffende Lanze.
Ein Blümlein ist das Ganze,
Auch macht es als Zeichner, als feiner,
Die großen Bilder gern kleiner.

II.

Sie spendet in der Nacht dir Licht.
Er hat zwei Lichter und leuchtet nicht.

III.

So zart ist sie, daß sie im Winde schwankt,
Den Stab umblühend, den sie grün umrankt;
Doch ist ihr oft auch solche Kraft gegeben,
Daß sie die größte Last vermag zu heben.

IV.

Ich gehe wenn du gehst, und bleibe mit dir stehn;
Doch wird dir, mich zu fangen, die Lust gar schnell vergehn.
Ein Bild bin ich von Vielem, was diese Welt dir deut,
Und wer das nicht bedachte, der blieb ein Thor bis heut.

V.

Ich bin des Lenzes liebstes Kind;
Nie kann ich ohne Licht gedeihn;
Du findest mich, wo Hirsche sind;
Der Dichter webt dem Lied mich ein;
Der Becher zollt mir Lob und Preis;
Im Winter bin ich kalt wie Eis;
Man spricht durch mich; oft bin ich taub,
Und endlich werd' auch ich zu Staub.

Peter in der Klemme.

Text von J. Trojan.

Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.



„Der mit seinen grimmen Tagen
Manchen unsrer Freunde fing;
Der das Unglück war der Spazens,
Weil er gar so leise ging,

Weil er gar so schnell im Sprunge
War und gar zu heftig biß;
Der so oft das liebste Junge
Vor den Augen uns zerriß;

Der so oft mit Angst und Bangen
Uns erfüllt im armen Nest:
Endlich hat er sich gefangen —
Seht, da sitzt der Arge fest!

Von der Thüre, die gepriesen
Sei, gesegnet und belobt,
Festgellemt! O seht doch diesen
Räuber, wie er saucht und tobt.

Wenn nur Keiner kommt! Ich fürchte:
Kommt sein Herr, der macht ihn frei —
Ihn, der unsre Kinder würgte!
Doch es kommt kein Mensch herbei.

So genieß' er manche Stunde
Noch den wohlverdienten Lohn,
Und die Qualen seiner Wunde
Mehret noch durch Spott und Hohn!“

Also zwitschern sie und schreien
Voller Lust und Uebermuth;
Ja, sie laben sich, sie freuen
Sich an des Gefangnen Wuth.

Doch ein alter Spaz, ein grauer,
Dem das nicht gefallen will,
Aus dem Weinlaub an der Mauer
Zwitschert er: „Si, still doch, still!“

Viel hab' ich erlebt — dem Glücke
Wie dem Unglück hielt ich Stand;
Katzensid und Katzentücke
Sind mir nur zu wohl bekannt.

Hört, ihr Freunde, laßt ihn stöhnen —
Aber nun fort in den Strauch!
Einen Feind im Unglück höhnen
Ist nicht guter Spazensbrauch.

Josef Haydn.

Eine Lebensgeschichte von Ernst Friedlieb.

Mit Illustrationen von Paul Thumann.

III.



„Ich bin sehr glücklich und gesund,“ — schreibt er, „arbeite fleißig und gedenke jeden Frühmorgen, wenn ich mit meiner englischen Grammatik in den

Wald spaziere, dankbar an meinen Schöpfer, an meine Familie und an alle meine in Deutschland hinterlassenen Freunde.“ —

Erst im Spätherbste kehrte Haydn nach London zurück, wo er öfters zu dem Prinzen von Wales, dem nachmaligen König Georg IV., so wie zu dessen Bruder, dem Herzog von York, später König von Hannover geladen war.

Bald darauf vernahm Haydn die Kunde von Mozarts am 5. December erfolgtem Tode, woran er aber nicht glauben wollte.

Indem er seine Sehnsucht nach der Heimath ausspricht und sagt: „Ich freue mich kindisch nach Hause und meine guten Freunde wieder zu sehn und zu umarmen,“ — fügt er hinzu: „nur bedaure ich schmerzlich, den großen Mozart zu entbehren, wenn es anders dem also, was ich nicht glauben kann und will, daß er gestorben sein sollte. Die Nachwelt bekommt nicht in hundert Jahren wieder ein solch Talent.“

Nach einem Aufenthalte von ein und einem halben Jahre in der Fremde drängte es nun Haydn gar mächtig zurück in die Heimath. Indes ließ man ihn nicht ziehn, ohne ihm das Versprechen, in zwei Jahren wiederzukommen, abzunöthigen. Salomon, der sich inzwischen von Gallini getrennt hatte, schloß einen Contract mit ihm, demzufolge er sich verpflichtete, sechs neue Symfonien zu schreiben und mitzubringen. Auch mit einigen Verlegern in London hatte er Verabredungen getroffen, die ihm wesentlichen Vortheil in Aussicht stellten. —

So kehrte denn Haydn im Juli des Jahres 1792 nach Wien zurück, reich an Ehren und, im Vergleich zu seinen früheren Verhältnissen, auch an Geld. Er brachte die Summe von 12,000 Gulden aus England mit.

Deutsche Jugend. I.

Haydn arbeitete nun unermüdlich, um allen eingegangenen Verbindlichkeiten treulich nachzukommen.

„Ich muß“, pflegte er oft zu sagen, „nicht nur darauf bedacht sein, mir selbst ein sorgenfreies Alter zu bereiten, sondern auch meinen armen Verwandten etwas zu hinterlassen. Ich habe es erfahren, was es heißt, Noth leiden.“ —

Im Frühling des Jahres 1794 machte er sich denn, — trotz vielfältiger Schwierigkeiten, die sich gegen diese Reise, besonders auch von Seiten des Fürsten Esterhazy erhoben hatten, — der zweiundsechzigjährige Meister, wieder auf den Weg.

Am 4. Februar 1794 landete er an der englischen Küste; bald darauf erhielt er die Nachricht, daß Fürst Anton Esterhazy gestorben und dessen Nachfolger, Fürst Nicolaus, ein kunstsinziger Herr, welcher auch die kostbare Esterhazy'sche Gemäldesammlung in Wien begründet, die Absicht hegte die Kapelle seines Großvaters wieder herzustellen, und deshalb Haydns Gehalt, den er hiemit zu seinem Kapellmeister ernannte, auf 2500 Gulden erhöhte.

Auch dieser zweite Aufenthalt in England bot eine reiche Ernte an Ehren und Gewinn. Wir finden den Meister nach seinen Tagebuch-Aufzeichnungen häufig am Hofe Georgs III., wo er mit der Königin musizirte, desgleichen mitwirkend an den Feierlichkeiten, welche bei der Vermählung des Thronerben mit der Prinzessin Caroline von Braunschweig (8. April 1795) stattfanden. Merkwürdigerweise erwähnt er häufig, daß er, der zweiundsechzigjährige Mann, bei Hofe und in den vornehmen Zirkeln deutsche und englische Lieder zu singen aufgefördert wurde, und dieß auch jedesmal that.

Eines Tages kam Haydn zu einem Musikalienhändler Namens Repire. Er traf den Mann, der zwölf unterförmte Kinder zu ernähren hatte, in tiefer Betrübniß und erfuhr auf seine theilnehmende Nachfrage, daß derselbe tief in Schulden gerathen sei und auf dem Punkte stehe, ins Schuldgefängniß gebracht zu werden. Haydn tröstete ihn freundlich und versprach ihm Hilfe. Alsobald setzte er sich an die

Arbeit und komponirte fünfzig schottische Lieder, welche er überbrachte. Diese fanden solchen Absatz, daß der glückliche Verleger nicht nur alle seine Schulden bezahlen konnte, sondern auch seinen Wohlthäter nöthigte, ein nicht unbedeutendes Honorar dafür anzunehmen.

Der König und die Königin wünschten nun aufs lebhafteste, Haydn für immer in England festzuhalten. Man machte ihm glänzende Anerbietungen, aber Haydn blieb unerschütterlich.

Das Dankgefühl und die Treue gegen seinen Fürsten, dem er nicht wortbrüchig werden wollte, die Sehnsucht nach der Heimath und seinen Freunden, stählten ihn gegen jede Versuchung, und so verließ er denn am 15. August 1795 das prächtige London, um sich in seinem geliebten Wien für den Rest seiner Tage ein behagliches Daheim zu gründen.

Von dem in der reichen Theresenstadt erworbenen Gewinn, welcher sich abermals auf 12000 Gulden belief, kaufte er sich ein kleines Haus mit Garten in der Vorstadt Gumpendorf bei Wien.

In der behaglichen Ruhe dieses seines kleinen Besitztums schrieb nun Haydn in seinem hohen Alter die beiden Hauptwerke, welche seinen Ruhm für alle Zeiten begründet haben, die Schöpfung und die Jahreszeiten.

Der zweiundsechzigjährige Greis arbeitete unermüdblich, und schuf zuerst in der „Schöpfung“ ein Meisterwerk, welches durch die Fülle seiner Melodien, durch die jugendliche Gluth, die es durchströmt, so wie durch die vollendete Ausführung einen beispiellosen Erfolg errang.

Wie vorher England, beeilte sich nun Frankreich und voran Paris, Haydn seine Huldigungen darzubringen. Fast alle größeren Kunstinstitute von Paris, voran die der Großen Oper, wetteiferten, durch Uebersendung von goldenen Medaillen und Ehrendiplomen Haydn ihre Verehrung zu bezeigen. Das französische National-Institut für Wissenschaften und Künste und das Conservatorium für Musik ernannten ihn zu ihrem Mitgliede.

So viele Ehren und Auszeichnungen erschütterten nicht im geringsten Haydns Bescheidenheit. — Seine Antwort auf die Zuschrift einer Pariser Tonkünstler-Gesellschaft giebt ein glänzendes Zeugniß dafür.

Sein edles Gemüth war von einem so innigen Dankgefühl gegen Gott und seine Mitmenschen erfüllt, daß er von nun an den größten Theil des Ertrages seiner Werke zu wohlthätigen Zwecken bestimmte. Die Einnahmen der Concerte, welche er für die Armen Wiens, insbesondere zu Gunsten des Spitals für verarmte alte Bürger und Bürgerinnen

gab und selbst dirigirte, erreichten allein die Summe von 33169 Gulden.

In Anerkennung dieser seltenen Menschenfreundlichkeit erhielt er von dem Magistrat die zwölffache Bürger-Medaille und das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien.

Nun begann Haydn sein letztes großes Werk, „die Jahreszeiten“ — welches er in dem kurzen Zeitraum von elf Monaten vollendete, und das im Frühlinge 1801 im Fürstlich Schwarzenbergischen Palaste zu Wien, unter des Komponisten eigener Leitung zum erstenmal aufgeführt und dreimal in acht Tagen wiederholt wurde.

Wenige Wochen nach Beendigung dieser Arbeit wurde der nun neunundsechzigjährige Meister von einer schweren Krankheit befallen, die sein Leben in große Gefahr brachte. Gegen Erwarten der Aerzte genas er glücklich wieder; aber seine Kräfte waren gebrochen, und er selbst sagte, daß er nun nur noch von Erinnerungen zehren müsse, da er sich nicht mehr befähigt fühle, etwas Tüchtiges zu leisten.

Fortwährend aber erhielt Haydn noch glänzende Beweise der Anerkennung und Verehrung von nah und fern.

Inmitten all dieser Huldigungen, die wie Haydn zu sagen pflegte, „den Rand seines Grabes mit Blumen und seine grauen Haare mit Vorbeeren schmückten“, — beklagte Haydn wiederholt und bei jeder Gelegenheit Mozarts frühen Tod. „Sein Verlust ist unerseßlich,“ sagte er, „und ein wahres Unglück für die Kunst; nur wer seine unnachahmlichen Arbeiten mit so tiefer Empfindung, mit solchem musikalischen Verständniß zu erfassen vermag, wie ich sie begreife und empfinde, kann die Größe dieses Verlustes bemessen. Nimmer kann ich es verschmerzen, daß man dieses Kleinod von einem Mann, um den Nationen hätten wetteifern sollen, nicht anders werth gehalten und belohnt hat. Was gäbe ich darum, wenn er noch lebte; hatte ihn so lieb, den theuren Mann, diesen Einzigen, wie Jahrhunderte vielleicht keinen Zweiten bringen.“ —

Haydn hatte nun eigentlich mit seiner künstlerischen Thätigkeit und somit auch mit dem öffentlichen Leben abgeschlossen. Er beschäftigte sich nur mit kleineren Compositionen oder mit Korrektur seiner Jugendarbeiten. Seine Kräfte nahmen sichtlich ab, und so lebte er in stiller Zurückgezogenheit, wie er sich ausdrückte, „dem nahenden Tage seiner Auflösung entgegen“.

Nur auf die dringendsten Bitten und Vorstellungen seiner Verehrer und Freunde ließ er sich einmal noch bewegen, öffentlich zu erscheinen.

Am 27. März 1808 beschloß die musikalische Akademie in Wien die Reihe ihrer Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der „Schöpfung“. Haydn wurde in der schmeichelhaftesten Weise eingeladen derselben beizuwohnen, und alles aufgeboten ihn dazu zu bestimmen.

Die Kunde seiner Zusage erhöhte die Theilnahme aufs äußerste; der ungeheure Saal war gedrängt voll, und in gespannter Erwartung blickte die Versammlung nach dem Ehrensitze, der in Mitte der vordersten Reihe für den Gefeierten bereitet war, ein reicher bequemer Lehnstuhl auf einem kostbaren Teppich. Endlich öffnete sich die Thür im Hintergrunde des Orchesters, und auf einer Sänfte ge-

tragen erscheint der Erwartete, ein schwacher, hinfälliger Greis, begleitet von vielen, allen Ständen angehörnden Kunstfreunden. Ehrfurchtsvoll erhebt sich die Versammlung und ein tausendstimmiges „Hoch lebe Haydn!“ schallt ihm entgegen, während zugleich

die Musiker mit Trompeten und Pauken ihren Altmeister begrüßen, welcher tief ergriffen, nicht fähig ist, seinen Dank auszudrücken. Nachdem er endlich auf seinem Ehrenplatze, zwischen dem Fürsten und der Fürstin Esterhazy, sich niedergelassen (dem fünften dieses Namens, in dessen Diensten er gestanden), drängte sich Alles heran, ihn mit Beweisen von Liebe und Sorgfalt zu überhäufen. Man nöthigte ihn, um sich vor Erkältung zu bewahren, sein Haupt zu bedecken, man legte ihm kostbare Shawls über den Schoos, man bringt ihm Wein und andre Erfrischungen, um seine Kräfte zu heben.

Endlich beginnt die Musik, der Erzengel Raphael verkündet den Anfang der Schöpfung. Mit gedämpften Stimmen beginnt der Chor „das Schweben des göttlichen Geistes auf den Wassern“ zu besingen, die Instrumente, ebenfalls gedämpft, drücken den chaoti-

schen Zustand vor der Schöpfung der Welt aus. Da plötzlich ertönt das Machtwort des Herrn: „Es werde Licht“ — und es ward Licht!

Der rasche Uebergang, die klare, volltönige Harmonie dieser Stelle macht wohl auf jedes Gemüth einen unbeschreiblichen, unvergeßlichen Eindruck.

Der greise Meister selbst aber ward von demselben so überwältigt, daß er von seinem Stuhle auffpringend mit hoch gen Himmel gehobenen Armen ausrief, indem Thränen seine Wangen neigten: „Nein, nicht von mir, von dort, von oben kommt Alles.“

Halb ohnmächtig sank er zurück, und mußte nach der ersten Abtheilung hinausgetragen werden.

Wehmüthig schied er, die Hände wie zum Segen gegen das

Orchester ausstreckend; und wehmüthig sah man ihn scheiden; — man wußte wohl, er würde nimmer wieder kommen!

Wenige Tage später, den 31. März, vollendete Haydn sein sechsundbenzigstes Jahr. Immer rascher sanken die Kräfte, immer mehr

quälten ihn die Beschwerden des Alters; eine der schlimmsten war ihm die Langeweile. „Alte und neue Melodien“, sagte er, „besonders die Lieder, die ich als Kind mit meinen Eltern in Rohrau gesungen, summen mir Tage lang im Kopfe herum, als wollten sie, gleich gebannten Geistern, erlöst sein; aber ich vermag es nicht.“ Vergebens versuchte er es wiederholt, auf dem Klavier die musikalischen Gedanken, die ihm im Sinne lagen, auszudrücken: er griff schülerhaft daneben, und jeder Versuch, es zu verbessern, mißlang. Das betrückte ihn so tief, daß er endlich das Instrument aus seinem Zimmer entfernen ließ. Die meisten seiner Freunde und Zeitgenossen waren ihm bereits im Tode vorausgegangen, und so äußerte er denn öfters: „Nun meine ich, wäre es doch wohl Zeit, daß mich der liebe Gott auch abriefe, ich bin ja zu gar nichts mehr nütze auf der Welt.“ —



Dann aber tröstete er sich damit, daß sein Leben doch seinen armen Verwandten, für die er sparte, zu Gute käme.

Haydns edles, wahrhaft frommes, dankbares und demüthiges Gemüth, das sich in allen Lagen seines wechselvollen Lebens bewährte, gab sich auch noch in seinem Testamente kund.

Anerkennend gegen fremdes Verdienst, ob es ihm in höherem oder geringerem Maße entgegen trat, war er sich wohl des eignen Werthes bewußt. Immer aber erkannte und bekannte er laut, daß er sein musikalisches Talent nur Gott, von dem ja alle guten Gaben kommen, zu danken habe, und daher



ihm auch Rechenschaft über dessen Anwendung geben müsse. Und fürwahr, er durfte und konnte Rechenschaft geben! Die größere Hälfte seines nicht unbedeutenden Nachlasses vermachte Haydn den Kindern seiner Geschwister; diese selbst waren alle vor ihm heimgegangen; von dem Reste erhielt sein treuer Diener Joh. Elsler 6000 Gulden und die gleiche Summe seine alte Haushälterin; die Tochter seines ersten Lehrers, des alten Schulmeisters Frank zu Haimburg, 1000 Gulden nebst dem Bildniß ihres Vaters; eine namhafte Summe vermachte er an die verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten zu Wien und Eisenstadt, und 3000 Gulden der Gemeinde Rohrau, wovon die Zinsen für die Erziehung der ärmsten Waisen des Dorfes fortan verwendet werden sollten, nach Abzug der Kosten, welche die Erhaltung der Gräber seiner Eltern in Anspruch nahm.

Nachdem Haydn also sein Haus bestellt und seine irdischen Angelegenheiten geordnet hatte, er-

wartete er mit steigender Sehnsucht den Ruf in die ewige Heimat. Indessen war ihm noch für seine letzten Lebenstage ein tiefes, herbes Leid vorbehalten in der Einnahme Wiens durch die Franzosen, im Frühlinge 1809. Schmerzlich fühlte er das Unglück seines Vaterlandes und seines Kaisers, dem er von ganzem Herzen ergeben war.

Am 10. Mai in früher Morgenstunde rückte ein französisches Armeecorps in Wien ein; Haydn war eben im Begriffe vom Bette aufzustehen, als einige Kanonenschüsse fielen, die sein ganzes Haus erschütterten. Erschrocken stürzten seine beiden alten Dienftboten zu ihm ins Zimmer; er beruhigte sie, und blieb selbst ruhig und gefaßt den Tag und die ganze Nacht hindurch, während Wien beschossen wurde. Aber die unvermeidliche Gemüthserschütterung äußerte doch bald ihren traurigen Einfluß. Vierzehn Tage später, den 26. Mai, wurde Haydn, nachdem seine Kräfte sichtlich von Tag zu Tag abgenommen, plötzlich von einem heftigen Uebelbefinden befallen, in Folge dessen sein Bewußtsein schwand, um erst wenige Minuten vor seinem Ende wiederzukehren.

In der Nacht vom 30. zum 31. Mai erwachte er noch einmal, und hauchte kurz darauf sanft und schmerzlos seine unsterbliche Seele aus.

In jener Zeit allgemeiner Noth und Verwirrung war es wohl nicht möglich, dem Dahingeshiedenen eine würdige Leichenseier zu bereiten. Seine sterblichen Ueberreste wurden auf dem Kirchhofe vor der Hundsthurmer Linie zur Ruhe gebracht, wo ein einfacher Stein mit Namen, Geburts- und Sterbetag die Stelle bezeichnet.

In der Schottenkirche ließen seine Freunde und Verehrer Mozarts Requiem bei seinem Trauergottesdienste aufführen, welchem die ganze französische Generalität und die vornehmsten Bewohner und Künstler Wiens beiwohnten, während der Sarkophag von einer Ehrenbürgerwache umgeben war.

Erst im Herbst 1820 wurde Haydns Leiche nach Eisenstadt gebracht, und dort in der Kirche am Kalvarienberge beigesetzt, wo ein kostbares Grabdenkmal in lateinischer Inschrift nicht nur seinen, sondern auch die Namen aller seiner bedeutendsten Werke enthält.

Seinen künstlerischen Nachlaß, Bücher, Musikalien, Manuscripte, Medaillen, Diplome und sonstige Auszeichnungen erwarb gegen eine hohe Summe Fürst Esterhazy, der in Eisenstadt ein eignes Museum für alle von Haydn an seine Familie gelangten Effekten eingerichtet hat, welches noch dort zu sehen ist. — Ehre dem Meister für seine unsterblichen Leistungen, Ehre denen, die ihn im Leben geehrt!

Eine Scene aus dem Jahre 1870.

Von

Georg Scherer.

Zu einem Bilde von Ferdinand Rothbart.



Wie ist's doch heut so still auf den Straßen,
Als wär' das Dorf von Menschen verlassen.
Und still ist's auch drüben im Nachbarhaus;
Die junge Frau sieht zum Fenster hinaus,
Und Thränen rinnen ihr über die Wangen.
Sie denkt an ihn, der gestern gegangen:
An den Gatten und Vater, der als Soldat
Ruht' fort, wie mancher Kamerad.
Wohl unter den Klängen der „Wacht am Rhein“
Marchirten sie freudig nach Frankreich hinein.

Die Jünglinge standen schon längst im Feld,
Und jeder hat sich bewährt als Held.
Fragt nach bei Wörth und Mars-la-Tour!
Man nennt mit Stolz euch die Braven nur,
Die auch auf den Höhen von Sedan
Noch Wunder der Tapferkeit gethan:
Sie hatten den alten Wolf im Garne,
Und rückten nun rüstig vor an der Marne,
Zu ziehn um Paris die eisernen Ringe,
Zu fangen den Fuchs in der eigenen Schlinge.
Nachrückten die Männer, die bärt'gen Gestalten;
Mit eiserner Faust gilt's festzuhalten,
Was die nimmer müden, die herrlichen Jungen
In mancher mörderischen Schlacht errungen;
Es gilt, den Brüdern zu decken den Rücken
Vor wälischem Verrath und wälischen Tücken. —
Ein schwerer Abschied von Weib und Kindern!

Nur Eines kann den Schmerz ihnen lindern:
Dass sie für's Vaterland müssen gehn.
So hoff' denn ein frohes Wiedersehn,
Du junge Frau, mit all' den Deinen!
Gott fährt ihn zurück, er schützt die Seinen.

O glückliches Kind, das schnell vergißt
Den Kummer, der uns am Herzen frist,
Und lächelt, sobald die Sonne scheint,
Ob es auch kurz zuvor noch geweint!
Das tummelt sich munter im Hof umher,
Als ob kein Abschied gewesen wär'.
Ein Sprichwort sagt: Wie die Alten sungen,
So zwitschern allerorten die Jungen.
Drum regt sich auch in dem Knaben heut
Der kriegerische Geist der gewaltigen Zeit:
Auf dem linken Ohre den breiten Hut,
Exerciert er so stramm als wie ein Rekrut,
Und marschirt im Stetsschritt so kerzengrad
Einher, der kleine barfüß'ge Soldat:
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Wir kommen auch noch hinterdrein.“
Der Jüngste selbst auf der Großmutter Schooß
Macht sich aus ihren Armen los,
Um stürmisch dem Bruder entgegen zu gehn,
Und kann doch kaum auf den Beinen stehn! —
Beim Schwesterchen freilich geht's noch nicht recht;
Es mangelt die Fühlung, die Haltung ist schlecht,

Und das leidige Kägchen läßt sie nicht gehn,
Das den wichtigen Ernst durchaus nicht verstehn
Und immer nur zerren und spielen will.

Der Großvater dort im weißen Haar,
Er freut sich der Kinder und lächelt still,
Und commandirt das kriegerische Paar.
Und er denkt des Sohnes, und denkt der Zeit,
Da einst er selber gestanden im Streit
Bei Waterloo und mitgerungen,
Bis sie den wälschen Tyrannen bezwungen;
Sie warfen im dichtesten Kugelregen
Sich kalt dem mörderischen Feuer entgegen
Und drangen kühn in die feindlichen Reihn —
Da riß eine Kugel ihm fort das Bein.
Nacht ward's um ihn . . . Und als er wieder
Erhob die schweren Augenlider,
Da lag er verbunden im Zelt, und fern
Erglänzte des Sieges goldener Stern:
„Hoch Vater Blücher! Die Preußen sind da!
Der Sieg ist errungen! Victoria!“

So dachte der Alte der alten Zeit,
Das Aug' ward ihm hell und die Seele weit,
Und er ließ den Blick auf dem Knaben ruhn:
„Hoher Sinn liegt oft im kindischen Thun . . .

Kommt wohl eine Zeit, mein Enkelkind,
Wenn wir Alten längst schon begraben sind,
Daß du, wie dein Vater, im Feld mußt stehn
Und dem bösen Erbfeind zu Leibe gehn,
Wenn wieder er ausstreckt die räuberische Hand
Nach deutschem Gute und deutschem Land,
Das wir mit unsrem Blut errungen.
Dann drauf und dran, ihr deutschen Jungen,
Beschützt das Land und vertheidigt den Herd!
Ich weiß, ihr seid der Väter werth:
Ihr laßt euch weder Recht und Glauben,
Noch einen Fuß breit Landes rauben,
Und findet, mag's nicht anders sein,
Nochmals den Weg nach Paris hinein —
Dann soll dem gallischen Hahn das Krähn
Nach dem deutschen Rhein für immer vergehn!

Das walte Gott! Und das hilf auch du, —
Ich geb' dir meinen Segen dazu, —
Daß Deutschland bleibe in Thaten und Worten
So mächtig und groß, wie jetzt es geworden,
Und stehe fortan, wohin Gott es gestellt,
Als das Haupt Europa's, das Herz der Welt! —
Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Von Himmel und Hölle.

Ein Märchen

von

Richard Leander.

Es war um die Zeit, wo die Erde am aller-
schönsten ist und es dem Menschen am schwersten
fällt zu sterben, denn der Flieder blühte schon und die
Rosen hatten dicke Knospen: da zogen zwei Wandrer
die Himmelsstraße entlang, ein Armer und ein Reicher.
Die hatten auf Erden dicht bei einander in derselben
Straße gewohnt, der Reiche in einem großen,
prächtigen Hause und der Arme in einer kleinen
Hütte. Weil aber der Tod keinen Unterschied macht,
so war es geschehn, daß sie beide zu derselben
Stunde starben.

Da waren sie nun auf der Himmelsstraße
auch wieder zusammen gekommen, und gingen schwei-
gend neben einander her.

Doch der Weg wurde steiler und steiler, und
dem Reichen begann es bald blutfauer zu werden,
denn er war dick und kurzathmig und in seinem
Leben noch nie so weit gegangen. Da trug es sich
zu, daß der Arme bald einen guten Vorsprung ge-
wann und zuerst an der Himmelspforte ankam.
Weil er sich aber nicht getraute anzuklopfen, setzte er

sich still vor der Pforte nieder und dachte: „Du willst
auf den reichen Mann warten; vielleicht klopft der an.“

Nach langer Zeit langte der Reiche auch an,
und als er die Pforte verschlossen fand und nicht
gleich Jemand aufmachte, fing er laut an zu rütteln
und mit der Faust dran zu schlagen. Da stürzte
Petrus eilends herbei, öffnete die Pforte, sah sich
die beiden an und sagte zu dem Reichen: „Das
bist du gewiß gewesen, der es nicht erwarten konnte.
Ich dachte, du brauchtest dich nicht so breit zu machen.
Viel Gescheites haben wir hier oben von dir nicht
gehört, so lange du auf der Erde gelebt hast!“

Da fiel dem Reichen gewaltig der Muth; doch
Petrus kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern
reichte dem Armen die Hand, damit er leichter auf-
stehen könnte, und sagte: „Tretet nur alle beide ein
in den Vorssaal; das Weitere wird sich schon finden!“

Und es war auch wirklich noch gar nicht der
Himmel, in den sie jetzt eintraten, sondern nur
eine große, weite Halle mit vielen verschlossenen
Thüren und mit Bänken an den Wänden.

„Ruhet euch ein wenig aus,“ nahm Petrus wieder das Wort, „und wartet bis ich zurückkomme; aber benutzet euere Zeit gut, denn ihr sollt euch mittlerweile überlegen, wie ihr es hier oben haben wollt. Jeder von euch soll es genau so haben, wie er sich es selber wünscht. Also bedenk't's, und wenn ich wieder komme, macht keine Umstände, sondern sag't's, und vergesst nichts; denn nachher ist's zu spät.“ —

Damit ging er fort. Als er dann nach einiger Zeit zurückkehrte und fragte, ob sie fertig mit Überlegen wären, und wie sie es sich in der Ewigkeit wünschten, sprang der reiche Mann von der Bank auf und sagte, er wolle ein großes, goldenes Schloß haben, so schön wie der Kaiser keins hätte, und jeden Tag das beste Essen. Früh Chocolate und Mittags einen Tag um den andern Kalbsbraten mit Apfelmus, und Milchreis mit Bratwürsten und nachher rothe Grütze. Das wären seine Leibgerichte. Und Abends jeden Tag etwas Andres. Weiter wolle er dann einen recht schönen Großvaterstuhl und einen grünseidenen Schlafrock; und das Tageblättchen solle Petrus auch nicht vergessen, damit er doch wisse, was passire.

Da sah ihn Petrus mitleidig an, schwieg lange und fragte enblich: „Und weiter wünschst du dir nichts?“ — „O ja!“ fiel rasch der Reiche ein, „Geld, viel Geld, alle Keller voll; so viel, daß man es gar nicht zählen kann!“

„Das sollst du alles haben,“ entgegnete Petrus, „komm, folge mir!“ und er öffnete eine der vielen Thüren und führte den Reichen in ein prachtvolles, goldenes Schloß, darin war Alles so, wie jener es sich gewünscht hatte. Nachdem er ihm alles gezeigt, ging er fort und schob vor das Thor des Schlosses einen großen eisernen Niegel. Der Reiche aber zog sich den grünseidenen Schlafrock an, setzte sich in den Großvaterstuhl, aß und trank und ließ sich's gut gehen, und wenn er satt war, las er das Tageblättchen. Und jeden Tag einmal stieg er hinab in den Keller und besah sein Geld. —

Und zwanzig und fünfzig Jahre vergingen und wieder fünfzig, so daß es hundert waren — und das ist doch nur eine Spanne von der Ewigkeit — da hatte der reiche Mann sein prächtiges, goldenes Schloß schon so überdrüssig, daß er es kaum mehr aushalten konnte. „Der Kalbsbraten und die Bratwürste werden auch immer schlechter“, sagte er, „sie sind gar nicht mehr zu genießen!“ Aber es war nicht wahr, sondern er hatte sie nur satt. „Und das Tageblättchen lese ich schon lange nicht mehr,“ fuhr er fort; „es ist mir ganz gleichgültig, was da unten auf der Erde sich zuträgt.

Ich kenne ja keinen einzigen Menschen mehr. Meine Bekannten sind schon längst alle gestorben. Die Menschen, die jetzt leben müssen, machen so närrische Streiche und schwagen so sonderbares Zeug, daß es einem schwindlich wird, wenn man's liest.“ Darauf schwieg er und gähnte, denn es war sehr langweilig, und nach einer Weile sagte er wieder:

„Mit meinem vielen Gelde weiß ich auch nichts anzufangen. Wozu hab' ich's eigentlich? Man kann sich hier doch nichts kaufen. Wie ein Mensch nur so dumm sein kann und sich Geld im Himmel wünschen!“ Dann stand er auf, öffnete das Fenster und sah hinaus.

Aber obschon es in dem Schlosse überall hell war, so war es doch draußen stockdunkel; stockdunkel, so daß man die Hand vorm Auge nicht sehen konnte, stockdunkel, Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein und so still wie auf dem Kirchhof. Da schloß er das Fenster wieder und setzte sich auf's neue auf seinen Großvaterstuhl; und jeden Tag stand er ein- oder zweimal auf und sah wieder hinaus. Aber es war noch immer so. Und immer früh Chocolate und Mittags einen Tag um den andern Kalbsbraten mit Apfelmus und Milchreis mit Bratwürsten und nachher rothe Grütze; immerzu, immerzu, einen Tag wie den andern. —

Als jedoch tausend Jahre vergangen waren, klorrte der große eiserne Niegel am Thor und Petrus trat ein. „Nun,“ fragte er, „wie gefällt es dir?“

Da wurde der reiche Mann bitterböse: „Wie mir's gefällt? Schlecht gefällt mir's; ganz schlecht! So schlecht, wie es einem nur in so einem nichtswürdigen Schlosse gefallen kann! Wie kannst du dir nur denken, daß man es hier tausend Jahre aushalten kann! Man hört nichts, man sieht nichts; Niemand bekümmert sich um einen. Nichts wie Lügen sind es mit eurem vielgepriesenen Himmel und mit eurer ewigen Glückseligkeit. Eine ganz erbärmliche Einrichtung ist es!“

Da blickte ihn Petrus verwundert an und sagte: „Du weißt wohl gar nicht, wo du bist? Du denkst wohl, du bist im Himmel? In der Hölle bist du. Du hast dich ja selbst in die Hölle gewünscht. Das Schloß gehört zur Hölle.“

„Zur Hölle?“ wiederholte der Reiche erschrocken. „Das hier ist doch nicht die Hölle? Wo sind denn der Teufel und das Feuer und die Kessel?“

„Du meinst wohl“, entgegnete Petrus, „daß die Sünder jetzt immer noch gebraten werden, wie früher? Das ist schon lange nicht mehr so. Aber in der Hölle bist du, verlaß dich darauf, und zwar

recht tief drin, so daß du einen schon dauern kannst. Mit der Zeit wirst du's wohl selbst inne werden."

Da fiel der reiche Mann entsetzt rückwärts in seinen Großvaterstuhl, hielt sich die Hände vor's Gesicht und schluchzte: „In der Hölle, in der Hölle! Ich armer, unglücklicher Mensch, was soll aus mir werden?“

Aber Petrus machte die Thüre auf und ging fort, und als er den eisernen Kiegel draußen wieder vorschob, hörte er drinnen den Reichen immer noch schluchzen: „In der Hölle, in der Hölle! Ich armer, unglücklicher Mensch, was soll aus mir werden?“ —

Und wieder vergingen hundert Jahre und aber hundert, und die Zeit wurde dem reichen Manne so entsetzlich lang, wie Niemand es sich auch nur denken kann. Und als das zweite Tausend zu Ende kam, trat Petrus abermals ein.

„Ach!“ rief ihm der reiche Mann entgegen, „ich habe mich so sehr nach dir gesehnt! Ich bin sehr traurig! Und so wie jetzt soll es immer bleiben? die ganze Ewigkeit? Und nach einer Weile fuhr er fort: „Heiliger Petrus, wie lang ist wohl die Ewigkeit?“

Da antwortete Petrus: „Wenn noch zehntausend Jahre vergangen sind, fängt sie an.“

Als der Reiche dies gehört, ließ er den Kopf auf die Brust sinken und begann bitterlich zu weinen. Aber Petrus stand hinter seinem Stuhl und zählte heimlich seine Thränen, und als er sah, daß es so viele waren, daß ihm der liebe Gott gewiß verzeihen würde, sprach er: „Komm, ich will dir einmal etwas recht Schönes zeigen! Oben auf dem Boden weiß ich ein Astloch in der Wand, da kann man ein wenig in den Himmel hineinsehen.“

Damit führte er ihn die Bodentreppe hinauf, und durch allerhand Gerümpel bis zu einer kleinen Kammer. Als sie in diese eintraten, fiel durch das Astloch ein goldener Strahl hindurch dem heiligen Petrus gerade auf die Stirn, so daß es aussah, als wenn Feuerflammen auf ihr brennten.

„Das ist vom wirklichen Himmel!“ sagte der reiche Mann zitternd.

„Ja,“ erwiderte Petrus, „nun sieh einmal durch!“

Aber das Astloch war etwas hoch oben an der

Wand, und der reiche Mann nicht sehr groß, so daß er kaum hinaufreichte.

„Du mußt dich recht lang machen und ganz hoch auf die Zehen stellen,“ sagte Petrus. Da strengte sich der Reiche so sehr an, als er nur irgend konnte, und als er endlich durch das Astloch hindurch blickte, sah er wirklich in den Himmel hinein. Da saß der liebe Gott auf seinem goldnen Thron zwischen den Wolken und den Sternen in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit und um ihn her alle Engel und Heiligen.

„Ach,“ rief er aus, „das ist ja so wunderbar schön und herrlich, wie man es sich auf der Erde gar nicht vorstellen kann. Aber sage, wer ist denn das, der dem lieben Gott zu Füßen sitzt und mir gerade den Rücken zugehrt?“

„Das ist der arme Mann, der auf der Erde neben dir gewohnt hat und mit dem du zusammen herauf gekommen bist. Als ich euch auftrug, es euch auszudenken, wie ihr es in der Ewigkeit haben wolltet, hat er sich bloß ein Fußbänkchen gewünscht, damit er sich dem lieben Gott zu Füßen setzen könne. Und das hat er auch bekommen, genau so, wie du dein Schloß.“ —

Als er dies gesagt, ging er still fort, ohne daß es der Reiche merkte. Denn der stand immer noch ganz still auf den Fußspitzen und blickte in den Himmel hinein und konnte sich nicht satt sehen. Zwar es fiel ihm recht schwer, denn das Loch war sehr hoch oben, und er mußte fortwährend auf den Zehen stehen; aber er that es gern, denn es war zu schön, was er sah.

Und nach abermals tausend Jahren kam Petrus zum letzten Mal. Da stand der reiche Mann immer noch in der Bodenkammer an der Wand auf den Fußspitzen und schaute unverwandt in den Himmel hinein, und war so in's Sehen versunken, daß er gar nichts merkte, als Petrus eintrat.

Endlich legte ihm aber Petrus die Hand auf die Schulter, daß er sich umdrehte, und sagte:

„Komm mit, du hast nun lange genug gestanden! Deine Sünden sind dir vergeben; ich soll dich in den Himmel holen. — Nicht wahr, du hättest es viel bequemer haben können, wenn du nur gewollt hättest?“ — —

Ein glücklicher Tausch.

Von

Carl Enslin.

Illustration von Paul Thumann.

Schleicht doch der Bursche schon wieder dort hinten herum! Was der nur hier verloren haben mag! Schon gestern und vorgestern ist er mir aufgefallen! Ob ich ihn nicht einmal herufen sollte? Doch nein — was geht's mich an! Weiter, weiter! So! In einer halben Stunde werd' ich fertig sein mit der Zeichnung! Wenn ich dann dem Burschen auf dem Heimwege begegne: vielleicht frag' ich ihn — vielleicht auch nicht!

Der Maler, der so mit sich selbst sprach, saß an einer einsamen Stelle des Feldes auf einem Stein und zeichnete die vor ihm liegende Landschaft. Während er nun wieder emsig weiter arbeitete und wohl den Knaben, von dem er gesprochen, wieder ganz vergessen hatte, schlich Andreas näher und immer näher heran.

„Ich muß es sehen! Wer weiß, ob er sich morgen wieder dahin setzt! Nun — und den Kopf wird er mir ja nicht abreißen, wenn er mich bemerkt! Immer näher — immer näher!“

Eben war Andreas leise hingeschlichen und sah nun dem Maler über die Schultern auf seine Zeichnung; indem er aber das schöne Bild, das die vorliegende Gegend auf's treueste darstellte, erblickte, fuhr er unwillkürlich in die Höhe und rief aus: „Ach, wie schön!“

Dadurch wurde der Maler aufgeschreckt, er wandte sich schnell um; Andreas aber rannte davon.

„Halt, halt, Kleiner! Warum läufst du denn fort? Komm doch! Ich thu' dir ja nichts! Da — sieh nur das Bild an! Komm!“

Schüchtern und zaghaft nahte sich der Knabe und konnte sich gar nicht satt sehen an der gelungenen Zeichnung.

„Ach, wie schön! Könnt ich's auch so! Aber hier — die Seite dieses Häuschens ist doch ein wenig anders, als dort! Sehen Sie! Das muß ja so sein!“

Und Andreas machte dem Maler auf die bescheidenste Weise eine so verständige Bemerkung, daß dieser erstaunte, ihn freundlichst lobte, sogleich nach des Knaben Angabe den Fehler verbesserte und ihn dann fragte, wer er wäre?

Deutsche Jugend. I.

„Ach, gar nichts bin ich! Möcht' aber was werden!“

„Was denn?“

„Ei nun, ein Maler!“

„So werd' einer.“

„Ja, wenn's nur ginge!“

„Warum geht's denn nicht?“

„Meine Eltern haben kein Geld!“

„Das ist freilich schlimm! Aber wo wohnst du denn?“

Andreas sagte es, und der Maler notirte es sich in seine Brieftasche.

Nach einer halben Stunde, während welcher Andreas dem Maler noch zusah, war dieser fertig, und beide gingen sodann mit einander zum Stadthore hinein, jeder nach seiner Wohnung.

Schon waren einige Tage verflossen. — Andreas dachte nicht, daß die Unterredung mit dem Maler noch weitere Folgen haben würde, und war stets betrübt, nicht seinen Lieblingswunsch befriedigt zu sehen, ein Maler werden zu können.

Seine armen Eltern drängten ihn zu einem Handwerke, wovon er sich ehrlich ernähren könne.

„Morgen kommt der Schuhmachermeister wieder! Er nimmt dich umsonst in die Lehre! Mach's kurz! Handwerk hat einen goldnen Boden! Wird' Schuhmacher! Das ist ein Geschäft, das seinen Mann nährt! Thu's deinen alten Eltern zu lieb! Aus der Malerei wird doch nichts!“

Das war eine harte, schlaflose Nacht für Andreas. Nachdem er sich lange zerquält hatte mit tausend Gedanken und Plänen, wie er Schuhmacherei und Malerei vereinigen könne, entschlief er endlich in der Frühe des verhängnißvollen Morgens, an dem sein Lebensschicksal entschieden werden sollte.

„Thu's deinen alten Eltern zu lieb.“

Dieser Ausspruch hatte bei ihm endlich gesiegt, und er war mit dem festen Entschluß eingeschlafen, Schuhmacher zu werden und in seinen Freistunden ein Bildchen zu zeichnen.

Wirre Träume durchgaufelten seinen Schlummer. Die schöne Landschaft des Malers ging oft vor seinem inneren Sinne vorüber; aber überall war

sie mit Schuhen und Stiefeln, mit Leisten und Pechbrähren umrahmt.

Schon schien die Sonne durch die Fenster; Andreas schlief immer noch, und seine Eltern wollten ihn auch nicht wecken, da er nichts zu versäumen hatte, und da sie selbst ein wenig Scheu hatten, ihren lieben Sohn zu einem Geschäfte zu nöthigen, wozu er durchaus keine Lust hatte.

Da trat der Schuhmachermeister ein.

„Nun, hat sich Euer Sohn besonnen? Es ist heute die höchste Zeit! Morgen wär's zu spät! Ein anderer, ganz tüchtiger Bursche hat sich schon angeboten — mit Lehrgeld! Aber Euch, als alten Bekannten, zu lieb, thu' ich's schon und nehme den Andreas ohne Weiteres! Doch nur heute noch!“

Unser Sohn hat uns zugesagt, Schuhmacher zu werden! Drum soll's denn auch dabei bleiben! Wartet einen Augenblick, Meister! Er soll gleich bei Euch sein!“

Und eben wollte die Mutter ihren Sohn seinen malerischen Schuhmacherträumen entreißen, als es an die Thüre klopfte und der Maler eintrat. Als er sich überzeugt hatte, daß er in dem rechten Hause sei, erkundigte er sich auf die theilnehmendste Weise nach Andreas; namentlich fragte er auch, ob die Eltern nicht Zeichnungen von ihm hätten. Die Eltern, die noch nicht wußten, wo das alles hinaus sollte, holten einen großen Pack aus einer Schieblade und legten ihn dem Maler vor. Dieser traute seinen Augen kaum und konnte sich nicht oft genug bestätigen lassen, daß dieß alles auch wirklich Andreas selbst gezeichnet habe.

„Hört, liebe Leute, gebt mir den jungen Menschen in die Lehre! Ueberlaßt den Knaben meiner Leitung.“

„Das wird nicht gehen! Hier steht schon der Mann, zu dem er in die Lehre kommt! Andreas wird Schuhmacher!“

„Wenn ich aber einen Maler aus ihm machen will?“

So kann's auch nicht gehen!“

„Warum denn nicht? Euer Sohn hat Lust und Anlagen dazu!“

„Wir aber kein Geld!“

„Wenn ich nun für ihn zu sorgen verspreche?“

„Das wollten Sie thun? Freilich, dann wär's noch einmal zu überlegen! Was meint Ihr dazu, Meister Schuhmacher?“

„Was soll ich dazu meinen? Wenn Ihr mir auch den Jungen schon zugesagt habt, so will ich

doch seinem Glücke nicht im Wege stehen! Macht's wie Ihr wollt! Ich aber kann ihn nur heute noch nehmen!“

„Und ich — sagte der Maler — nehm' ihn heute und morgen und übermorgen! Heute scheint mir's aber besser zu sein!“

„So mag denn Andreas selbst entscheiden!“

Jetzt weckte die Mutter ihren Sohn, indem sie sagte: „Andreas, dein Glück kommt im Schlafe! Zieh' dich schnell an und komm heraus!“

„Ach, Mutter, da hab' ich von der Schuhmacherwerkstatt geträumt; aber die Wände waren so sonderbar, lauter schöne Landschaften!“

„Schon gut! Schon gut! Aber komm nur jetzt!“

Ehe Andreas aus der Schlafstube trat, hatte sich der Maler, im Einverständnisse mit den Andern, hinter einen Schrank gestellt, so daß er nicht gesehen werden konnte.

Als nun der Knabe kam und den Schuhmachermeister sah, fuhr er zusammen wie vor einer Schreckensgestalt. Der Schuhmacher fragte freundlich, ob er mit ihm gehen wolle. Einen Augenblick besann sich Andreas; dann aber sah er nach seinen Eltern hin, die außergewöhnlich freundliche Gesichter machten; dies legte er sich aus als eine Mahnung, einzustimmen, und dem Schuhmacher mit erzwungener Heiterkeit die Hand gebend, sagte er: „Ja, ich geh' mit! Ich will Schuhmacher werden!“

„Aber ich habe gehört, — sagte der Schuhmacher — daß du keine Lust dazu habest! Willst du denn nicht lieber Maler werden?“

„Nein, nein — Schuhmacher — sonst nichts!“

„Dann freilich kann ich gehen! — sagte der hervortretende Maler — Leb' wohl, Andreas!“

Ueberrascht fuhr dieser jetzt in die Höhe, und ohne recht zu wissen, was er that, rannte er auf den Maler zu, der schon — im Ernste oder Scherze — die Thürklinke in der Hand hatte, umfaßte ihn und rief: „Ach, wie schön! Die Landschaft! Die Landschaft!“

Der Maler hielt an.

„Kleiner Schuhmacher, was willst du? Hast mich ja recht angeführt! Hast mir weiß gemacht, du wolltest Maler werden!“

„Ach, ja — aber — Vater, verzeih! Was soll ich denn sagen!“

„Sag', was du wirklich meinst, lieber Andreas! Im Uebrigen laß Gott walten!“

„Nun sprich, — sagte der Maler — willst du mit mir gehen und ein Maler werden?“

„Ach, wie gerne würd' ich's! Aber — — doch nein, ich will Schuhmacher werden!“

„Der Herr Maler — sagte der Vater — will für dich sorgen, und meine Erlaubniß hast du!“

Andreas umfaßte im Eifer abermals den Maler und rief: „Ach, bleiben Sie! Maler, ja, Maler will ich werden!“



„Nun, so sei's! Es bleibt dabei! Schick mir den Jungen morgen! Und wenn er fleißig ist, werd' ich gern für alles Nöthige Sorge tragen. Lebt wohl, ihr lieben Leute!“

Der Maler ging, der Schuhmacher auch. Letzterer sagte: „Der hätte die Welt auch nur mit schlechtem Lederzeug versorgt und hätte gewiß beim Pechdrahtziehen nach seinen Landschaften geschmachtet! So ist's besser! Aber doch hab' ich Respekt vor dem Burschen, der seinen Eltern zu lieb seinen Lieblingswunsch fahren ließ! Mög's ihm gut gehen!“ —

Mehrere Monate vergingen; Andreas war der fleißigste Schüler, den es geben kann. Sein Meister und seine Eltern hatten Freude an ihm und versprachen sich das Beste.

Der Maler nun bekam von dem Könige von Preußen den Auftrag, in einem der königlichen Zimmer auf einer Wand ein großes Gemälde zu entwerfen und auszuführen.

Der Maler hatte sein Werk begonnen, stand auf seiner Leiter, und betrachtete nachdenkend seine Arbeit; dabei ging er immer rückwärts zur Leiter herunter, ohne sich umzublicken.

Während dessen trat der König leise in das Zimmer und stellte sich an die Leiter, um dem Künstler zuzusehen.

Der Maler war endlich unten an das Ende der Leiter gekommen, ging noch immer rückwärts, sah aber immer vor sich und hinauf nach der Malerei.

Der König, um ihn nicht zu stören, ging auch zurück, ohne von ihm bemerkt zu werden und auch ohne sich bemerkbar zu machen.

Auf diese Weise wurde der König immer weiter zurück gedrängt, bis an die gegenüberstehende Fensterwand. Jetzt konnte er nicht mehr weiter, und — der Maler trat ihn auf den Fuß, glaubte jedoch, sein Bursche Andreas stehe hinter ihm, und sagte etwas derb, doch ohne es böse zu meinen: „Neugieriger Schlingel, bist du schon wieder hier?“

„Ja, Meister!“ sagte lachend der König.

Erschreckt über die fremde Stimme, wandte sich der Maler um, fiel aber sogleich dem Könige zu Füßen und bat um Verzeihung.

„Hat nichts zu bedeuten! — sagte der König — Aber wer ist denn der neugierige Schlingel?“

Und der Maler erzählte nun dem Könige von dem wißbegierigen, eifrigen, strebsamen Burschen, der ihm oft heimlich zusehe, um ja keine Gelegenheit zu versäumen, recht viel zu lernen, und der alle Anlage habe, einmal etwas Rechtes zu werden.

Das gefiel dem Könige sehr. Er erkundigte sich noch weiter nach Andreas und wurde des kleinen Malers Beschützer und Unterstützer.

Nach beendigter Lehrzeit gab ihm der König die Mittel eine Malerakademie zu besuchen, und nachdem er sein Studium daselbst vollendet hatte, ließ er ihn auf seine Kosten in fremde Länder reisen, so daß sich sein Schützling auf jede Art ausbilden konnte.

Der neugierige Schüler wurde ein berühmter Meister.

MÄRZLIED.
von Wih. Osterwald.

Munter, doch nicht zu rasch. Volksweise. *) Thema der Variationen im
Septett von Beethoven, Op. 20.

1. Lind raucht es durch den Ha - gen, die Bäu - me wie - gen
 **) 2. März - be - her nimmt vor al - len den er - sten Thau als
 3. Und in der Bäu - me Zwei - gen und im Ge - büsch die
 4. O hel - de Lust des Mär - zen, die neu die Früh - linge -

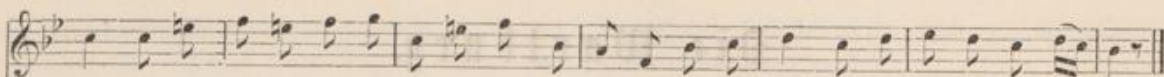
rit.

1. froh das Haupt, als woll - ten sie sich sa - gen: „Bald sind wir neu be - laubt!“ Doch zu der Bäu - me
 2. Ref - tar ein, dem Bienlein zu Ge - sal - len, das früh schon summt im Hain. Gold - stern - lein und Blau -
 3. Bö - ge - lein, sie kön - nen nicht mehr schwei - gen im war - men Son - nen - schein. Der Am - sel flö - tend
 4. ah - nung weckt und ban - net, was die Her - zen im Win - ter hat er - schreckt; du lockst die Kin - der

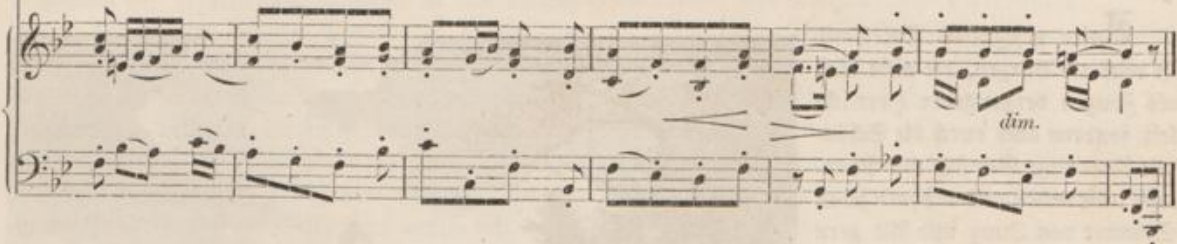
rit.

*) Begleitung von G. Schreiber. (Auch Hummel hat diese Volksweise in einem Septett variirt.)

**) Märzbecher (Waldschneeglöckchen), *Leucojum vernalis*; Goldsternlein (Waldasterlein), *Gagea lutea*; Blau - röschlein (Leberblume), *Hepatica triloba*; gelbes Windröschlein, *Anemone ranunculoides*; weißes Windröschlein, *Anemone nemorosa*.



1. Grü - ßen ist Blum' an Blu-me schon er - wacht, das gold-ne Licht zu grü - ßen, das neu vom Him-mel lacht.
2. rö - ßen schlägt's Neuglein auf nach lan - ger Ruh, und gelb und weiß Windrös - chen blickt still ver-gnügt da - zu.
3. Lot - ten, des Fin - ken schmetternd hel - ler Schlag klingt wie Ge - sang der Glot - ten am Auf - er - steh - ungstag.
4. wie - der hin - auß, und von dir zeu - gen auch die fro - hen Kin - der - lie - der, das rei - ne Kin - des - auß'.



Bei dem Schlittendoctor.

Von

Julius Sturm.

Initial-Biguette von Hugo Bärkner.



In dichten Flocken fällt der Schnee,
Doch weh, o weh!
Mein Schlitten ist zerbrochen.
Geschwind mit ihm zum Zimmermann,
Der soll sich sputen, was er kann,
Mit Schnitzen und mit Bechen.

O liebster, bester Meister, seht,

Wie schlimm mirs geht,
Ich bring' euch einen Kranken;
Und magt euch ungelegen sein,
Ich laß euch nicht und bitt' euch fein;
Nur heut dürft ihr nicht zanken.

Seht über Nacht giebt's Schlittenbahn,
Was fang' ich an,
Wollt ihr nicht Hilfe bringen?
Und morgen ist ein Ferientag
Und auf dem Hügel dort am Hag
Giebt's lust'ges Schellenklingen.

Ihr winkt mir freundlich, wie ich seh,
Suche! suche!
Ihr liebet euch erbitten,
Und packt das erste beste Scheit,
Scharf haut das Beil, die Säge schreit,
Der Hobel pfeift am Schlitten.

Nun fragt ihr lachend nach dem Lohn?
Den bring' ich schon;
Doch daß ichs nicht vergesse:
Nehmt meinen Dank und habt Geduld
Und schreibt einstweilen meine Schuld
An eure große Esse.

Die Wartburg.

Von

Wilhelm Osterwald.

Mit zwei Ansichten nach Original-Zeichnungen von Friedrich Preller jun. und Abbildungen einiger Wandgemälde von Moriz v. Schwind.

Unser gesegnetes Vaterland ist reich an Burgen, die nicht bloß als Zeugen vergangener Herrlichkeit, sondern auch durch die Schönheit ihrer Lage Gemüth und Phantasie ansprechen und deshalb jeden Sommer von Jung und Alt gern besucht werden. Aber fast keine kann sich mit der Perle des Thüringer Landes messen, die über Eisenach nahe an der Scheide von Thüringen und Hessen steht, welche in der Zeit, in der sie erbaut wurde, noch einem und demselben Fürstengeschlechte unterthan waren. Zwar in landschaftlicher Schönheit mag die Wartburg immerhin von den Burgen übertroffen werden, deren Mauern und Thürme sich in den stolzen Wellen des deutschen Rheines spiegeln, obgleich auch in dieser Hinsicht der Blick von der Wartburg alle die anheimelnde und an die Poesie des deutschen Volksliedes erinnernde Lieblichkeit und friedliche Heiterkeit bietet, die den Thüringer Wald überhaupt unter den Gebirgen Deutschlands auszeichnet. Aber was die Wartburg für uns zur Burg der Burgen macht, das sind die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an sie knüpfen, und die uns hier, namentlich seit ihr kunstsjümmiger Besitzer, der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach Karl Alexander, sie im Geiste des Mittelalters hat wiederherstellen und mit Meisterwerken der Kunst schmücken lassen, lebendiger und anschaulicher entgegengetreten, als irgend wo anders.

Der Glanz des ritterlichen und sangeslustigen Mittelalters auf seinem Höhepunkte, die fromme Demuth, die neben jenem Glanze ihre Stelle bewahrte und den Ruhm der Heiligkeit errang, die großartige Religionsbewegung, die wir unter dem Namen der Reformation begreifen und die zur herr-



lichsten Wiedergeburt des deutschen Geistes führen sollte, mit wie schweren Kämpfen sie auch für das nationale Leben verbunden war, und wieder die leuchtende Herrlichkeit des zu neuer Sangeslust und Geistesfrische erwachten deutschen Lebens, wie es vom Musenhofe zu Weimar ausströmte, und die ersten Regungen auch der beginnenden, Staat und Volk reinigenden und einigenden Wiedergeburt Deutschlands selbst: — alle diese Kundgebungen des deutschen Geistes sind mehr oder minder eng mit dem Namen der Wartburg verknüpft, der darum auch für jeden denkenden Deutschen etwas Heiliges hat,

um dessentwillen ein Geschlecht nach dem andern gern den Berg über Eisenach hinauf pilgert, um die theuren Erinnerungen aufzufrischen, welche die Väter den Söhnen hinterlassen haben, damit sie ihrer würdig leben und sie weiter vererben helfen.

Da die Burg ganz in dem alten Stile wieder hergestellt ist, so tritt uns zunächst in der Bauart wie in der ganzen äußeren Erscheinung begreiflicher Weise der Geist des deutschen Mittelalters aus dem Ende des 12. und dem Anfang des 13. Jahrhunderts, also der Zeit entgegen, in welche das erste Aufblühen der deutschen Dichtung und Sangeskunst fällt. Der Hof des kunstsinnigen Landgrafen Hermann in Eisenach und auf der Wartburg war neben dem gleich dichterfreundlichen Hofe der Babenberger in Oesterreich für die damalige Zeit von gleicher Bedeutung wie der Hof Karl Augusts von Weimar für das 18. Jahrhundert. Hierher wie auf die gleichfalls dem Landgrafen von Thüringen gehörende Neuenburg oberhalb Freiburg an der Unstrut, kam Heinrich von Veldekin, der durch seine romanartige dichterische Bearbeitung der Aeneassage der Vater der ritterlichen Dichtung Deutschlands wurde; hier weilte der tief-sinnige Ritter Wolfram von Eschenbach, der seine Zeitgenossen mit hohem Ernste daran erinnerte, daß es noch ein höheres Ritterthum gebe als das weltliche, wie glänzenden Ruhm auch dieses seinen Vertretern gewähren könne; hier sang Walther von der Vogelweide seine frischen Lieder Deutschland zum Lobe und den Welschen zum Troß, und wer irgend eine neue Weise zum Lobe Gottes, der Frauen oder der Herren anzustimmen wußte, die sich an einem so feingebildeten Hofe hören lassen durfte, der zog nach Eisenach und warb um des landgräflichen Liebesfreundes Beifall und Lohn.

Aus der Erinnerung an dieses reichbewegte Sängereleben am Hofe Hermanns, so wie aus den Beziehungen des thüringischen Fürstenhauses zum ungarischen Königshause entwickelte sich die Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg, die Richard Wagner in seinem bekanntesten musikalischen Drama mit der eigenthümlichen Sage vom Tannhäuser, dem ritterlichen, zwischen irdischer und himmlischer Liebe hin und her schwankenden Minnesänger verbunden hat.

Unter den Wandgemälden des großen, im edelsten Stil des Mittelalters wiederhergestellten Landgrafenhauses der Wartburg nimmt die Darstellung dieses sagenhaften Sängerkrieges den breitesten Raum ein, und führt uns in lebensvollen Gestalten jene ganze Zeit des weltlichen und geistlichen Minnesangs vor Augen, welcher dem Ritterthum des

dreizehnten Jahrhunderts einen so eigenthümlich weihervollen Glanz verlieh.

Die äußere Seite des Ritterthums veranschaulicht uns der Waffensaal, in dem sich eine nicht eben sehr große, aber bedeutsam ausgewählte und sinnig zusammengestellte Sammlung von mittelalterlichen Rüstungen und Waffen aller Art befindet.

Wie eigenthümlich berührt uns der Gegensatz, den hierzu wie zu der Pracht des Sängersaales das Leben der heiligen Elisabeth bildet, das Moritz von Schwind in ergreifenden Bildern, die den Corridor des Landgrafenhauses schmücken, geschildert hat. Es ist die demüthige, hingebende und entsagende christliche Liebe, die uns in dem Bilde dieser ungarischen Königstochter entgegentritt. Sie war die Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, der in Unmuth über das Uebergewicht, welches er selbst den Großen seines Landes eingeräumt hatte, viele Deutsche an seinen Hof zog, die namentlich auch an seiner Gemahlin Gertrud, einer Tochter des fürstlichen Hauses Andechs-Meran, eine besondere Stütze fanden. Diese deutschen Beziehungen des ungarischen Königshofes führten auch dazu, daß Elisabeth bereits als Kind mit Ludwig, dem Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen, verlobt wurde. Erst vier Jahre war sie alt, als der Schenk Walthar von Burgula sie im Jahre 1211, von einem reichen Gefolge begleitet, aus Presburg in ihre neue Heimat abholte, wo sie mit ihrem sieben Jahr älteren Verlobten zusammen erzogen werden sollte. Ihre Ankunft in Eisenach führen wir auf der folgenden Seite nach dem Wandgemälde von M. v. Schwind im Bilde vor. Bei aller kindlichen Freude, mit der sie sich an den Spielen ihrer Gefährtinnen betheiligte, zeigte sie doch schon früh Spuren des tiefen Ernstes, der aufrichtigen Demuth und der werththätigen Liebe, die ihr später den Namen einer Heiligen verschafft haben. Wenn sie auf dem Schloßhofe mit ihren Gespielinnen um die Wette nach dem Ziele lief, so drückte sie im Vorbeieilen auf die Klinken der Schloßkapelle gern einen Kuß; wenn um Geld gespielt wurde, hob sie den zehnten Theil ihres Gewinnes für die Armen auf, und nicht selten hörte sie mit den Worten: „Gott zu Lieb“ mitten in ihren kindlichen Spielen plötzlich auf. Dennoch fehlte es ihr am Hofe zu Eisenach, namentlich nach dem Tode des Landgrafen Hermann, der in Elisabeths zehntem Jahre erfolgte, nicht an Widersachern und Neidern, die sie, die da stand „wie eine schöne Lilie unter Dornen“, am liebsten nach Ungarn zurückgeschickt oder in ein Kloster gesteckt hätten.

Aber ihr Verlobter, mit dem sie aufgewachsen war, wie eine Schwester mit ihrem Bruder, wie sie

sich denn auch selbst noch nach ihrer Verheirathung unter einander Bruder und Schwester nannten, der junge Ludwig hatte ihren hohen Werth wohl erkannt und eine herzliche Zuneigung zu ihr gefaßt. Als der Schenk von Bargula, der treue Gönner Elisabeths,

Paar, als Ludwig 21 und Elisabeth 14 Jahre alt waren, im Jahre 1221 durch den Segen der Kirche zusammengesprochen, Ludwig schön und schlank, voll fürstlicher Hoheit und leutseliger Anmuth, Elisabeth mit einem lieblichen Antlitze von blendender Weiße,



ihn einmal ernstlich über seine Absichten in Rücksicht auf seine Verlobte befragte, zeigte der fürstliche Jüngling auf den über den Höhenzug des Thüringer Waldes mächtig hervorragenden Inselberg und sagte: „Siehst du wohl den großen Berg dort? Er gehörte mir, und wenn er von Gold wäre, und doch wolte ich lieber auf ihn verzichten, als auf meine liebe Braut Elisabeth.“

So ward denn trotz aller Gegenreden das junge

das dunkelbraune Haare, die für südliche Abstammung zeugend, beschatteten. Die sechs Jahre, die sie nun in der glücklichsten Ehe an der Seite ihres Gatten verlebte, zeigten uns das reine, durch keinen Widerspruch getrübe Bild der liebenden Gattin, der frommen Christin und der mildthätigen Fürstin.

Während Ludwig eine gediegene und vielseitige Regententhätigkeit entwickelte, waltete Elisabeth in den durch echte Weiblichkeit gezogenen engeren Kreisen.

Vor allem sorgte sie unermülich für Kranke und Arme und theilte dabei ihre milden Spenden oft so überreichlich aus, daß Ludwig, wie sehr er auch ihr segensreiches Walten schätzte und billigte, ihrer Freigebigkeit doch zuweilen Schranken setzen mußte. Im

arbeiten noch Kleider und Schuhe fehlten, selbst ihre Prachtgewänder, um den Armen zu helfen.

Diese Zeit ist es, an welche die Sage anknüpft, deren lieblichste Blüthen Moritz von Schwind in den schon erwähnten Bildern so meisterhaft verkörpert hat.



Jahre 1226 war nach mehrjährigen Mißernten eine Hungersnoth ausgebrochen, die Elend und Seuchen im Gefolge hatte. Da ließ Elisabeth in Abwesenheit ihres Gemahls die fürstlichen Kornspeicher öffnen und Getraide unter die Armen vertheilen. Auch Brod und Früchte theilte sie mit großer Umsicht aus. Für Kranke und Arme baute sie ferner das Armenhospital in Eisenach und verkaufte, da auch im folgenden Jahre trotz der besseren Ernte den Feld-

Deutsche Jugend. 1.

Eines Tages, so berichtet die Sage, ging Frau Elisabeth den Schloßberg hinab, um nach ihrer Gewohnheit die Armen zu trösten. Es war das aber zu einer Zeit, in der ihr Gemahl, um ihrer allzu großen Freigebigkeit die nöthigen Schranken zu setzen, ihr das Austheilen von Gaben untersagt hatte. Und nun mußte ihr auf ihrem barmherzigen Gange gerade ihr lieber Gemahl, der zur Wartburg hinaufritt, begegnen. Rasch schlug sie den Mantel über

die Speisen, die sie trug. „Was trägst du da, liebe Schwester?“ fragte er nicht ohne Argwohn. „Rosen, lieber Bruder,“ antwortete sie in der ersten Bestürzung. „Laß doch sehen,“ sagte Ludwig mißtrauisch und schlug den Mantel zurück, und siehe, der Himmel,

Wartburg, für die ein stattliches Mahl angerichtet wurde. Schon hatte Elisabeth ihre besten Kleider angelegt, da sprach sie im Schloßhose ein Bettler um Hülfe an, dem es an der nothdürftigsten Kleidung fehlte. Ohne sich lange zu bestimmen, folgte



der Wohlgefallen an ihrem Liebeswerke fühlte, hatte das Wunder bewirkt, wodurch die Speisen in Rosen verwandelt waren. Ludwig sah wirklich einen Korb voll blühender Rosen — und ist nicht jede Gabe, die ein frommes und barmherziges Gemüth seinen armen Mitmenschen zudenkt, einer köstlichen Rose zu vergleichen? — und ließ die holbe Frau, sich seines Mißtrauens schämend, ungehindert weiter gehen.

Ein andres Mal waren hohe Gäste auf der

die gute Fürstin der augenblicklichen Regung ihres Herzens, warf dem halbnackten Bettler ihren kostbaren Fürstenmantel über und ging in ihr Zimmer zurück, weil sie sich ohne Mantel im Prunksaale nicht zeigen konnte. Als nun ihr Gemahl sie aufsuchte und sie mit den Worten: „Liebe Schwester, die Gäste warten!“ zum Kommen aufforderte, sagte sie: „Ich bin bereit, mein Bruder, wenn es dein Wunsch ist.“ Ohne eine Ahnung von dem Geschehenen zu

haben, schickte Ludwig eine Dienerin in die Kammer, um den Mantel seiner Frau zu holen, und siehe! der Himmel hatte wieder ein Wunder bewirkt und einen überaus schönen, hyazinthenfarbigen Mantel herniederfallen lassen, den die erstaunte Dienerin in

opfern mußte. Wenn sie dann auf die Burg zurückgekehrt war, schenkte sie den Mantel und die Kleidung, die sie auf dem Kirchgange getragen hatte, den Armen.

An ihrem Gemahle hing sie mit der vollsten



der Kammer fand und ihrer Herrin brachte. Die Bilder auf Seite 184 und 185 stellen dieses und andere Werke der Barmherzigkeit nach den cyklischen Compositionen von M. v. Schwind dar.

Wenn sie nach der Taufe eines ihrer Kinder ihren Kirchgang hielt, so legte sie ein schlichtes Wollenkleid an, nahm ihr Kind in den Arm und ging barfuß den steinigen Weg von der Burg hinab zur Kirche, wo das Kind eine Wachskerze am Altar

und hingebendsten Zärtlichkeit; aber leider sollte sie das Glück ihrer Ehe nicht lange genießen. Auf einem Reichstage hatte der Hohenstaufe Friedrich II. ihren Gemahl zur Theilnahme an einem Kreuzzuge berebet. Als Elisabeth das Kreuz in der Tasche seines Gürtelgehentes fand, wohin er es gesteckt hatte, um es ihren Augen zu verbergen, sank sie ohnmächtig zur Erde, denn sie fürchtete das Schlimmste von dem Kreuzzuge, zu dem er sich verpflichtet hatte. Und

ihre Ahnung irrte nicht. Ludwig starb, noch ehe er das heilige Land gesehen hatte, 1227 zu Otranto in Italien. Als Elisabeth die Schmerzensbotschaft schweigend und unter Thränen gehört hatte, sagte sie: „Tobt, ach! tobt ist mir nun die ganze Welt mit ihrer Lust und Ehre!“

Von ihren nun folgenden Leiden, die ihr namentlich durch ihren eigenen Schwager Heinrich Raspe, den Nachfolger Ludwigs, so wie durch die schöne Undankbarkeit selbst derer bereitet wurden, die sie mit ihren Wohlthaten überschüttet hatte, so wie von ihrem frommen und entsagungsvollen Leben in Marburg bis zu ihrem Tode am 19. November 1231 wäre noch viel zu erzählen, wenn es uns nicht zu weit von der Wartburg entfernte, zu deren Betrachtung wir nun zurückkehren wollen.

Die Gemälde des Landgrafenjaales führen uns aus der Geschichte der Regentenhäuser, sowohl des mit Heinrich Raspe ausgestorbenen Hauses der Saller als des in der Ernestinischen Linie noch jetzt in Thüringen regierenden Hauses Wettin, höchst ansprechende, Geschichte und Sage schön verflechtende Bilder gebiegener und echt deutscher Fürstentüchtigkeit vor; und wir freuen uns, dieselbe Tüchtigkeit in dieser Ahnen Enteln und Nachfolgern wiederzufinden, deren Bilder in einem andern Zimmer mit gebührender Pietät aufbewahrt werden, das für viele Besucher noch einen höheren Reiz hat, als alle Pracht und Sinnigkeit des Landgrafen- und Sängersaales.

Es ist das Zimmer, in welchem Martin Luther seit dem 4. Mai 1521 eine Zeit lang unter dem Namen eines Junkers Jörg in tiefster Zurückgezogenheit lebte, als er in Folge seines unverzagten Auftretens in Worms vor Acht und Bann Zuflucht suchen mußte. Welche Erinnerungen knüpfen sich an dieses bescheidene, in der Einfachheit seiner Ausstattung so erhabene Lutherzimmer! Die Sage ist auch hier thätig gewesen, und noch wird an der Wand die Stelle gezeigt, wohin das Tintenfaß geflogen sein soll, das Luther, wie erzählt wird, nach dem Teufel warf, als er ihn in dem frommen Werke der Bibelübersetzung störte. Früher wurde sogar auch der Tintenleck noch an der Wand gezeigt, aber englische Reisende, die überall ein greifbares Andenken mitnehmen wollen, haben so oft und so viel Stücke der besleckten Wand abgekratzet und mitgenommen, daß anstatt des Kleckses jetzt ein Loch in dem Kalkbewurfe der Wand ist.

Zimmerhin mag die Sage uns an die schweren Anfechtungen und inneren Kämpfe erinnern, denen der unvergleichliche Gottes- und Geistesstreiter auch hier in seinem friedlichen Patmos, wie er diesen

stillen Aufenthalt gern nannte, ausgesetzt war. Denn er hatte den Kampf mit der römischen Kirche nicht leichtsinnig, sondern mit schwerem Herzen aufgenommen, und verhehlte sich nicht, daß sein kühnes Vorgehen zu einem Bruch mit der ganzen bis dahin herrschenden alten Weltordnung führen mußte. Und wenn ihn auch das Bild der neuen Welt, die daraus hervor gehen sollte und die er im Geiste schaute, wohl darüber trösten konnte, so wußte er doch auch, daß keine neue Welt ohne erschütternde Schmerzen ins Leben treten kann.

Und wenn wir so den herrlichen Mann in seinem Geistesringen und Kämpfen uns vorstellen und dabei diese immerhin massiv gebiegene Kraft aber doch zugleich rührende Einfachheit der Geräthe erblicken, deren er sich hier bediente, so ergreift uns dieses bescheidene Lutherzimmer fast noch mehr als die Lutherkapelle des Landgrafenhauses, obgleich diese andererseits doch wieder als ein wahres Kleinod der Wartburg bezeichnet werden muß. Wer das Glück hat, unter seinen Begleitern einen guten Orgelspieler zu haben, der sich in aller Stille an die Orgel setzt und den Choral: „Ein feste Burg ist unser Gott“ anstimmt, der wird den Eindruck, den dieses siegesgewisse Kampflied des Protestantismus gerade an dieser Stelle auf jeden Protestanten machen muß, in seinem Leben nicht wieder vergessen. Ja das ist das große Kriegs- und Sturmlied des Gottesstreters Luther, durch dessen Klänge die den Fortschritt der Menschheit bannenden Mächte gebrochen und eine neue Welt des Geistes geschaffen ist. Das freie England, das freiere Amerika und vor Allem das in Wissenschaft und Kunst neu erblühte Deutschland — sie wären ohne die Strömung, die von Luther ausgegangen ist, alle nicht denkbar. Die ganze neue Welt ist erst durch ihn ins Leben gerufen.

Und so erinnern wir uns auf der Wartburg gern auch des Musenhofes von Weimar, dessen Fürst ja zugleich auch der Burgherr der Wartburg war, und sehen im Geiste Goethes weltoffenes großes Auge an dem Blicke nach Eisenach hinunter oder nach dem Thüringer Wald hinauf sich erfreuen, sehen Schillers sinnend geneigtes Haupt an seiner Seite, oder Herders feierlichen Ernst und Wielands gutmüthige Schalkheit, wie sie der Wartburg einen Besuch abstatten, um von dort nach dem benachbarten Wilhelmsthal, dem anmuthigen Lustschlosse Karl Augusts zu wandeln, wohin seit 1832 die Reisenden am liebsten durch das liebliche Marienthal und das wildromantische Annathal wandern.

Mit Stolz blicken wir auf die zweite Blüthenperiode unserer Dichtung zurück, die wir den ge-

nannten Dichtern vornehmlich verdanken; aber wir erinnern uns auch, daß aller Glanz dieses Reiches der schönen Geister uns nicht den Mangel eines einigen Vaterlandes und eines gesunden Staatslebens ersetzen konnte, an dem Deutschland seit den furchtbaren Schlägen des dreißigjährigen Krieges krankte, und von dem es sich nie ganz erholt hätte, wenn nicht die Vorsehung in Preußen einen festen Kern und Halt aufgespart hätte, mit dessen Hülfe wir das gesegnete Wunder der Neugeburt des deutschen Reiches in unsern Tagen erlebt haben.

Auch für diese erhabenste Kundgebung des

Schriften undeutsch gesinnter und vaterlandsfeindlicher Schriftsteller zu verbrennen, den lebhaftesten Anklang. In Folge der Gerüchte, die über diese Verbrennung verbreitet wurden, fanden sich hochgestellte Staatsmänner schwer beleidigt; und da man auch die Ermordung des russischen Staatsrathes August von Kokebue durch den Studenten Sand in unmittelbare Verbindung mit dem Wartburgsfeste setzte, so wurden die deutschen Burschenschafter — so hießen die Studenten, die für die Herstellung des deutschen Reiches schwärmten — eine lange Reihe von Jahren aufs bitterste verfolgt und zum Theil zu



deutschen Geistes fehlt es nicht an einer Wartburgserinnerung. Als die glorreiche Erhebung Deutschlands in den Jahren 1813—1815 das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt hatte, mußte die vaterländische Begeisterung bald wieder dem kleinlichen Geiste der Zerrissenheit und Zerstückelung des Vaterlandes weichen; aber die deutsche Jugend bewahrte das heilige Feuer in ihren Herzen, und am 18. Oct. 1817 traten Vertreter der deutschen studirenden Jugend auf der Wartburg zusammen, um sich zu geloben, daß sie mit allen Kräften des Geistes für die Einigung des zerrissenen deutschen Vaterlandes wirken wollten. Die Jugend liebt es, ihren Empfindungen einen sinnbildlichen Ausdruck zu geben, und so fand der Vorschlag, in dem Feuer der nach dem Fackelzuge zusammengeworfenen Fackelreste, die

lebenslänglicher Festungsstrafe verdammt.

Einer von ihnen wohnt jetzt auf seiner hübschen Villa am Fuße der Wartburg. Es ist der in ganz Deutschland bei Hoch und Niedrig beliebte humor- und gemüthvolle platt- oder, wie wir richtiger sagen sollten, niederdeutsche Dichter Fritz Reuter. Es mag ihm wohl wunderbarlich zu Muth sein, wenn er jetzt die Wartburg hinaufsteigt und, falls er bei Laune ist, in der gleichfalls im mittelalterlichen Stile wiederhergestellten und mit vielen ernstern und spaßhaften altdeutschen Sinnsprüchen geschmückten Wartburgsherberge (auf unserm Bilde rechts) die Fremden, die oft seinetwegen vorzugsweise nach Eisenach gekommen sind, mit seinen Gesprächen erfreut.

Denn es ist in der That eine der wunderbarsten Wandlungen unserer Geschichte, die wir erlebt

haben, der zufolge dieselben Gedanken und Wünsche, um derenwillen damals die Jünglinge als Hochverräther verdammt wurden, durch die mächtigsten und geliebtesten Fürsten unserer Zeit verwirklicht und zum besten Theil erfüllt sind. —

So sehen wir, daß der Sturm der Zeiten wohl manche Blüthe knicken und manchen Fruchtansatz abschütteln kann, daß aber jeder wahrhaft lebensfähige nationale Gedanke, wie lange er auch zurückgedrängt oder zu trägem Schlummer verdammt ist, dennoch zur rechten Zeit in's Leben tritt, wenn nur die rechten Männer da sind, ihn zu wecken. Gott sei gedankt, daß er uns in unserm Kaiser und Könige Wilhelm und seinem Reichskanzler die rechten Männer zur rechten Zeit gegeben hat!

So haben wir denn gesehen, daß die Erinnerungen, die sich an die Wartburg knüpfen, mit den bedeutendsten Entwicklungsringen am Baume des deutschen Lebens eng zusammenhängen, und so verdient sie vor allen Burgen Deutschlands besonders als Kleinod und Heiligthum geehrt und gefeiert zu werden.

Wie Thüringen ein natürliches Bindeglied zwischen Nord- und Süddeutschland bildet, so ist die Wartburg ein ehrwürdiges Denkmal der Erinnerung und Mahnung für alle Deutschen, die Güter der Menschheit und des Geistes zu wahren, durch die Deutschland groß geworden ist.

Baukönig.

Von August Sturm.

Illustration von Wilhelm Georg.



Ein König bin ich vom Baume,
Weiß nichts von Leid und Weh,
Hab' immer gute Laune,
Frag' nichts nach Frost und Schnee.

Mit keinem mag ich tauschen;
Sing lieber ein frohes Lied,
Als frohen Liedern zu lauschen
Mit unzufriednem Gemüth.

Ich singe zu jeder Stunde,
Und Frohsinn ist mein Thron;
Geht einst mein Reich zu Grunde,
Flieg' ich vergnügt davon.

Drum bleib' ich König vom Baume,
Begehre kein andres Reich;
Hab' immer gute Laune,
Bin König und Sänger zugleich.

Einem Knaben ins Stammbuch.

Von Heinrich Stadelmann.

Sahst du einst im Glanz des Maien
Eines Baumes zarte Hülle?
Blüthen sich an Blüthen reihen,
Boten künft'ger Früchtefülle.

Sahst du, wie im Herbst die müden,
Reichbeladenen Zweige sinken?
Statt der holden Frühlingsblüthen
Reife Früchte lieblich winken. —

Schau, mein Sohn, du gleichst dem Baume;
Manche Blüthe hegt dein Leben,
Und nach flücht'gem Jugendtraume
Sollst du süße Früchte geben.

Run, so wachse frisch und kräftig!
Grün' und blüh' zu Gottes Ehre!
Sei kein Sturmwind dir zu heftig
Und kein Reif dich je verfehre!

Die deutsche Natur im Kreislaufe des Jahres.

Von

Dr. Karl Rus.



Zur Januar.

Eisblumen, starr, kryhallen an den
Eisbecken,
Wie ein Gebege gen der Sturmnacht
Tosen,
Sie flüstern mir, indes die Stimmer
stünden:
Wir sind die Weiser schöner Frühlingstosen.

Anastafius Grün.

Nur schlummernd, nicht erstorben, ruht die ganze Natur; wohlverwahrt ist alles Leben in Knospen, Keimen, Wurzeln und Samen, in Eiern, Larven, Puppen oder vollkommenen Thieren. Wohl ist es eine der lehrreichsten Winterbetrachtungen, jene ersteren kennen zu lernen als die tiefverborgenen Anfangspunkte des künftigen Pflanzenlebens, zu schauen, wie die Natur so vorsorglich mit schützenden Hüllen sie umgeben und zugleich sie ausgerüstet mit Vorräthen an Nahrungstoffen, für den ersten belebenden Sonnenstrahl bereit, zur freudigen Entwicklung und Entfaltung.

Während aber alles Pflanzenleben im scheinbaren Tode verharret, darf der verständnißvolle Blick sich doch

auch jetzt an einigen wirklichen Blumen erfreuen. Auf dem schwarzen, fruchtbaren Acker der Gartenbeete hat der Wind eine Stelle freigeweht und, belebt von den Strahlen der Mittagssonne, entfalten sich hier die weißen Sternchen der Bogelmiere, die weißen und röthlichen Blumen der Wieswurz, die mattblauen Blümchen des kleinen Ehrenpreis, die Lippenblüthen der rothen Taubnessel und auf dem abgethautes Wiesenfeld daneben auch einige Maßlieben, die holden Tausendschönchen oder Gänseblümchen.

Mit Recht nennt man diese bescheidensten Kinder unserer heimischen Blüthenwelt „zeitlose Blumen“, denn sie erschließen sich dem warmen Sonnenstrahl zu jeder Jahreszeit.

Nicht minder anregend und lehrreich ist es, den schlummernden Insekten oder Kerbtieren nachzuspüren in ihren Schlupfwinkeln in den Spalten der Rinde, im Bast, Holz und unter welchem Kraut und dürrem Laub, in der Erde Schoof u. s. w. Noch vielmehr nimmt natürlich die höhere Thierwelt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Trotz Sturm und Wintergraus schmettert der Zaunkönig sein Liedchen von der Wetterfahne eines Hauses herab und am einsamen Wildbach im Walde singt die Wasseramsel. Die Emsigkeit der Meisen, Goldhähnchen und Baumläufer, welche jetzt in Schwärmen rastlos herumziehen, erfreut unsomehr unser Herz, da sie Gärten und Haine von den schädlichen Insekten säubern. Haubenerlchen, Goldammer, Hausperlinge, Krähen, Dohlen und selbst Elstern ziehen als Wintergäste in die Straßen der Dörfer und Städte ein, und tummeln sich vor den Scheunen oder auf den Futterplätzen, welche mildherzige und einsichtsvolle Vogelfreunde für sie einrichten. Hier finden sich dann auch noch zahlreiche Schwärme von Hänflingen, Dompfaffen, Stieglitzen und Zeisigen ein.

Auf einem einsamen Baume im Felde sitzt ein großer Würger, im Borholz flattern Amseln und Drosseln umher, ein Schwarzspecht klappert an dürren Nestern und auf den Kiefernzweigen sitzen Kreuzschnäbel, am Waldesrande streichen Gabelweihen und Bussarde entlang, nach den Mäuschen auspähend, welche der Nahrungsmangel hervortreibt. Sperber und Hühnerhabicht verfolgen die Rebhühner auf dem Felde, auch die Auer-, Vork- und Haselhühner, wenn dieselben sich aus den Kiefernsonnungen hervorwagen. Selbst bei Tage kommen jetzt während der Kälte Steinkäuze und verschiedene andere Eulen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und auch der Uhu, die größte und allein schädliche unserer einheimischen Eulen, zieht trotz aller Verfolgung bereits mit der kaum andbrechenden Dämmerung auf Raub aus.

Am sprudelnden Quell tummelt sich ein einsamer Eisvogel und um die offenen Stellen des Landsees haben sich Hunderte von bunten Enten eingefunden. Hoch oben in der klaren Winterluft schwebt ein Steinadler vorüber, den Nahrungsmangel und Kälte aus seiner gebirgigen Heimat ebenfalls vertrieben haben.

In den bis hierher erwähnten Angehörigen der gesiederten Welt haben wir die meisten unsrer Stand- und Strichvögel vor uns.

Weniger auffallend als die Vögel erscheinen uns die Vierfüßler. Wohl sehen wir in großer Kälte selbst bei Tage einen Fuchs nahrungsuchend weithin über die Felder schweifen, und ebenso tummeln sich die Eichhörnchen im Borholz umher. Auch kommen in der kaum beginnenden Dämmerung die Hasen an die Kohlgärten heran. Wie viele mehr Thiere hier aber des Nachts regsam waren, das verräth uns des Morgens die Schneedecke, auf

welcher wir noch die Spuren des Baum- und Steinmarders, des Iltis und großen Wiesel, der Fischotter und wohl gar die einer Wildfage entdecken. Wenn die Witterung jetzt milde wird, so beginnen zuweilen schon die Fledermäuse zu erwachen, verkriechen sich jedoch bald wieder.

Ein liebliches Winterbild führt uns der Griffel eines leider zu früh verstorbenen Künstlers (Robert Kreyssmar*) vor's Auge. Da wiegen sich die Kreuzschnäbel geschäftig auf den beschneiten Kiefernzweigen und unterhalb schlüpfen kleine Wiesel aus dem Baue, um Jagd auf Mäuse u. dgl. zu machen. Fernhin im Walde läßt ein stattlicher Rothhirsch seinen herausfordernden Schrei erschallen, welcher wahrscheinlich einen Gegner herbeiruft, mit dem dann ein Kampf auf Tod und Leben beginnt, bei welchem der Jäger gern den dritten Mann spielt.

Gegenwärtig ist die Jagd am regsamsten im ganzen Jahre. Hochwild und Rehböcke werden gepürscht, Hasen, Füchse und Wildschweine auf Treibjagden erlegt. Alles Raubwild, wie Füchse, Marder, Fischottern u. a. werden eingekreist, d. h. auf dem frischgefallenen Schnee abgespürt, durch Dachshunde aus den Bauen und Verstecken getrieben und geschossen. Fischottern werden auch des Nachts auf dem Anstade erlegt, auch werden sie und alles andere Raubwild in Eisen und Fallen gefangen. Jetzt ist das Pelzwerk aller dieser Thiere am besten und liefert die höchsten Erträge.

Betrachten wir beiläufig auch noch andere menschliche Thätigkeit, so finden wir, daß es im Walde sehr lebhaft zugeht. Es ist die günstigste Zeit zum Fällen von Nutz- und Brennholz.

Die Aufmerksamkeit sinniger Naturfreunde wird jetzt auch durch eine ganz besondere Thätigkeit der gestaltenden Naturkraft in Anspruch genommen. Es sind die schönen Gebilde des Frostes, welcher die Glasscheiben mit Fensterblumen überzieht, die Nester eines kahlen Strauches gleichsam in glänzendes Brillantgeschmeide verwandelt, ein welches Blatt oder das Moos wie mit Silbersammet überhaucht, in den Schneekristallen uns eine unendliche Mannigfaltigkeit von wahrhaft schönen Formen und Gestalten vor's Auge zaubert und, von der Decke der Gewässer, den Eiszapfen an der Dachrinne bis zu den gewaltigsten Gletschern und anderen Eisbildungen der Gebirge uns überall Anlaß zu Staunen und Bewunderung giebt.

Der Frost entfaltet zugleich eine sehr nützliche Thätigkeit, welche für den Naturhaushalt von großer Wichtigkeit ist. Betrachten wir die Eiskruste, welche den Acker nach jedem Nachtfrost überzieht, so finden wir, daß sie aus lauter kleinen Keilen besteht, welche vortrefflich dazu ge-

*) Aus Dr. Karl Ruß, „Durch Feld und Wald.“ (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

eignet sind, die harte und zähe Erde zu zerkleinern, aufzulockern und für die Aussaat der Natur vorzubereiten. Doch auch sehr schädlich werden diese Gebilde des Frostes, namentlich dem Kiefernwalde. Wenn feuchter Schnee massenhaft gefallen und darauf sogleich starker Frost eingetreten, so erscheinen die jungen Kiefern wie mit weißen Polstern überladen. Dann darf nur wiederum dichter Schnee herabkreiseln, um ein großes Unheil hier anzurichten, indem der „Schneebruch“ in seiner ganzen Schrecklichkeit eintritt und die Bäumchen massenweise vernichtet oder doch für immer verstümmelt.

Auch zum Sternenhimmel empor müssen wir unsere Blicke wenden, um die Natur recht kennen zu lernen. Hoch am nördlichen Himmel glänzt das Sternbild des großen Bären, auch der große Himmelswagen genannt, und in seiner Nähe erblicken wir den schönen hellen Polarstern. Ihnen entgegengesetzt, am südlichen Himmel, zieht sich die Milchstraße von Südost nach Nordwest. Gegen Osten hin erblicken wir das Sternbild des Fuhrmanns mit der Capella und nach Westen hin das Sternbild der Cassiopeja. Unweit von hier befinden sich die Sternbilder des Thierkreises, Wassermann, Fische und Widder mit dem prächtig blinkenden Sterne Aldebaran. Das prachtvollste Sternbild des Himmels, der Orion, strahlt im Osten rechts von der Milchstraße, links nach Nordosten hin befinden sich die Sternbilder Zwillinge, Krebs und Löwe, und unterhalb des Orion ist das Sternbild des großen Hundes, mit dem hellsten Fix-Stern des Himmels, dem Sirius.

Eine Fülle von Naturgenüssen bietet auch diese Winterzeit; die herrlichsten Sonnenauf- und Untergänge des ganzen Jahres, schöne Fernblicke in die malerische Winterlandschaft, sei es im Sonnenglanz, in welchem die Schneeflächen glänzend schimmern und die Schlag Schatten schön lafurbau sich abzeichnen, sei es bei gedämpftem Licht, dessen blaugraue Nebel die Gegenstände geheimnißvoll hervortreten lassen. Dazu kommen noch sternreiche, schöne Mondscheinächte, in welchen die Baum Schatten vom silberweißen Grund sich abheben und unsere lebhaft Einbildungskraft eine ganz andere, zauberhafte Welt um uns hergaukelt.

Im Februar.

Winter weint die hellsten Thränen
Und ich fühle Frühlingsehnen,
Luft und Freude; frisch wie Thau,
Lacht zu mir des Himmels Blau.

Klaus Groth.

Noch tobt der Nordost gar eilig über die schneebedeckten Fluren und dennoch tritt uns jetzt bereits das Deutsche Jugend. I.

erste erwachende Leben erfreuend entgegen. Wir athmen hoch auf, sobald wir, um eine dichte Waldecke gelangend, ein stilles Plätzchen finden, auf welchem die Wirkung der Sonnenstrahlen zur Geltung kommt.

Schon beginnen einige der bei uns überwinterten Vögel mit dem Nestbau und mildes Wetter bringt uns regelmäßig die ersten zurückkehrenden Wandervögel.

Die hochnordischen Gäste, Schneeammern, Wachholderdrosseln, Seidenschwänze und andere, ziehen schnell bei uns durch, zurück in ihre Heimat. Auch die größten nordischen Wanderer, Wildenten und Wildgänse, schweben nordwärts dahin, und aus den Straßen verschwinden die besiedelten Wintergäste, Krähen, Haubenlerchen und Goldammern, und ziehen sich auf die abgethautes Hügellabhängen zurück.

Nur zu oft kehrt aber die rauhe Winterwitterung noch immer einmal wieder, in Schneegestöber und Frost, in Sturm und Graus. Dann ist es um so nothwendiger, den Vogelfutterplatz milden Herzens reichlich zu versorgen, vom Schnee freizufehren und täglich mehrmals Futter darauf auszustreuen, weil andernfalls gerade jetzt noch gar viele herzige Vögel an Nahrungsnoth umkommen können.

Trotz des rauhen Wetters beginnen in allen Pflanzen bereits tief eingreifende Verwandlungen der Stoffe; ein neues Leben beginnt sich im Innern zu regen und giebt sich bald dem Auge des Beobachters kund.

An den noch ganz kahlen Zweigen des Haselnußstrauchs erglänzen gleichsam aus den Knospen purpurne Sternchen, die weiblichen Blüten, während die sog. Primel oder Kästchen, die männlichen Blüten, ihren goldgelben Staub austreuen. Auch der blätterlose Kellerhals oder Seidelbast entfaltet purpurrothe duftige Blümchen. Schneeglöckchen und Leberblumen lächeln uns schon freudig entgegen, und wie um unsere Freude zu erhöhen, erhebt sich die erste Feldlerche mit weithin schallender Zubeistimme in die klare blaue Luft.

Der kräftig ausgewachsene Hirsch wirft jetzt sein Geweih ab, wovon der Monat den Namen „Hornung“ trägt.

Sogar aus der kleinsten Thierwelt vermögen die Strahlen der Februarsonne schon Leben wach zu rufen. Rothbäuchige Salamander schlängeln sich an die Oberfläche des Wassers empor, um Luft zu schöpfen, und ebenso erwachen Frösche und Kröten und kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Ein kleiner rother Schnabellerk, welcher aus der Baumrinde oder aus Mauerritzen hervorkriecht, wird von den Kindern als „Soldätkchen“ begrüßt. Hin und wieder ein einzelner Schmetterling, ein kleiner Fuchs oder Citronenvogel, einige Bienen, wohl gar schon Mücken, Köcherfliegen u. a. lassen sich von den warmen Sonnenstrahlen verleiten, ihre Zufluchtsorte zu verlassen

oder ihre Puppengehäuse zu zersprengen. Doch sie sind meistens verloren: ein eisiger Hauch ertödtet sie, ein Schneeschauer begräbt sie.

Ein wunderbarer Kampf tobt jetzt in der Natur, unverständlich für die meisten Menschen und doch von außerordentlicher Wichtigkeit und von großem Interesse für den Blick des Kundigen. In jeder Nacht schmiedet der Frost einen neuen Eispanzer über Wiese und Feld und befestigt die Decke des Sees aufs Neue; doch an jedem Mittage räumen die kämpfenden Naturmächte, die wärmenden Sonnenstrahlen, der erweichende Regen, das rüttelnde Wasser und der brechende Wind siegreich diese Schranken wieder fort und zerstören gar mächtig auch die alten. So währt dieser Kampf der feindlichen Gewalten rastlos und ununterbrochen viele Wochen hindurch, bis nach allmählichem, immer sichtbarerem Erlahmen der rauhen Mächte, endlich der Sieg des Frühlings über den Winter entschieden ist. Von immer wichtigerer Bedeutung zeigt sich dieser Vorgang für den Naturhaushalt. Denn wir sehen deutlich, daß durch das Schmelzen, Tief eindringen, Wiederfrieren und Wiederaufthauen des Wassers der Boden immer mehr aufgelockert und vorbereitet wird für die demnächst sich entwickelnde Pflanzenwelt.

Im März.

Schon schmilzt der Schnee im lauen Wind,
Lebendig wird's in Ström und Bächen,
Es will der Lenz, das frohe Kind,
Mit hundert Zungen zu uns sprechen.
Von seiner langen Reise kam
Der Storch, die Schwalbe kehrt zum Neste;
Man legt hinans den Wintertram
Und rüftet fröhlich sich zum Feste.

Hermann Kette.

Nicht umsonst trägt dieser Monat seinen Namen nach dem Kriegsgott des Alterthums. Immerwährend und ganz offenkundig — nicht mehr wie bisher, nur zeitweise oder gleichsam versteckt — tobt jetzt allenthalben der Kampf der Naturgewalten in der leblosen, wie in der lebendigen Natur.

Mit dem wärmeren Wehen der Luft beginnt's fort-dauernd von den Höhen zu rieseln, die Eisdecken der Gewässer werden zersprengt und immer reißender stürzt der Bach seine getrübbten Fluten in's Thal hinab.

Jene Blümchen, welche uns im vorigen Monat gleichsam nur als die ersten Boten des nahenden Frühlings erschienen, sie treten uns jetzt zahlreich und mannichfaltig entgegen. Es sind Schneeglöckchen, Leberblümchen, Seidelbastblüthen, denen sich dann die ersten Märzveilchen, Hundsvleichen, Anemonen, die silbernen Rätzchen der Sahlweiden und Aalepappel, die unscheinbaren der Erle,

Küster, Espe, die weißen Blumen des Schwarzdorns und die pupurrothen des Lerchensporns anschließen. Vorzugsweise zahlreich rufen die Sonnenstrahlen jetzt goldgelbe Blüthen gleichsam wie im Widerschein hervor, liebliche Schlüsselblumen, zahlreiche Hahnenfuß, Buschwindröschen, und im Garten Krokus und Primel.

Immer von neuem stürzt des Wetters Toben über alle diese zarten „Märzenblümchen“ her, und dennoch kann auch die ungünstigste Bitterung jetzt die freudige Entwicklung alles Naturlebens nicht mehr aufhalten und noch weniger das erwachende Leben der Thierwelt.

„Märzhäschen“ hüpfen im jungen Klee und die ersten Winter schläfer erwachen, Dachs, Igel, Hamster, Haselmaus und Fledermäuse. Das Geweih der alten Hirsche beginnt wieder hervorzuwachsen, während die jüngeren immer zahlreicher das ihrige jetzt abwerfen.

Die großen Schaaren der bis jetzt umherstreichenden Vögel, wie Zeisige, Hänflinge, Grünsinken, Goldammer und alle übrigen Körnerfresser vertheilen sich bereits in einzelne Pärchen und suchen die Brutorte auf, während die Insektenfresser, wie Meisen, Baumrutscher, Goldhähnchen u. a. noch meistens bis zum Ende des Monats zusammenbleiben. Viele Pärchen sind bereits mit dem Nestbau, andere mit der Brut beschäftigt.

Die letzten nordischen Wanderer aber eilen schnell hinweg, ihren Heimatsgegenden zu, während unsere heimischen Wandervögel immer zahlreicher aus den Winterherbergen zurückkehren.

Doch die Vögel erfreuen uns nicht allein durch ihr Erscheinen, sondern viel mehr noch durch den allenthalben erwachenden Gesang. Ein jubelnder Sänger weckt jetzt den andern; die Lerche hoch aus der blauen Luft herab und der Goldammer dicht neben uns auf einem Steine, die Singdrossel aus dem Wipfel einer alten Föhre, Rothkehlchen, Zaunkönige, Hänflinge und andere lassen ihre Stimmen um die Wette erschallen und bejubeln mit ihren süßesten Melodien den nahenden Einzug des lieben Frühlings. Am lautesten lassen sich die Staare hören, und die Finken mit ihrem klangvollen Schläge.

Die Kriechthiere oder Amphibien kommen immer zahlreicher hervor, Frösche, Kröten in den Sümpfen und an den Quellen, Eidechsen, Blindschleichen, Nattern und giftige Kreuzottern im Gestrüpp und Gras.

Immer zahlreicher wird auch die Welt der Kerbthiere lebendig, vielerlei Käfer, namentlich Lauf- und Blattkäfer, kommen hervor. Von Schmetterlingen fliegen schon der kleine Fuchs, der Citronenvogel und das Pfauenauge. Die Bienen tragen gewöhnlich schon fleißig ein und die Ameisen sind nicht minder regsam.

Das großartigste Naturspiel bildet jetzt der Eisgang. Durch den Zulauf des von den Hügeln und Bergen herab-rinnenden Wassers schwillt der Fluß mehr und mehr an

und hebt den schon längst gelockerten Eispanzer, bis er ihn knallend und prasselnd zertrümmert in zahllose Schollen, welche die reißende Strömung schaukelnd und einander stoßend hinweg trägt, hier und da zu gewaltigen Wällen aufstürmt und sie dann wieder fortschwemmt, bis sie, theilweise an den Ufern liegen bleibend, durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen in Säulen und Splitter auseinanderfallen, oder bis sie, immer wieder hier und da aufgethürmt und wohl gar den Bruch der Deiche und Dämme verursachend, zuletzt in's Meer hinausgeworfen werden.

Blicken wir in einer Märznacht zum Himmel empor, so gewährt derselbe uns den schönsten Anblick im ganzen Jahre. Das Sternbild der Jungfrau ist im Osten vol-

lends emporgestiegen und kündigt uns den herangenahen Frühling. Im Süden steht das Sternbild des Krebses, im Norden das des Drachens und über diesem das der Waage. Der Thierkreis senkt sich bereits zum Horizont hinab und die Milchstraße hat sich fast bis zur Hälfte des westlichen Himmels emporgearbeitet.

Die Erde hat in ihrem Sonnenumlauf den tiefsten Punkt ihrer Bahn erreicht. Jetzt sind die Tage bereits sehr bemerkbar länger geworden und am 21. März, dem Tage des Frühlingsanfangs, ist bekanntlich die erste Tag- und Nachtgleiche — ein Zeitpunkt, welchen unsre alten heidnischen Vorfahren (ebenso wie die zweite Tag- und Nachtgleiche im Herbst, und auch den längsten und kürzesten Tag) immer mit Festlichkeiten beginnen.

Der erste Ausgang.

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Text von Friedrich Oldenberg.



Nun komm, du goldner Sonnenschein,
Zu meinem Herzenskinde!
Schließt es in eure Arme ein,
Ihr warmen Frühlingswinde!

Die Augen auf, du kleiner Mann!
Schau' in die Himmelsweiten,
Und guck' die lichte Welt dir an
Mit ihren Herrlichkeiten!

Der Himmel, dran die Wolke zieht,
Der hunte Blumenreigen,
Die Lerche und das Lerchenlied,
Sie alle sind dein eigen.

Und du, mein Herz, und du bist mein,
Du süße Frühlingsblüthe,
Mein Schreihsals und mein Vögelein.
O daß dich Gott behüte!



Von

Johann Meyer.

Kreuz- und Quersilbenräthsel.

1	2
3	4

Ein zwei kommt oft und sagt kein Wort
Und setzt sich zu dir nieder,
Und jagst du es auch zehnmal fort,
Es kommt wohl zehnmal wieder.

Es ist mit dir und trinkt mit dir
Gar häufig ungebeten,
Und macht oft einen Punkt, wie hier .
Wo gar kein Punkt vonnöthen.

Ein vier ist dir gewiß bekannt,
Oft tritt man es mit Füßen,
Oft streichelt man es mit der Hand,
Als könnte man es küssen.

Im Zimmer oft, oft auf dem Flur,
Oft draußen auf der Gasse,
Zuweilen auch ein Theilchen nur
Von Teller, Topf und Tasse.

Drei zwei wird dir nichts Neues sein;
Bracht' dir der Storch zur Freude
Ein Schwester- oder Bräuderlein,
Sie brauchen's alle beide.

Es geht in Hütte und Palast
Und häufig an der Beine,
Doch nie zu Tisch und nie als Gast,
Und immer ohne Beine.

Wie steht's denn nun mit drei und vier?
Das kennst du auch nicht minder;
Es ist ein wahres Lustrevier
Im Sommer für die Kinder.

Und nicht allein zur Sommerszeit;
Man sieht sie dort inmitten
Des Winters auch, wenn's friert und schneit,
Auf Schlittschuh und am Schlitten.

Nun forsch darauf, du Knacker, du,
Mit deinen rothen Backen;
Bier Nüsse sind's, heiß wacker zu,
So lange bis sie knacken!

Von

Julius Sturm.

In einen Saal trat jüngst ich ein,
Da standen Gelehrte in langen Reihn,
Zu ihnen hatten sich Dichter geschaart,
Gedankentief, schwungvoll und zart;
Doch alle standen in tiefer Ruh
Und kehrten mir stumm den Rücken zu.
Ich hatte eben freie Zeit
Und nahm bald den, bald jenen bei Seit'
Und kehrt' ohn' lang Primborium,
Doch höflich, die Rückendreher um.
Als sie nun keinen Ausgang sahn,
Da huben sie zu reden an;
Sie redeten Sprachen gar mancherlei,
Mir wurde seltsam wirr dabei;
Sie sprachen klug und sie sprachen dumm.
Ein Mühlrad ging mir im Kopf herum.
Mir war, als athmet' ich Moderdust,
Ich sehnte mich nach frischer Luft
Und eilte schnell aus Saal und Haus
In Gottes freie Welt hinaus.
Da lag vor mir ein großes Buch
Und in ihm las ich Spruch um Spruch;
Wie wurde mir um's Herz so frei,
Ich fühlte mich fromm und fröhlich dabei.
Nun rathe stink, wo ich war, mein Kind,
Und nenne mir jenen Saal geschwind,
Und nenne mir auch das große Buch,
Darin ich gelesen Spruch um Spruch.

Von

Karl Reinhold.

Erste Sylbe.

Es trägt dich über Bach und Fluß
Und hält dein Beinleid fest am Fuß,
Und hielt's die Saiten nicht gespannt,
Klang' keine Fiedel mehr im Land.

Zweite Sylbe.

Es ruht im Keller tief am Faß;
Es überzudert Strauch und Gras;
Es schmückt das Ohr, den Arm, die Hand;
Den Bär führt man an ihm durchs Land.

Beide Sylben.

Als flimmernd einst an hellem Tag
Die zweite auf der ersten lag,
Sprach aus dem Ganzen ein Poet,
Was als Charade vor euch steht.



von
Robert Löwike.

I.

Frau Gertrud hatte Eier zum Verkauf nach der Stadt gebracht, mehr als 150, aber weniger als 200. Ehe sie auf den Markt ging, zählte sie ihre Eier genau und sagte: „Schade, daß ich sie nicht nach Duzenden verkaufen kann, dann würde ich sie gerade alle los werden und keines übrig behalten. Da ich sie aber nach Mandeln verkaufen muß (1 M. = 15 St.), so werden mir 3 Stück übrig bleiben.“ Wie viel Eier hatte Frau Gertrud?

II.

Als der Befreite Schulze nach Beendigung des letzten großen Krieges aus Frankreich in die Heimath zurückkam, brachte er außer dem eisernen Kreuz und einer großen Narbe auf der Stirn, auch noch ein Beutelchen mit Francs mit, welche er sich während der letzten Monate in Frankreich gespart hatte. Da er aber fürchtete, daß er das verwünschte Zeug in seinem Dorfe nicht los

werden würde, so wechselte er die Francs, deren Anzahl zwischen 60 und 80 betrug, zuvor in Berlin ein, und der Franc wurde dabei zu 8 Silbergroschen gerechnet. Er erhielt eine Anzahl von blanken Thalern und 14 Silbergroschen dazu. Wie viel Francs hat er dann eingewechselt?

III.

Karl ist ein tüchtiger Rechner, und seine Tanten meinen alle, er müsse entweder ein Dase oder ein Rothschild werden. Er ist ein ganz besonderer Freund von Nüssen und hatte sich zu Weihnachten einen hübschen Vorrath angesammelt, mehr als 50, aber weniger als 100 Stück. Gern hatte er sie vor sich auf dem Tische und schichtete sie in Häufchen oder Reihen. Wenn er sie in Häufchen zu je 9 hinlegte, so behielt er 4 Stück übrig. Wenn er sie aber in Häufchen von je 7 hinlegte, so blieben ihm 3 Stück übrig. Wie viel Nüsse hatte Karl?



Auflösung der Knackmandeln in vorigem Hest.

I.
U L M
L E A
M A X

II.
M A I
A A L
I L L

III.
E I S
I D A
S A U

IV.
S A U
A A R
U R I

V.
O H R
H A I
R I O

Die zwei anderen.

1.

In Onkel Anton's Garten sind 120 Nelken, 150 Tulpen, 90 Levkoien, 121 Georginen und 366 Asters.

2.

Der erste Korb enthielt ursprünglich 30, der zweite 14, der dritte 12 und der vierte 8 Äpfel.



Auflösung der Räthsel in vorigem Heft.

I. Räthsel von Carl Simrock.

1. Feuer. 2. Mastbäume. 3. Gar keine, sie haben Läufe. 4. Orgel. 5. Schnecke. 6. Hahn.
7. Falsches Geld. 8. Glocke. 9. Sonnenuhr. 10. Gänsefeder. 11. Hunger. 12. Maulwurf.

II. Räthsel von Carl Reinhold.

1. Storchschnabel. 2. Lampe. 3. Winde. 4. Schatten. 5. Blume.

Köchin und Kaze.

Von

Friedrich Oldenberg.

Mit Illustrationen von Theodor Sünzer.



Die Köchin kaufte Eier ein.
Die Kaze sprach: Ich will Köchin sein!
Springt lustig auf den Heerd hinauf,
Setzt sich die weiße Haube auf,
Bind't auch die Küchenschürze um
Und rührt den Löffel im Topf herum.

Da hat der Topf gesprochen:
Kätzlein, du willst kochen?
Und der alte Kessel sagt:
Kätzlein, du wirst ausgelacht!

Aber das Kätzlein drohte
Ernsthaft mit seiner Pfote,
Und sprach: Seid still!
Ich thu', was ich will!

Und um den Brei zu schmecken,
Fängt sie an zu ledern.
Aber das Feuer ist nicht faul,
Verbrennt ihr ganzes Kagenmaul,
Die Ohren und das Näschen zart
Und auch den süßen Kagenbart.
Den Topf reißt sie vom Heerde,
Der Brei liegt auf der Erde.



Da kommt die Köchin, — ei
fehlt sie doch!
Und wenn sie nicht todt sind,
leben sie noch.

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

Erzählungen, Märchen und Fabeln.

	Seite
Der Krystallsucher. Märchen von Jul. Sturm . . .	3
Die Heimath. Erzählung von Billamaria . . .	10
Ein falscher Wildbraten. Neu aufgefrischt von G. Jahn.	25
Allwissend und Unsichtbar. Märchenlustspiel von Franz Bonn	37
Anmerkung zu demselben	70
Die alte Uhr. Märchen von Johann Meyer . . .	49
Selbstbiographie eines Spahen. Von Carl Reinhold	62
Lena Wies. Ein Gedentblatt von Theodor Storm .	71
Der arme Schlucker. Märchen von Fr. Oldenberg .	77
Tirolerbuben von Adolf Pichler	90
Fabeln von A. Schwarzkopff	87
Fabeln von Julius Sturm	87
Joseph Haydn. Eine Lebensgeschichte von Ernst Friedlieb	104. 139. 167
Tanne und Waldbach. Fabel von Carl August . .	115
Von der Großmama, die sich fast todt erzählt hat. Er- zählung von Ottilie Wildermuth	127
Die Knarrprinzess. Märchen von Julius Sturm .	135
Eine vergnügte Fuchsjagd. Erzählung von E. Walther	145
Ein Winterabenteuer. Erzählung von H. Bürkner .	152
Von Himmel und Hölle. Märchen von Rich. Leander	172
Ein glücklicher Tausch. Erzählung von Carl Enslin	175

Geschichts- und Naturbilder.

Bei dem Bienenvater. Von Carl Reinhold . . .	16
Die jungen Sammler. Von Gustav Jaeger. I. . .	21
Die jungen Sammler. Von Gustav Jaeger. II. . .	88
Die jungen Sammler. Von Gustav Jaeger. III. . .	117
Auch ein Löwe. Von Carl Reinhold	32
Die Gottesanbeterin. Von Carl Reinhold	33
Die Marienburg. Die deutsche Wacht an der Weichsel. Von Friedrich Körner	59
Freiherr vom Stein, der Mitbegründer des neuen deut- schen Reiches von Friedrich Körner	82
Weihnachten, das älteste deutsche Familien- und Volksfest. Von Friedrich Körner.	94
Kleine Züge aus dem Seelenleben der Thiere. Von Carl Reinhold. 1-4.	96
Jugenderinnerungen von A. W. Grube	112. 149
Elßaß und Lothringen wieder unser. Von Friedrich Körner	120
Liebe Hausfreunde. Von Carl Reinhold	124
Naturbilder aus der deutschen Heimath. Von Dr. A. Ruß	155
Die Kreuzspinne. Von Carl Reinhold	162
Die Wartburg. Von Wilhelm Osterwald	180
Die deutsche Natur im Kreislaufe des Jahres. Von Dr. A. Ruß	189

Gedichte, Balladen und Lieder.

	Seite
Zum Eingang. Gedicht von J. Lohmeyer	1
Die Kranzwinderin. Gedicht von Herm. Klette . .	7
Bei Höchstädt. Ballade von Emanuel Geibel . . .	8
Die treuen Brüder. Ballade von Franz Bonn . . .	14
Stiefmütterchen. Gedicht von Friedrich Oldenberg	15
Kinderlieder von Julius Sturm	24. 48
Auszug aufs Land. Gedicht	31
Schwalbenflug. Gedicht von Heinrich Zeise . . .	32
Peterlein in der Fremde. Gedicht von J. Lohmeyer	35
Verlassen. Gedicht von Friedrich Oldenberg . .	58
Der Blinde im Frühling. Gedicht von Jul. Sturm	66
Der kleine Zimmermann. Gedicht von Carl Reinhold	66
Selbstgespräch eines Ausgesperrten. Von Julius Lohmeyer	69
Weihnachtsgruß von Julius Lohmeyer	76
Der erste Geburtstag. Gedicht von Fr. Oldenberg .	85
An den Wassern zu Babel. Gedicht von Jul. Sturm	86
Der Weihnachtskuchen. Gedicht von R. Löwenstein .	93
Schreckliche Abenteuer des Koboldchens Klein-Fingerling. Von Fedor Flinzer	100
Neujahrsgruß. Gedicht von A. Traeger	103
Die kleine Gemüsehändlerin. Gedicht von A. Gerol .	106
Das hübsche Mädchen. Gedicht von W. Osterwald .	110
Ein Blick ins All. Gedicht von Heinrich Zeise . .	115
Die kleinen Schlaraffen. Gedicht von Julius Sturm	116
Heimkehr aus dem Walde. Gedicht von Jul. Sturm	119
Min Org. Gedicht von Klaus Groth	123
Frau Holle. Deutsche Sage von Julius Sturm . .	123
Niez ist krank. Gedicht von A. Sturm	131
Niez im Schuß. Gedicht	131
Ein Liebchen von der Nase. Gedicht von Fr. Oldenberg	134
Hinter Schloß und Riegel. Gedicht von Fr. Oldenberg	138
Schlittensfahrt. Gedicht von Franz Bonn	148
Im Elßaß. Gedicht von Alfred Meißner	151
An eine junge Freundin. Von Ed. Moerike	154
Februar. Gedicht von Friedrich Oldenberg . . .	154
Mein Vaterland. Gedicht von Julius Sturm . . .	154
Zwei Kinderlieder von Hermann Klette	157
Zwei Stammbuchblätter. Von G. Kreyenberg . . .	161
Peter in der Klemme. Gedicht von J. Trojan . . .	166
Eine Scene aus dem Jahre 1870. Gedicht von Georg Scherer	171
Märzlied. Gedicht von Wilhelm Osterwald . . .	178
Bei dem Schlittendoctor. Gedicht von Jul. Sturm .	179
Jauntönig. Gedicht von August Sturm	188
Einem Knaben ins Stammbuch. Von H. Stadelmann	188
Der erste Ausgang. Gedicht von Fr. Oldenberg .	193
Köchin und Kage. Gedicht von Fr. Oldenberg . .	196

Vermischtes.

Kleines Kunstwerk aus Wald und Flur. Für Mädchen. Von Carl Reinhold	Seite 29
David und Goliath. Ein altes deutsches Redespiel. Für Knaben	33
Was Fritz seinen Lieben zu Weihnachten schenkte. Von F. Sprüche von Carl Enslin	95 20. 48. 75. 126

Kleinigkeiten von Johann Meyer	Seite 36. 65. 92. 115. 164
Sprüche von Friedrich Gäll	153
Die Tausendkünstler von Fedor Flinzer	158
Knackmandeln von Robert Löwike	30. 102. 132. 164. 195
Der Räthselmann. Von Julius Sturm	33
Räthsel	34. 68. 98. 99. 133. 165. 194
Auflösung d. Räthsel u. Knackmandeln	67. 99. 134. 163. 195. 196
Briefkasten	36. 70. 102

Illustrations-Verzeichniß.

Burger, L., Bei Höchstädt	Seite 8. 9
Die Knarrprinzeß	135. 137
Bürkner, G., Die Heimath	10. 13.
Tanzlied	48
Kirchweih	48
Die alte Uhr	49
Der Weihnachts-Kuchen	93. 94
Min Gorg	123
Von der Großmama, die sich fast todt erzählt hat	127. 129
Ein Winterabenteurer	152
Bei dem Schlittendoctor	179
Dietrich, A., Die alte Uhr	53
Flinzer, Fedor, Bei dem Bienenvater	16
Die jungen Sammler	21. 88. 89
Auch ein Löwe	32
Peterlein in der Fremde	35
Räthselbilder	36. 70
Allwissend und Unsichtbar	37. 38. 41. 46
Selbstbiographie eines Spähen. 12 B.	62—65
Pena Wies	71. 75
Schreckliche Abenteuer des Koboldchens Klein-Fingerling. 10 Silhouetten	100—102
Zwei Thierbilder	131
Ein Liedchen von der Nase	134
Eine vergnügte Fuchsagd	145
An eine junge Freundin	154
Die Tausendkünstler	158—160
Peter in der Klemme	166
Märzlied	178
Köchin und Käse	196
Knackmandeln-Vignette	30. 67. 102. 132. 164. 195
Räthsel-Vignette	34. 68. 98. 133. 165. 194
Räthsel-Auflösung-B.	67. 99. 134. 163. 195. 196
Fröhlich, L., Schlittensfahrt	148
Führich, Joseph Ritter von, An den Wassern zu Babel	86
Georgy, W., Baumkönig	188

Hammer, G., Liebe Hausfreunde	Seite 124
Naturbilder aus der deutschen Heimath	156
Hasse, E., Liebe Hausfreunde	125
Kreischmar, K., Die deutsche Natur im Kreislauf des Jahres	189
Pletsch, Oscar, Stiefmütterchen	15
Bei dem Bienenvater	18
Auszug auf's Land	31
Verlassen	58
Der erste Geburtstag	85
Briefkasten-Vignette	36. 70. 102
Heimkehr aus dem Wald	119
Hinter Schloß und Riegel	138
Der erste Ausgung	193
Preller, Fr. jun., Die Wartburg	180. 187
Richter, L., Die Kranzwinderin	7
Die kleine Gemüsehändlerin	109
Rothbart, Eine Scene aus dem Jahre 1870	171
Schnorr von Carolsfeld, Freiherr vom Stein	82
Schuster, K., Rathhaus von Bernigerode	113
Steinerne Renne	149
Schwind, M. v., Die Wartburg	182—185
Thumann, P., Der Krystallsucher	3. 4. 6
Ein falscher Wildbraten	25. 27. 28
Der Blinde im Frühling	66
Der kleine Zimmermann	66
Weihnachtsgruß	76
Josef Haydn 104. 106. 107. 139. 141. 167. 169. 170	
Frau Holle	123
Ein glücklicher Tausch	177
Venus, L., Der arme Schlucker	77. 79. 80. 81
Verkmeister, Fr., Selbstgespräch eines Ausge- sperren	69
Die kleinen Schlaraffen	116
Werner, A. v., Zum Eingang	1
Zahn, A. v., Neujahrsgruß	103
Im Elsaß	151

Die schönsten
deutschen Volkslieder

mit ihren eigenthümlichen Singweisen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Georg Scherer.

Mit einer Fadirung und 68 Holzschnitten
 nach Original-Zeichnungen

von

**J. Grünenwald, A. Müller, C. Piloty,
 A. v. Ramberg, L. Richter, M. v. Schwind,
 A. Strähuber u. P. Thumann.**

Die vierstimmige Bearbeitung der Melodien
 (für Sopran, Alt, Tenor und Bass, zugleich für Klavier)

von

K. A. Kunz.

Zweite reichvermehrte Auflage.

In farbigen Umschlag gebunden.

Preis 2 Thlr.



(Scherer's Zunft. Deutsches Kinderbuch. II.)

**Die amtlichen Kriegsberichte
 der Jahre 1870 und 1871.**

Pracht-Ausgabe mit Zierrahmen von A. Gottschaldt,
 einem Titelblatt von H. Wislicenus und sinnbildlichen Zeich-
 nungen von M. v. Schwind und J. Naue.

Zum Besten der deutschen Invaliden-Stiftung.

Ausgabe Nr. 1. In farbigen Umschlag elegant cartonnirt. Preis 2 Thlr.
 Ausgabe Nr. 2. In Prachtleinwandband mit Goldschnitt. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.
 Ausgabe Nr. 3. Kupferdruckpapier. Lederband m. Goldschnitt. Preis 6 Thlr.

Homer's Odyssee.

Vossische Uebersetzung.

Mit 40 Original-Compositionen

von

Friedrich Preller.

Gr. Fol. In farb. Umschlag eleg. cart. Preis 8 Thlr. 22½ Ngr.
 In Prachtleinwandband mit Goldschnitt 11 Thlr.
 In Prachtlederband mit Goldschnitt 17 Thlr. 15 Ngr.

Der Einzug Alexander des Grossen in Babylon.

Marmorfries von B. Thorwaldsen.

Nach Zeichnungen von F. Overbeck, gestochen von S. Amsler.

Neue Ausgabe mit erläuterndem Text herausgegeben von Dr. H. Lücke.

22 Kupfertafeln.

Quer-Folio. In farbigen Umschlag gebunden. Preis 6 Thlr.

Die biblische Geschichte nach den Worten der Schrift

mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von

J. Schnorr v. Carolsfeld, A. Diethé, G. A. Elster, Theod. Grosse, Jos. Ritter v. Führich, Gust. Jaeger, L. Kieper u. Ludovico Seip.

Gr. 4. In farbigen Umschlag elegant carton. Preis 3 Thlr. 10 Ngr.

In Leinwand geb. 3 Thlr. 25 Ngr., prachtvoll geb. mit Goldschnitt 4 Thlr. 20 Ngr.

CARSTENS' WERKE.

In ausgewählten Umriss-Stichen

von

Wilhelm Müller.

43 Kupfertafeln.

Zweite Auflage.

Herausgegeben und mit erläuterndem Text versehen von

Herman Riegel.

Qu.-Folio. In farbigen Umschlag eleg. gebunden. Preis 6 Thlr.

Buonaventura Genelli,

Umriss zu

Dante's Göttlicher Komödie.

Neue Ausgabe mit erläuterndem Text versehen
 in deutscher, englischer und französischer Sprache.

Herausgegeben von

Dr. Max Jordan.

36 Kupfertafeln. Quer-Folio. In farb. Umschlag geb. Preis 5 Thlr.



(Scherer's deutsche Volkslieder).

K. GERTEL H.

Abentener und Erlebnisse des Kleinen Hans.

Ein Bilderbuch

mit Musik und Gesang für Kinder
von

Salvatore G. Marchesi.

Mit 12 Illustrationen von Jul. Rod.

Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr.

Colorirte Ausgabe. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein Tag aus dem Leben der kleinen Pili.

20 Compositionen von L. Fröhlich.

Text von P. L. Stahl.

In farbigen Umschlag gebunden. Preis 24 Ngr.

Räthselbüchlein für Kinder.

Herausgegeben von Georg Scherer.

Mit 3 Holzschnitten nach A. Kreling u. J. Schnorr.

Cartonnirt. Preis 10 Ngr.

Aus dem Leben eines Künstlers.

24 Compositionen

von

Buonaventura Genelli.

In Kupfer gestochen von J. Burger, K. v. Gonzenbach,
H. Merz und H. Schütz.

Grösstes Querfolio in eleganter Mappe.

Preis 24 Thlr.

SATURA.

Compositionen

von

Buonaventura Genelli.

In Kupfer gestochen von H. Merz, H. Schütz u. A. Spiess.
Mit erläuterndem Text herausgegeben von

Dr. Max Jordan.

Gr. 4. In farbigen Umschlag eleg. gebunden.

Preis 6 Thlr.

Sicilien in Wort und Bild

von G. F. von Hoffweiler.

Mit 36 Holzschnitten nach Original-Zeichnungen

von A. Metzener.

Gr. 4. Preis 5 Thlr. 10 Ngr. — Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt 7 Thlr.

Die Insel Capri von F. Gregorovius.

Mit 18 Illustrationen nach Original-Zeichnungen

von K. Lindemann-Frommel.

Imperial 4. Eleg. cartonnirt. Preis 4 Thlr. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt 6 Thlr.

i.

r.

s.

